This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Lith. v. Otto Blumenf. Kiel

~~312 s. 163~~

Vet. Ger. III B. 506

Erzählungen

von

der Verfasserin von „Martha die Stiefmutter,“
„Tagebuch eines armen Fräuleins“ u. s. w.

Fünftes und sechstes Heft.

Inhalt:

1. Christian der Vogelsteller.
2. Julchen in der Residenz.
3. Wo wächst der Glücksbaum?
4. Balster Meier bei den Franzosen.
5. Der Bankerott.

Halle,
Verlag von Richard Mühlmann.
1858.

LIBRARY OF THE TAYLOR INSTITUTION
UNIVERSITY
29 FEB 1952
OF OXFORD

Christian der Vogelsteller.

Hoch oben auf dem Harz, nur wenige Stunden vom Brocken, wo die Stürme mächtiger brausen, die Nebel dichter ziehen, der Himmel aber auch blauer leuchtet und die Sonne goldener, wo dunkelgrüne Tannen die grünen Wiesen umkränzen, und in diesem Grün unzählige bunte Blumenkronen sich neigen und wiegen, wo goldbraune Quellen aus den Mooren rieseln, die Vögel hundertstimmig den Wald beleben, und das Geläute der Kuhheerden weithin durch die einsamen Thäler schallt, da liegt ein Städtchen gar lieblich und frisch. Die schwarzgrauen Holzhäuser inmitten wohlgehegter grüner Wiesenfleckchen klettern aus einem tiefen Thal den steilen Berg hinan, am höchsten steht das Kirchlein, mit dem spitzen Thurm herabschauend auf die zerstreut liegenden Häuser, wie ein Hirt auf seine Heerde. Der Kirche zunächst stehen die Forst- und Hüttenhäuser, ebenfalls mit verwettertem Holz umkleidet; aber sich stattlich erhebend über die geringen Wohnungen der Handwerker und der armen Arbeitsleute. Ja arm sind die Leute hier meistens, es sind Kohlenbrenner, Holzhauer oder Bergleute, die im Schweiße des Angesichts mühsam ihr Brod verdienen; aber fröhlich sind sie dennoch und stolz auf ihre Berge, und nimmer

möchten sie diese mit dem flachen Land trotz seiner Fleischtöpfe und Weizenfelder vertauschen. Für schwache Männer, für Frauen und Kinder giebt es noch kleine Nebenverdienste, die schönen Waldbeeren, die reichlich im Harze wachsen, werden gesammelt und ins Land getragen, und Quirle und Kellen und allerhand Holzschnitzereien. Ebenfalls werden Hunderte von den kleinen gefiederten Sängern gefangen und gezähmt und unten im Lande verkauft.

Diese letzte Kunst verstand Christian Hellborn ganz besonders, und seiner alten Muhme war das schon recht; denn ohne diesen Verdienst wäre es ihr noch schwerer geworden, die Tage ihrer Armuth zu fristen. Christian war eine Waise, sein Vater, ein Bergmann, verunglückte in einem Schacht; seine Mutter, schon schwach und krank, hatte sich todt gekümmert, und die Muhme nahm den Knaben zu sich aus lauter Barmherzigkeit und christlicher Liebe. Jetzt war sie selbst schwach und kränklich, und Christian konnte ihr vergelten, was sie an ihm in seinen Tagen der Schwachheit gethan, und er war es hauptsächlich, der den kleinen Haushalt mit dem Nöthigsten versorgte. Außer dem Verdienst vom Vogelfang hatte er auch noch den eines Ziegenjungen, und jeden Morgen trieb er eine große Heerde auf die Klippen und Höhen, wo eben nur seine im Klettern und Springen geschickten Pfleglinge die Kräuter und Blumen suchen konnten. Christian war dabei glücklich wie ein König, ja wahrlich, er hätte sein Loos mit keinem andern vertauscht, und er meinte, er führe das herrlichste Leben, das nur ein Mensch in der Welt führen könne. Zur Zeit des Vo-

gelfangs ging er spät Abends in den Wald und stellte seine Schlingen und früh Morgens ehe der Tag graute, ging er hin, seinen Fang zu holen, und glücklich kam er meistens heim; denn in seinem Stübchen da hingen die Wände voll der kleinen Bauer, und es war ein Zwitschern und Singen und Lärmen gar lustig anzuhören. Die Muhme sagte zwar: Es ist ein Glück, daß mein Gehör schwach wird; man möchte sonst ganz von Gedanken kommen bei diesem Spectakel! So war es auch. Dort übte einer von den Sängern seinen Naturfang, — ein Nachbar versuchte es ihm nachzumachen, verirrte sich aber noch in den neuen Tönen, ein dritter übte die vom Meister erst halb einstudirte Melodie, fing immer wieder geduldig von vorne an, und hier ließ ein Dompfaff mit weichen herrlichen Tönen seine Lieder erklingen.

Christian stand oft mitten in der Stube und seine Hände in den Hosentaschen schaute er sich mit nicht geringer Würde in seinem Vogelreiche um. — B—st, rief er plötzlich mit Befehlshaberstimme und wehte mit einem Tuche nach allen Seiten, ein allgemeines Stillschweigen folgte. Schelmisch sah er die Muhme an. Ein kleiner naseweiser Finke, der das Singen gar nicht lassen konnte, begann leise sein: tü tu tü tu til di dattata, noch ein Wink, — auch er mußte den kleinen Schnabel halten. Habe ich meine Leute nicht in guter Ordnung? fragte der kleine Vogelkönig stolz. Die Muhme mußte lächeln. Sie war nicht weniger stolz auf ihren Jungen, als der Junge auf seine Vögel.

Wenn die Zeit zum Austreiben kam, schnürte Christian eine Reihe von den kleinen Holzbauern an

seinen Gürtel, um die Insaßen derselben den Tag über, wo er Zeit genug hatte, sie zu lehren und zu zähmen, bei sich zu haben. Zugleich aber hing ein ziemlich großes Säcklein mit am Gürtel, worin er als guter Hausvater alles mögliche Gewürm und Futter für seine große Vogelfamilie suchte. Er verstand es aber auch noch auf verschiedene Weise, bewußt und unbewußt, sich Unterstützer zu gewinnen. Uebergab ihm die Frau Bäckermeisterin die Ziegen und er merkte, daß bei ihr gut Wetter sei, so trat er an den Laden, und sein Dompfaff mußte mit seiner eindringlichen Stimme pfeifen: „Befiehl du deine Wege.“ — Ja, ja, der Herr Gott ist der Waisen Vater, sagte dann die weichherzige Frau; der Christian wird auch nicht verhungern, Fritze, sieh mal, ob nicht noch alte Waare in der Schublade ist, und thue sie dem Jungen in den leeren Säckel! — Der Geselle brachte einige Brödchen und Christian sagte seinen schönsten Dank dafür. Kam er etwas weiter zum Fleischer und der dicke Meister stand gerade feiernd in der Thür, da ließ er seinen besten Finken schlagen. Er kannte wohl des Meisters Schwäche für einen guten Finkenschlag, und schon manchen Tauschhandel hatte er mit dem Meister eingehen müssen. Der Meister kratzte sich sogleich hinter den Ohren. Das ist ein Schlag! das ist ein Schlag! sagte er bewundernd. Mutter, rief er seiner Frau zu, höre mal, der schlägt doch noch anders als meiner. Mutter, da hängt noch ein halbes Kälbergeschlinge, hebe das dem Jungen auf. Christian, wenn Du heute Abend heimtreibst, kannst es abholen, die Muhme nimmt wohl gerne mit einem Stückchen Fleisch fürlieb.

Christian, was meinst Du, wenn ich Deinen Finken nähme, wie viel willst Du nach haben? — Christian sagte, daß der Vogel dem Meister zu Diensten stehe nur zum Dank für genossene Wohlthaten. Der Meister holte dann vergnügt seinen Finken aus der Stube, und der Tausch war gemacht. Die Frau schüttelte lächelnd den Kopf, aber der Mann durft' es nicht sehen, er schalt sonst: Was versteht solch Weibervolk von einem guten Finkenschlag.

Christian trieb weiter, und wenn die letzten Häuser hinter ihm waren, begann er selbst mit voller Stimme ein Morgenlied den Bergen entgegen zu singen. Im Pfarrhaus dicht neben der Kirche öffnete sich ein kleines Schiebfensterchen, und das bleiche Gesicht der Frau Pfarrerin sah heraus. Die arme Frau war schon lange von der Gicht gelähmt, und tagtäglich war sie an ihrem Fenster im Lehnstuhl zu sehen. Der Junge erfreut mich jeden Tag, sagte sie zu ihrem Mann, er hat eine Stimme, wie die Engel im Himmel sie haben müssen. O Herr, jetzt bin ich schwach und matt, aber einst werde ich auch fröhlich mit einstimmen Dir zu Lob und Ehre. — Der Mann trat freundlich zu ihr. — Ja, Du Liebe, sprach er, bald, bald werden wir überwunden haben, wir sind alt. Der Herr kann stündlich rufen, und dann halte ich dafür, daß dieser Zeit Leiden der Herrlichkeit nicht werth sei, die an uns soll geoffenbaret werden. — Ja stündlich, sagte die Frau, kann er rufen, laß uns dem Herrn zu Lieb noch thun, was wir können. Ich möchte dem armen Waisenknaben einige Hemden nähen und zum Winter lassen wir ihm einen Kittel machen. — Der

Pfarrer nickte sein Einverständniß; der kleine fröhliche Sänger war ihm selber an das Herz gewachsen.

An einem schönen Augustabend trieb Christian die Heerde auf seine Lieblingshöhe, nahe unter dem Städtlein. Er setzte sich neben einen Hainbuchenbusch, hing seine Vöglein hinein, einen aber hielt er auf seinen Knieen und begann, ihm eine wunderschöne Melodie vorzupfeifen. Geduldig war der Schüler und geduldig der Lehrer. Als sie es aber eine Weile so getrieben hatten, sagte Christian: Nun ist's genug für heute, jetzt komme ich dran! Er hing den Bauer zu den übrigen, sprang auf eine Klippe und schaute sich um. Im Lande und rechts über den Vorbergen zogen dunkle Gewitterwolken und legten ihre Schatten auf die Erde. Der Königsberg, die Hillebille, die beiden Knollen, die Berge über dem Sieberthal schimmerten tief violett mit braunen und olivengrünen Lichtern. Mehr links über dem Oderthal lag der Sonnenschein, und der Jagdkopf mit seinen glatten, sammetartigen Breiten erhob sich hellschimmernd über seine laubbewaldeten Nachbarn. Christian stand auf seiner einsamen Höhe im lichten Sonnenglanz, er nahm seine Kappe ab und begann das Lied zu singen, davon er die Melodie eben mit dem Dompfaffen geübt:

Schönster Herr Jesu,
Herrscher aller Enden,
Gottes und Marien Sohn.
Dich will ich lieben,
Dich will ich ehren,
Du meiner Seelen Freud und Kron!

Schön sind die Felder,
Noch schöner sind die Wälder,

In der schönen Frühlingszeit;
Jesus ist schöner,
Jesus ist reiner,
Der unser traurig Herz erfreut.

Schön leucht't die Sonne,
Noch schöner leucht't der Monden,
Und die Sternlein allzumal:
Jesus leucht't schöner,
Jesus leucht't reiner,
Als all die Engel im Himmelsaal.

Als er ausgesungen hatte, hörte er seinen Namen rufen. Es war seine Muhme, die, einen Hucken Holz auf dem Rücken, vor dem nahen Tannenwalde stand, und neben ihr standen noch zwei Herren. Christel, rief die Alte, Du sollst die Herren führen. Er war in einigen langen Sprüngen zu ihr hinüber. Das kam ihm gerade recht, leichte Arbeit und guter Verdienst. Die Herren sahen den Jungen theilnehmend an, sie hatten ihn das Lied singen hören und schienen mit ihrem kleinen Führer wohl zufrieden. Christel, nahm die alte Muhme gesprächig das Wort, Du sollst die Herren hinunter führen nach dem Forsthaus, sie wollen dann auf der Chaussee bis nach Braunlage. Darauf gebot sie ihm, die Nacht nicht zurück zu kommen, sie wolle für die Vögel sorgen und für die Ziegen. Und hast doch Dein Abendbrot im Säckel? fügte sie sorglich hinzu. Christian lächelte und machte eine verständliche Handbewegung nach dem Magen. Schon! sagte die Muhme und sah den Jungen mitleidig an; der aber bot ihr eine gute Nacht und schritt den beiden Herrn fröhlich voran.

Du bist wohl immer vergnügt? fragte der eine von den Herren, der jüngere mit dem blonden Haar.

Christian sah ihn verwundert an. Warum soll ich nicht? Ich habe ja keine Ursache zum Grämen.

Ich meine, wenn ein Junge zur Abendbrodszeit leere Taschen und leere Hände hat, das könnte ihn schon verdrüßlich machen.

Ei, lächelte Christian, mein Magen hat sich heute in der Zeit verrechnet, da mag er sehen, wie er fertig wird. Uebrigens giebt es unten im Forsthause was, das weiß er schon.

So führte er die Herren über eine Wiese, und wo der Weg in einen dichten Tannenwald einbog, blieb er stehen und sagte nach echter Führermanier: Meine Herren, hier müssen Sie sich noch einmal umschauen!

Ja wahrlich! rief der blonde Herr, der Junge hat Recht und, Bernhard, wandte er sich zu seinem Gefährten, vor einer Viertelstunde wandere ich hier nicht weiter, die Sache ist abgemacht, schöner als hier kann es nirgends sein. Er warf bei diesen Worten den Ränzel ab und streckte sich lang hin auf den Moosrain vor den Tannen. Der zweite Herr war nicht weniger erfreut über diesen herrlichen Punkt, er setzte sich ebenfalls und Christian mußte nun beiden die Gegend erklären, jeden Berg, jeden Ort, der zu sehen war, und er that das mit nicht geringer Beredsamkeit.

Du bist ein gescheiter Junge, sagte der jüngere Herr, Du sprichst wie ein Professor. Nun erzähle mal, was Du thust und treibst, und was Dein Vater ist.

Und wo Du das schöne Lied gelernt, das wir vorhin mit anhörten, fügte der Aeltere hinzu.

Diese Aufforderung kam dem Jungen erwünscht. Seine Muhme war eine sehr gescheite Muhme, auch eine gesprächige Muhme und da sie ihren Pflegling so viel als möglich um sich hatte, war er ebenfalls sehr gescheit und sprachkundig geworden. Dazu kam, daß ihn der Herr eben jetzt einen Professor genannt, und der Herr mußte es sich selber zuschreiben, daß die Geschichte etwas länger wurde, als sie eigentlich sein mußte. Er erzählte von seinen Eltern, wie sie beide so früh starben, der Vater zuerst, und wie der im Sterben sein einzig Kind gesegnet, und wie er die Mutter getröstet und gesagt: Sorge nicht, du wirst auch bald sterben, und unser Kind wird doch nicht verlassen sein, der Herr wird es behüten, daß es hier glücklich und einst selig wird. Und meines Vaters Segen, sagte Christian zuversichtlich, dem glaub ich so sicher wie dem Himmel da oben. Mein Vater hat auch gesagt, der Junge wird kein Bergmann werden, da hat er auch recht gesagt, ich möchte nie ein Bergmann werden, da unten in der Erde ist es wüst. Wenn ich glücklich werden soll, muß ich ein Kuhhirt werden und ich glaube es auch sicher. Dabei kann ich hin und wieder Vögel fangen und kann sie anlernen und meine guten Freunde gelegentlich versorgen.

Zum Kuhhirten brauchst Du nicht viel zu studiren, lachte der jüngere Herr, und der Wunsch ist auch nicht übertrieben hoffährtig.

Es giebt ja Heerden genug im Harz, also muß sich solcher Dienst wohl finden, sagte der ältere Herr.

Nicht so leicht, versetzte Christian sachverständig. Versuchen Sie es erst einmal, sich nach einer umzusehen.

Sie sollen sehen, wie schwer es Ihnen wird; das sind gesuchte Stellen.

Nun, Christian, ich habe hier manche gute Freunde im Harze, sagte wieder der ältere Herr; ich werde mich gelegentlich nach solcher Stelle umsehen und sie Dir dann abtreten.

Christian lachte. Ja, ja, Herr, ich nehme Sie beim Wort, wenn es auch für's erste nur bei den Rindern ist, man fängt gern klein an. Dann erzählte er weiter, wie ihn die fromme Muhme aus Barmherzigkeit auferzogen, und wie er, da sie schwächlich und er größer geworden sei, sich nach einigem Verdienste umgesehen habe. Er erzählte von seinen verschiedenen Beschäftigungen, daß aber der Vogelfang sein Lieblingsfach sei, und daß er darin ein großer Künstler geworden. Vor zwei Jahren war es freilich anders, sagte er, da war ich noch ein dummer Junge, und meine Vögel waren so dumm wie ich. Die Muhme aber wollte, ich sollte ins Land ziehen, der Winter war vor der Thür, und wir hatten wenig zu beißen und zu brechen, und weil ich keinen Muth hatte, sagte die Muhme: Geh nur in Gottes Namen, der liebe Gott ist den Dummen ihr Vormund, und wenn Du nicht aus und ein weißt, und nichts zu sagen weißt, so singe ein Lied aus unserm Gesangbuch. Das habe ich denn tapfer gethan. In Goslar fing ich meine Wanderung an und ging so entlang bis Halberstadt und Quedlinburg. Wo die Leute meine Vögel nicht wollten, sang ich ein Lied und bekam immer eine milde Gabe. Oft mußt ich freilich meine Vögel um einen Spottpreis hingeben, um nur etwas zu haben; denn Hunger thut weh.

So wurden der Vögel immer weniger; aber in meiner Tasche blieb kein Dreier Ueberschuß, ich dachte oft mit großer Sorge an meine arme Muhme. Nicht weit hinter Quedlinburg war meine Noth aufs höchste gestiegen. Es war schon bitter kalt im October; ich saß matt vor Hunger, meine Vögel neben mir, vor einem Dorfe auf einem kleinen Hügel. Unweit von mir weidete ein Schäfer seine Heerde, und auf dem nahen Stoppelfelde suchten Gänse ihr Futter. Ach, lieber Gott! dachte ich, alle dürfen sich sättigen, und ich habe noch kein Morgenbrod! Da war es, als ob der liebe Gott zu mir sagte: Gehe nur hier in das nächste Haus, da habe ich Dein Morgenbrod bereitet. Ich nahm flink meine Vögel, ging in das Haus und bot sie an. Ach, sagte ein Mädchen, wir haben hier Kinder genug im Haus und Krawall genug, wir brauchen keine Vögel. Da kam eine andere aus der Stube, die trug ein kleines Mädchen auf dem Arm. Ach! ein Pipövelßen! sagte das Kind und langte nach den Vögeln. Ich will dem Kinde gern eins schenken, sagte ich traurig, ich werde sie doch bald nicht mehr füttern können. Das Kindermädchen sah mich freundlich an. O, dacht ich, die ist mitleidiger als die erste, hier mußt du einen Sturm wagen, und mit lauter Stimme sang ich: „Befiehl du deine Wege.“ — Aber ich hatte kaum den halben Vers gesungen, da konnt' ich vor Weinen nicht mehr. Als ich wieder zur Besinnung kam, standen viele Kinder um mich, und eine Frau fragte freundlich, warum ich weine. Kurz und gut, ich merkte bald, daß hier mein Morgenbrod bereitet war, und noch mehr, meine Noth sollte ein Ende haben. Ich mußte noch

manches Lied singen, und dann sagten sie, wohin ich mit meinen Vöglein und Liedern ziehen solle, und beschenkten mich auch zum Abschied; aber das Beste war doch das Lied, das ich von den Kindern lernte: „Schönster Herr Jesu!“ Als ich es lernte, dachte ich an meinen seligen Vater und an seinen Segen, und da ist's, als ob ein besonderer Segen auf dem Liede ruhe. Wo ich es sang, fand ich mitleidige Herzen und kam glücklich und mit nicht ganz leerem Säckel zur Muhme heim. Im vergangenen Jahre macht' ich dieselbe Reise, aber schon anders, ich wußte wo der Haken saß, ich war klüger geworden, und trug nur besondere Vögel hinab. Den lieben, langen Sommer hatte ich Zeit genug zum Einstudiren, besonders schöne Dompfaffen hatte ich im Kasten und hatte auch schon manche gute Freunde und Kundschaft.

Meine guten Freunde bei Quedlinburg vergaß ich nicht. Als ich in das Haus trat, stimmte ich gleich das Lied an: „Schönster Herr Jesu,“ und Kinder und Große begrüßten mich als alten Bekannten. Das kleinste Mädchen aber sagte nicht mehr: „ein Pipvövelßen,“ nein: „ein Pipvögelchen,“ und ich gab ihm eines und sagte: Aber diesmal muß ich Dir eines schenken! — Die Mutter meinte: Nein, Christian, Du darfst nichts verschenken, Du hast das Geld nöthig genug. — Liebe Dame, sagte ich, arme Leute schenken aber auch gern einmal. — Du hast Recht, sagte sie freundlich. Nun Kindchen so bedanke Dich schön. — Es hat mich der Dank sehr gefreut, und ich habe mich nachher noch einmal so gern bedankt, als ich nicht mit leeren Händen von dannen zog. Dies

Jahr, liebe Herren, schloß Christian freudig, gehe ich, so Gott will, wieder hinab und bringe den Kindern den Dompfaffen, der das Lied pfeift: „Schönster Herr Jesu," — aus Dankbarkeit thue ich es; denn mit dem Liede habe ich so manchen guten Freund gewonnen.

Ich rechne mich auch dazu, sagte der ältere Herr freundlich, und wenn Du diesen Herbst nach Goslar kommst, so bringe mir einen Dompfaffen, der das Lied pfeift. Jetzt aber singe es noch einmal, ich will es meinen Kinder lehren.

Christian begann mit großer Freudigkeit, er hatte aber den dritten Vers nicht zu Ende, da stockte er. — Halt, rief er, und sprang eilend auf, und sein Gesicht ward feuerroth. Seht da, der Forstläufer, seht, bei meiner Muhme, er hebt den Knüttel, und wenn er betrunken ist, schlägt er sie lahm. Leben Sie wohl, meine Herren! ich kann Sie nicht führen! und bei diesen Worten lief er wie im Fluge über die Wiese hin.

Die Herren standen erst ganz verblüfft. Sieh nur, der Kerl schägt wirklich auf die Alte, sagte der ältere Herr, da müssen wir hin.

Ei freilich, versetzte der Blonde, und im Sturmschritt eilten sie dem Jungen nach.

Heda! heda! das soll Euch theuer zu stehen kommen, schrie Christian den Holzläufer an und schwang zornig seinen Knotenstock, warum schlagt Ihr meine Muhme?

Dummer Bengel! willst Du auch Deine Hiebe haben? donnerte der Forstläufer und wandte sich mit glotzenden Augen und feuerrothem Gesicht zu dem Jungen.

Eure Stunde hat jetzt geschlagen, sagte Christian mit Thränen erstickter Stimme; seht mal, wie der Muhme das Blut in den Nacken läuft. Nun kommt mit zum Herrn Forstmeister, ich verklage Euch.

Mich verklagen? lachte höhnisch der Forstläufer, wen hast du denn zum Zeugen.

Wollt Ihr leugnen? fragte Christian eifrig.

Ei, ich bin ja so unschuldig wie ein neugeboren Kind, lachte der Betrunkene wieder. Die liebe Frau Muhme hat sich mit dem Holzhucken blutrünstig gescheuert.

Wir wollen Dich lügen lehren, rief da eine mächtige Stimme, und der ältere der beiden Herren trat zu ihm heran. Wir haben es gesehen, daß Ihr die Alte geschlagen habt, und können es bezeugen, daß Ihr betrunken seid, und wollen das dem Knaben hier schriftlich mitgeben. Bei diesen Worten nahm er ein Blättchen, schrieb einige Zeilen darauf, kniff es künstlich zusammen und gab dies an Christian für den Herrn Forstmeister.

Ich betrunken? stotterte indessen der Angeklagte. Herr! wer das von mir sagt.

Der sagt nichts Neues, lachte der jüngere Herr.

Der Forstläufer begann in den verworrensten Redensarten seine Unschuld zu betheuern und zog sich dann mit der Drohung zurück, die Gerechtigkeit werde die fremden Herren zu erreichen wissen und seine Ehre retten.

Christian bedankte sich bei den Herren, aber sagte noch einmal, daß er sie nicht führen könne. Die Herren waren freilich damit nicht einverstanden; doch er-

klärte ihnen Christian, er müsse die Muhme erst heimbringen, müsse auch auf frischer That den Forstläufer verklagen, ihm sei schwer anzukommen, er habe arme Leute schon halb todt geprügelt und habe sich wieder herausgelogen. Ich beschreibe Ihnen aber den Weg so genau, schloß er, daß Sie sich ohne mich zurecht finden können.

Weil die Herren sahen, daß er es nicht anders that, nahmen sie sein Anerbieten an, und er beschrieb den Weg so genau, daß es ein Wunder war, anzuhören, wie ihm ein jeder Baum und Strauch bekannt war. Nachdem er nun der alten Muhme die blutigen Striemen getrocknet und ihr das Holz abgenommen hatte, schnürte er sich die Vogelbauer an den Gürtel, ließ die Heerde von dem Hunde zusammen treiben und wollte von den Herren Abschied nehmen. Da gab ihm der ältere Herr einen blanken Thaler. Hier, Christian, das schenke ich Dir aus Freundschaft, und es bleibt dabei, Du besuchst mich in Goslar. Christian aber schwenkte seine Kappe und sagte: Ei, lieber Herr! es ist viel, aber ich habe nichts dagegen, und Du Muhme sicher auch nicht, dabei warf er ihr den Thaler in den Schooß. Ende gut, alles gut, der liebe Gott hat's doch im Grunde gut mit uns gemeint, und ich dächte, — ach ja, — wir lassen den Forstläufer laufen. Ich habe nicht Lust zum Anklagen und nicht Lust zum Herrn Forstmeister, ich lege der Muhme Arnikasaft auf den Rücken, und für den Thaler kaufe ich ihr einen Winterrock. Dem Forstläufer aber werde ich von Zeit zu Zeit mit dem Finger drohen und ihm

das Zettelchen zeigen, damit er in Respekt und Ordnung bleibt.

Die Muhme war's wohl zufrieden. Friede ernährt, Unfriede verzehrt, sagte sie, wenn der Forstläufer unser Feind wird, sind wir unseres Lebens nicht sicher. Und als der junge Herr eifrig dagegen war, — er hätte dem Uebelthäter gern eine Strafe gegönnt, — da redete ihn der ältere zur Ruhe. Es wird schon zur rechten Zeit an den Tag kommen, sagte er, laß die Leute thun nach Gefallen.

Die Sonne war indessen untergegangen, ihr warmer Duft lag nur noch auf den Höhen, aus den Thälern stiegen weiße Nebel, und am Abendhimmel standen die zertheilten Gewitterwolken von den letzten Sonnenlichtern golden durchwirkt. Es war sehr abendlich und still, aus dem Seitenthale zog eben die Kuhheerde mit vollem Geläute daher; die Herren aber gingen den Weg über die Wiese hin, und Christian trieb seine Heerde fröhlich heim.

Nach einigen Tagen wurde die Muhme zum Forstmeister gerufen, sie wunderte sich, sie hatte zwar von der Mißhandlung in der Nachbarschaft gesprochen, aber doch den Urheber nicht angeklagt. Der Forstmeister war ein braver Mann, doch sehr gestrenge und ließ auf seine Leute nichts kommen, er meinte, daß Forst- und Wildaufseher einen schweren Dienst hätten und es nicht allen Leuten recht machen könnten. Darum war die Muhme noch mehr erstaunt, als ihr der Herr sagte, der Forstläufer sei angeklagt und verurtheilt, der Muhme eine halbe Klafter von seinem Dienstholz zur Entschädigung zu geben, da sie in den nächsten

vier Wochen auf dem zerschlagenen Rücken kein Holz tragen könne.

Ach Herr! sagte die Muhme, wenn ich und mein Junge das nur nicht büßen müssen! Er aber entgegnete, es müsse dabei bleiben, und der Forstläufer sei damit einverstanden.

Ja, büßen werdet Ihr's müssen, sagte des Forstmeisters Hofknecht, als er am Abend die halbe Klafter Holz der Alten auf den Hof fuhr, und diese freundschaftlich ihm ihre Bedenken über ihre Lage mittheilte. Der Forstläufer ist wüthend auf Euch. Ich rathe, daß Ihr Euch nicht allein von ihm im Wald ertappen laßt.

Wochen waren vergangen, und Christian bereit, seine Wanderung in das Land anzutreten. Er hatte diesmal seine Muhme beredet, ihn bis nach Goslar mit einem Korbe Waldbeeren zu begleiten. Er wußte dort gut Bescheid, er wollte sie verkaufen, und sie sollte das Geld mit heim nehmen. Sie war damit einverstanden, und am Tage vor der Abreise ging er noch einmal mit der Muhme aus, um die letzten Beeren zu sammeln. Er ging weiter und höher, dahin, wo die rothen Preißelbeeren wachsen, die Muhme blieb mehr in der Nähe und holte Heidelbeeren. Es war ein wüster Tag, die Wolken lagen schwer auf den Bergen, die Luft war naß und kalt und machte steife Hände. Schlechtes Reisewetter, dachte Christian, aber freilich dort unten kann heller Sonnenschein und blauer Himmel sein, wenn's hier wanddichter Nebel ist, nur Courage, die Wanderung mit den Vögeln soll eine Lust werden. Gegen Abend ward aus dem Nebel ein

gehöriger Regenguß, und wie es auf dem Gebirge Mode ist, es strömte Bindfaden dick vom Himmel. Jetzt ist's Zeit, dachte Christian, um diese Jahreszeit wird man hier eher naß wie trocken, und mit schnellen Sprüngen trat er den Rückweg an. Als er aus einer kleinen Höhe heraustrat, erblickte er seine Muhme unten im Thal; am jenseitigen Ufer des kleinen Baches hatte sie sich unter einem Felsenvorsprung niedergekauert. Das paßt sich schön, dachte Christian, wir können das letzte Stücklein Weges zusammen machen, ich nehme ihr den Korb ab, so kann sie schneller durch den Regen laufen. Plötzlich aber erblickte er am diesseitigen Ufer den Forstläufer, mit taumelnden, aber hastigen Schritten kam er daher, Christian erkannte deutlich seine Absicht, er wollte zur Muhme. Eilig lief Christian den Weg hinab, schon hörte er des Betrunkenen Flüche: Jetzt will ich der alten Hexe die halbe Klafter Holz aus den Knochen schlagen! sagte er zornig, als Christian aus dem Gebüsch stürzte. Was war jetzt zu thun? Christian hatte nicht einmal einen Stock zur Wehr, die alte Muhme stieß schon Jammertöne aus, und der baumstarke Forstläufer trat hohnlachend und mit geschwungenem Knotenstock auf den Steig, der über den Bach hinüber führte. Da ist kein anderer Weg zur Rettung, Christian sprang ihm nach, ein leichter Stoß und der schon auf unsichern Füßen stehende fiel hinab in das Wasser. Das gab einen tüchtigen Plumbs, und die klaren Wellen spielten über eine rothe Nase. Christian nahm der Muhme den Korb ab und zog sie, so schnell er konnte, den Weg am jenseitigen Ufer hinan. Siehe, Muhme, er hat sich schon wieder herausgerappelt,

sagte er ängstlich, wir sind nicht sicher, er holt uns wieder ein. Und so schien es. Das kühle Bad hatte den Betrunkenen nüchtern gemacht, und bald stand er wieder am Ufer. Er erkannte auch Christian, den Urheber seines Falles, und schickte ihm einige derbe Flüche nach, aber eine Wunde am Kopf und Schmerzen am rechten Oberarm beschäftigten ihn und hielten ihn von eiliger Verfolgung ab. Indessen kam ein Holzschläger den Weg; dem erzählte er die Geschichte nach seiner Art und forderte ihn zum Zeugen auf. Du gehst morgen mit nach Goslar, sagte er, bekommst Reisekosten und auch Ersatz für versäumtes Tagelohn. Der Junge wird auf vorsätzlichen Mord verklagt, und jetzt geht's erst zum Forstmeister, er muß das frische Blut sehen und den zerbrochnen Arm. — Er band sich ein Tuch um den Kopf, in ein anderes hing er den Arm, und so, eine Jammergestalt, erschien er vor seinem Oberen und erzählte eben wieder nach seinem Dafürhalten die Begebenheit. Dieser schüttelte den Kopf, — Christian und die Muhme wurden herbeigeholt. Ach, Du lieber Herr Gott! rief die Muhme, als sie den Blessirten sah.

Ja, donnerte dieser, das hat Ihr mörderischer Bube angerichtet.

Der Forstmeister gebot Ruhe, und Christian und die Muhme mußten auch ihrerseits die Geschichte erzählen, und niemand zweifelte eigentlich an der Wahrheit dieser Aussage. Der Zeuge ward nun aufgefordert, seine Sache zu sagen. Er meinte, er habe den Jungen nicht gesehen, wie er den Herrn Forstläufer hinabgestoßen hätte, aber könne bezeugen, diesen einige

Minuten später vernünftig und nüchtern angetroffen zu haben, und zwar blutig und mit dem zerfallenen Arme.

Ei, sagte die Frau Forstmeisterin, die außer einigen andern Neugierigen mit in der Hausflur stand, wenn er auch nicht betrunken war, und der Junge, nachdem er die Drohungen hörte, in der Herzensangst an ihm vorüber lief, so kann er ihn unversehens von dem schmalen Steg hinunter gestoßen haben. Du hast es doch nicht mit Willen gethan, Christian? fragte sie herausfordernd.

O ja, Frau Forstmeisterin, entgegnete der Junge mit Thränen im Auge, es war ja der einzige Weg zur Rettung. Die Frau Forstmeisterin wandte sich erröthend zur Seite, bald hätte sie den armen Jungen zu einer Lüge verleitet.

Sehen Sie den frechen Jungen, er leugnet nicht einmal, triumphirte der Blessirte. Der Forstmeister sah ihn zürnend an.

Wenn die Sachen so stehen, kann ich weiter nichts thun, sagte er. Will der Forstläufer den Jungen durchaus verklagen, so muß er mit ihm nach Goslar.

Ei freilich, fiel ihm der Forstläufer in das Wort, der Junge muß ins Loch, ich kann den vorsätzlichen Mord behaupten, und ich werde die Gerechtigkeit des Himmels herauf beschwören.

Der Forstmeister verwies den Großsprecher zur Ruhe und zum Hause hinaus. Christian und die Muhme waren trost- und rathlos. Nach Goslar vor die Gerichte! seufzte die Muhme. Mein Christian ins Gefängniß! das ist zu traurig. — Die Umstehen-

den tröſteten ſie nach Kräften, und der Herr Forſtmeiſter gab der Muhme einen Brief an den oberſten Gerichtsherrn mit. Er rieth ihr auch, Vögel und Beeren mit hinab zu nehmen, man könne nicht wiſſen, wie die Sache ablaufe, wenigſtens würde die Muhme beides an Händler verkaufen können und doch mehr Ertrag dort unten löſen als hier oben.

Der Holzläufer war eiligſt zum Bürgermeiſter des kleinen Fleckens gegangen, um ſeine Klage einzureichen, und von dem ging er zum Barbier, um ſich verbinden zu laſſen. Leider ergab es ſich, daß der Arm nicht gebrochen, ſondern nur geſchunden war. Der Barbier mußte ihm aber doch ein Atteſt geben, daß es möglich ſei, der Schaden am Arme mache ihn lebenslänglich dienſtunfähig, und für den heutigen Verband verlangte er die quittirte Rechnung über einen Gulden. Geld kann ich Euch zwar nicht geben, ſagte der Holzläufer herablaſſend, aber Vergünſtigungen! Ihr verſteht, beim Raff- und Leſeholz. Der Barbier war's zufrieden.

Am ſpäten Abend kam, vom Herrn Bürgermeiſter geſchickt, der Ortsdiener zur Muhme und kündigte ihr an, er werde ſie morgen früh ſammt dem Jungen nach Goslar transportiren.

In einem kleinen Wartezimmer des Gerichtes zu Goslar ſaßen Chriſtian und die Muhme. Der Ortsdiener hatte ſie feierlichſt abgeliefert und war wieder heimgegangen; der Forſtläufer aber hatte ſich gleich in der erſten Straße, beim erſten Bierhaus von ihnen getrennt mit der Bemerkung, er werde ſie ſchleunigſt einholen. Die beiden Transportirten ſaßen bei ver-

schlossener Stubenthür, ihren traurigen Gedanken überlassen, Christian hatte seine Vögel mit einem Tuch verhangen, damit sie nicht lärmen sollten. Den Dompfaffen für den guten Freund in Goslar hatte er nicht mit zu den andern geschnürt, er hing allein vorn an seinem Kittel; denn er hatte die geheime Hoffnung gehegt, er möchte Gelegenheit finden, noch vor dem Termin den Herrn aufzusuchen. Die Muhme hatte den Brief des Forstmeisters in der Hand, sehnsuchtsvoll wartend, daß sie ihn dem hohen Herrn, der in der Adresse angegeben war, überreichen könne. Die Muhme sowohl als Christian verstanden gar wenig von der Kunst, Geschriebenes zu lesen, sie hatten sich an dem Titel des Herren müde studirt und waren bis zum Namen nicht gekommen, sonst würden sie gemerkt haben, daß dieser hohe Herr und der gute Freund in Goslar ein und dieselbe Person wären. Während sie so warteten, bis man sie vorfordern würde, hörten sie durch ein offenes Fensterchen, das, etwas hoch in der Wand angebracht, nach der Hausflur hin ging, wie der Holzhauer in weitläufigen und schaurigen Worten dem Gerichtsdiener die Begebenheit erzählte. Die Muhme stieß schwere Seufzer aus, und Christian sah sie wehmüthig an. Plötzlich sagte er: Muhme, meinst Du, daß es meiner Seligkeit schadet, was ich gethan habe? — Die Muhme schien sich zu besinnen. — Ich habe doch nur die Nothwehr gebraucht, fuhr er sich tröstend fort, und wenn er nicht so betrunken war, wäre er nicht so schwer gefallen. Der Steg ist kaum fußhoch über dem Wasser, und Steine sind nicht darin. — Der Muhme liefen die Thränen über die

Backen. — Weine doch nicht, tröstete Christian wieder, mein seliger Vater hat doch gesagt, ich würde einst selig werden und würde auch glücklich werden.

In diesem Augenblick ward das Gespräch der beiden in der Hausflur unterbrochen. Ein Herr fragte nach verschiedenen Leuten, der Gerichtsdiener antwortete und setzte hinzu: der Junge und die Alte sind aber noch im Wartezimmer. — Ich hab' nicht eher Zeit, entgegnete der Herr; ich habe die Sache meinem Kollegen übertragen, und sie werden gleich an der Reihe sein. — So schritt er durch die weite Hausflur. Bei den ersten Worten aber, die der Herr sprach, sprang Christian von seinem Sitz auf: das war der gute Freund aus Goslar. Unwillkürlich rüttelte er an der Thür, die war ja aber verschlossen, — o glücklicher Einfall! er knüpfte den Dompfaffen mit seinem Bauer von dem Knopfloch, stellte ihn hoch in das kleine Fenster und wiegte eifrig den Kopf hin und her, um das Vöglein zum Pfeifen zu bewegen. Es ging das alles schneller, als man es lesen kann, und das Vöglein pfiff:

Schönster Herr Jesu,
Herrscher aller Enden, u. s. w.

Der Herr wandte sich in der Hausthür um. Was ist das? fragte er verwundert.

Ei, der durchtriebene Bursche! entgegnete der Gerichtsdiener, läßt da im Fenster seinen Vogel pfeifen, er ist vom Harz herunter und hat noch eine Menge Vögel bei sich. — Der Mann hatte kaum ausgesprochen, da ward die Thür hastig aufgemacht. Du, Christian? fragte der gute Freund verwundert. Christian

konnte vor Schluchzen nicht antworten. Die Bewegung des Kummers und der Freude war zu groß. Die Muhme konnte auch nicht Worte finden; um aber doch etwas zu thun, übergab sie den Brief, den sie in der Hand hielt, sie ahnete nicht, daß er an den rechten Mann kam. Während dem der Herr las, hatte sich Christian so viel gesammelt, daß er wenigstens auf seine Fragen antworten konnte. — Wo ist denn aber der Verkläger? hieß es jetzt. Der Holzhauer zuckte verlegen die Achseln. Da mit einem Mal hörte man schwere Schritte die Stufen hinankommen, und in der Thür erschien der Forstläufer. So voll hatte er sich lange nicht getrunken, an der Wand hintappend, kam er bis zur Thür des Wartezimmers. Wo ist die junge Mörderbrut? lallte er mit schwerer Zunge; ich habe ein Weilchen länger verzogen, ich war so durstig.

Der Gerichtsdiener konnte das Lachen nicht lassen, dann aber sagte er ernsthaft, indem er den Betrunkenen etwas unsanft rüttelte: Wißt Ihr, daß so ein Schweinigel vor uns hier nicht erscheinen darf?

Schweinigel? Herr, — stotterte der Forstläufer.

Stecken Sie ihn ein, bis er nüchtern ist, sagte der Gerichtsherr; dann wollen wir weiter in der Sache verhandeln. Und nun Christian, wandte er sich zu dem Jungen, Du hast nichts zu besorgen, Du trittst morgen Deine Reise an, ich will mit dem Forstläufer schon allein fertig werden. Nimm Deine Vögel, Du kommst mit Deiner Muhme so lange zu mir.

Christians Gesicht strahlte vor Freude. Muhme, sagte er, sei wieder vergnügt es wird alles gut. Und ihr könnt auch wieder lustig sein, sagte er zu den Vögeln,

indem er sie auf den Rücken nahm und das Tuch abzog. Da öffneten sich all die kleinen Kehlen, die Finken und Stieglitze und Kreuzschnäbel und Zeisige, und es gab ein Tirilliren und Jubiliren, als ob sie nun genau wüßten, was ihrem kleinen Herrn Frohes begegnet war.

Acht Tage später saß Christian wieder auf dem Hügel über dem Dorfe nicht weit von Quedlinburg. Es war ein herrlicher Oktobertag, die Schaafe weideten neben ihm, und auf dem gelben Stoppelfelde wiegten die Gänse ihre weißen Flügel gegen den blauen Himmel. Es ist doch Schade daß es die letzte Reise ist, dachte Christian; aber freilich der Mensch muß nicht unverschämt sein, fügte er hinzu und ging fröhlich hinab zu dem befreundeten Hause, die Kinder spielten vor der Thür im Sonnenschein. O wie freute er sich, sie wieder zu sehen, und wie freute er sich, ihnen den herrlichen Dompfaffen zu schenken. Er verbarg sich jetzt hinter der Gartenmauer und wollte sie überraschen, und ließ sein Vöglein pfeifen:

Schönster Herr Jesu,
Herrscher aller Enden,
Gottes und Marien Sohn!
Dich will ich lieben,
Dich will ich ehren,
Du meiner Seelen Freud und Kron.

Die Kinder waren verstummt und lauschten bis zu Ende, dann riefen sie freudig: Christian! — Ja hier bin ich, sagte er eben so vergnügt und kam zum Vorschein. — Das ist ja schön, jubelten sie und riefen Vater und Mutter herbei. — Aber zum letzten

Mal bin ich hier, sagte er, und als sie ihn neugierig mit Fragen bestürmten, hatte er viel zu erzählen. Er erzählte seine Geschichte und die Geschichte von dem schönen Liede und vom Forstläufer und vom guten Freund in Goslar, daß der Forstläufer nicht mehr Forstläufer bleiben solle, damit er die armen Leute nicht mehr zu plagen und zu schlagen habe. Jetzt aber kommt die Hauptsache! sagte Christian stolz, ich bin Rinderhirt geworden, der gute Freund in Goslar hat auch das zu Stande gebracht, und darum kann ich nicht mehr reisen. Im Sommer muß ich die Rinder hüten, im Winter habe ich in den Ställen zu thun; aber soviel Zeit habe ich doch, um meine guten Freunde gelegentlich mit Vögeln zu versorgen, und wenn die Herrschaften einmal nach dem Brocken wandern und da herum eine Heerde läuten hören, da können Sie nur denken: Das ist gewiß der Christian, und wenn Sie rufen, dann spring ich aus dem Wald, und will vor Freuden singen, und meine Vöglein sollen auch singen. Ja, wenn ich selbst einst Kuhhirt werde! ich werde Sie nie vergessen.

Julchen in der Residenz.

(Vergl. Julchens Haushalt, im ersten Heft.)

Steendorf, d. 28. Sept. — Du liebes, liebes Vaterhaus, 20 Jahre habe ich unter deinem Dache verlebt, nur voll Freuden! o diese Freuden sehen mich so warm, so innig, so herzinnig an, das ganze Haus lebt so seelenvoll in meinem Herzen. Soll ich es denn verlassen für immer? o nein, nur zum Versuch gehe ich fort und das Haus mit all den Lieben, die darin wohnen, und mit all den trauten herzigen Erinnerungen bleibt meine Heimath. Meine Heimath! Fürchte ich fortzugehen? nein, ich fürchte mich nicht, es ist mir als ob die ganze Welt meine Heimath wäre, die schöne Welt: so fern der Himmel sich darüber aufthut mit seinem weiten Blau und die Sterne glänzen und der helle Sonnenschein, so weit reicht die Liebe Gottes und seine Treue. Ich werde viel erleben, mein Herz ist so bewegt wenn ich daran denke, — und alles was ich erlebe wird mir durch die liebe treue Gotteshand gereicht. Es war noch ein schöner Tag heute, wenn auch viel Wehmuth dabei. Gegen Abend eilte ich noch einmal hinten aus der Gartenpforte, ich sah weit über die stillen leeren Felder und ging nach der kleinen Wiese. Sie ist so schön umkränzt von hohen Rüstern und von

Gebüsch, der kleine Bach rauscht leise an dem Saume, man ist dort wie in einem Walde. Wie golden lag die Sonne auf den bunten Blättern, wie grün schimmerte die Wiese, ich ging den einsamen Fußweg am Bach, es war sehr still, nichts regte sich, nur ein schweigendes Vögelchen hüpfte im Gebüsch und ein Schmetterling wiegte leise vor mir her. Ich schaute auf zum blauen Himmel, ich weiß nicht, es ward mir das Herz schwer, es war zu still und schön. Ich bin dort so oft und so gern gewesen, die Einsamkeit war so voller Wonne, aber heute trieb sie mich fort, schnell eilt ich über das raschelnde Laub und das tönte so weit über die einsame Wiese. Ich kam zurück in den Garten und ging leise in das Haus und in die Schulstube, mir Bleistift und Papier zu holen. Die Thür nach der Wohnstube war offen, die Abendsonne fiel durch das Weinlaub hell hinein, der Vater saß am Schreibtisch, die Mutter strickend im Stuhl, Wilhelm und Mariechen spielten mit Sandhäufchen zu ihren Füßen. O wie das so traulich war! In der Schulstube lockten mich die Stimmen der Geschwister an das Fenster, Riekchen stand am Brunnen, sie wusch Kartoffeln in den Topf, Sofiechen schnitt Pflaumen aus zum Schmoren, Fritz und Karl, die großen Schüler, standen plaudernd dabei. Mir ward es etwas weh um das Herz, als ob ich nicht mehr zu ihnen gehöre, ich hätte so gern die Kartoffeln eingewaschen und hätte so gern mein Amt behalten, ich mußte meine Thränen zurückhalten. Ich setzte mich in die Bohnenlaube und begann unser liebes Haus zu zeichnen, mit einem kleinen Lineal macht ich die Striche, den Giebel bekam ich

endlich glücklich heraus, die Fenster schön gerade und vollzählig und die Hausthür wirklich halb offen. Das Weinlaub legte ich zierlich und fein um die Fenster herum, und den Gipfel des alten Nußbaumes ließ ich so schön rund über das Dach herüber schauen. Dann macht ich den geraden Weg von der Hausthür und kleine Blumenbeete, an die Bäume durfte ich mich nicht wagen, aber von der Seite machte ich eine schöne untergehende Sonne. O wie freut mich das Bild! Nun hatt ich noch den Abschiedsbesuch bei Frau Homann zu machen; ich fürchtete mich fast davor, sie ist sehr gegen mein Fortgehen. Als ich in den Hof trat, fühlt ich recht, wie so verschieden der Herr Gott die Leute anweist glücklich zu sein. Das kleine stille Schulhaus — und dieser große lebendige Hof: Die Frau Homann sagte neulich zu mir: Julchen, Du sprichst immer von Eurem Glück, aber sieh mal, ich meine, man muß sein Glück auch sehen; Euer Glück ist für mich zu fein, es muß doch was Handgreifliches dabei sein. Ich fand sie wie gewöhnlich um diese Zeit müßig, und sie sah so handgreiflich glücklich und zufrieden aus. Mit Gepolter wurden die Kartoffeln abgeladen, im Hausflur standen viele Körbe mit Obst, und auf einem Tische lag ein großer Haufen gebleichter Leinwand. Also wirklich fort? sagte sie, du liebe Zeit! wenn ich meinen Hof lassen sollte und in die weite leere Welt wandern! Ihr Hof und ihr Leben das ist eines, sie ist aber eine brave Frau und meine gute Freundin, nur in manchen Stücken verstehen wir uns nicht. Liebes Kind, wenn dem Herrn Major seine Schwester auch noch so gut sein soll — verstehst Du

wohl? sein soll — so bist Du doch so zu sagen nur ihr Dienstmädchen — — Gesellschafterin! mußt ich doch noch einmal eindringlich sagen. Kind, ich weiß aber wie die gnädige Frau es macht: vor den Leuten hält sie Dich ein bischen vornehm, und unter der Hand bist Du ihr Dienstmädchen, sie ist gar zu genau, mehr wie ein Christenmensch es sein darf. — O wie schwach war ich! es ärgerte mich sehr. Sie stellte mir darauf so ernsthaft vor, ob ich nicht lieber hier hätte warten mögen, ob nicht ein Cantor aus der Umgegend möchte Anstalt machen. Ich mußte herzlich lachen, sie meint es so gut. Ich sei eine perfekte Frau Cantorin, fügte sie hinzu. Da wandte sich ihr Mann zu uns: Was eine Frau Cantorin? ich sage, Julchen muß eine Frau Pastorin werden. Frau Homann machte einen tiefen Knix, sah mich mit offenem Munde an, ganz erstaunt, als ob ich schon eine Frau Pastorin wäre. Da mußt ich noch herzlicher lachen. Julchen, sagte sie, mein Mann hat Recht, und ich sage Dir, ich bin Deine Pathe, und wenn Du solch einen geistlichen Herrn zum Bräutigam kriegst, dann muß ich schon mehr thun als für einen Cantor, dann gebe ich Dir Leinwand von dieser besten Sorte. Sie wollte mich nun nach dem weißen Leinenberge führen, aber ich sagte, sie sollte mir nur das Herz nicht warm machen mit dem schönen Leinen, so vornehm dächt ich nicht hinaus, ich würde schon mit einer Frau Cantorin fürlieb nehmen. Homann aber demonstrirte noch einmal, daß der Herr Major auf der letzten Holzauction im Sommer ihm selbst gesagt hätte, ich wäre gar das alte Julchen nicht mehr aus der kleinen Dorfschule, er

hätte mich in den letzten Jahren so instruirt nach allen Zweigen hin, er hätte mit mir wohl 100 Bücher durchgelesen, ich könnte es mit jedem Stadtfräulein aufnehmen. Ich vertheidigte aber das alte Julchen und die kleine Dorfschule, wir waren nun sehr vergnügt, Frau Homann vergaß auch das Seufzen über die weite leere Welt. Sie war endlich mit mir eins, daß ich, seitdem Riekchen confirmirt ist, hier unnöthig bin, und wo konnt ich besser hingehen als zur Frau von Lattenberg? Und besonders da ich dem Herrn Major einen großen Gefallen thue; dem bin ich es wohl schuldig, ohne seine Hülfe könnten wir die Brüder nicht in der Stadt haben, könnten sie nicht beide so geschickte Organisten werden. Das werden sie gewiß mit Gottes Hülfe! Es ist doch eine große Freude für eine Schwester, so gute liebe Brüder zu haben, ich bin auf die Jungen ganz stolz, sie sollen mich auch morgen nach der Bahn bringen, Frau Homann hat ihr Mitfahren erlaubt. Unsere Pferde könnten wohl Eure ganze liebe Familie ziehen, sagte sie. Samt dem Mobiliar, setzte Homann spaßend hinzu. Er weiß, daß ich ihm so etwas nicht übel nehme. Ganz frisch und freudig kam ich nach Hause. Wir setzten uns alle an den großen Tisch, Riekchen und Sofiechen hatten ihre Kochkünste aufgesetzt, sie waren ganz glücklich. Ach ja es ist gut daß ich fortgehe; ich fühlte mich als einen Gast, aber als einen sehr geliebten Gast. Die Kleinen habe ich noch zu Bett gebracht und die Engel Gottes um ihr Bettchen gestellt. Ja auch um dies ganze liebe theure Vaterhaus werden sie stehen und wachen über dem ganzen Dorfe. Ich kann mich von dem Tage nicht trennen.

Alles schläft in Frieden und Ruh, über der kleinen Kirche funkeln die Sterne. Nun gute Nacht!

B....., d. 29. Septbr. — Ich wollte heute morgen die früheste aufstehen, meine Geschwister aber hatten mich überlistet. Als ich in die Wohnstube trat, kamen Riekchen und Sofiechen schon mit der Kaffeekanne und mit dem Frühstück, die Brüder waren reisefertig. Von den Eltern hatte ich am Abend Abschied genommen, sie sollten nicht so früh gestört werden. Wir sprachen leise mit einander, wir sprachen auch wenig. Wir fünf Geschwister standen an dem lieben großen Tisch, keines machte den Anfang sich zu setzen, da plötzlich lehnte Riekchen ihren Kopf an meine Schulter und weinte bitterlich, und Sofiechen schmiegte sich an mich und weinte, und so standen wir drei Schwestern umschlungen und wollten das Schluchzen so gern verbergen. Da trat Fritz zu uns, unser lieber großer Bruder, ja er ist schon größer als ich. Liebes Julchen, sagte er, es ist nicht leicht aus dem Vaterhause gehen, ich weiß es wohl, aber es soll einmal so sein, und wie ein Baum seine Zweige hierhin und dorthin streckt und sie doch eins bleiben in der Wurzel, so gehen wir auch eines hier und das andere dorthin und sind doch eins in der Liebe. Geschwisterliebe ist doch wohl die schönste, sagte er bewegt, o ich habe Euch liebe Schwestern so lieb, und ich will auch Euer Freund und Eure Stütze sein, und wenn der liebe theure Vater nicht mehr für Euch sorgen kann, dann sorge ich für Euch. Da drängte sich Karl so still zu uns, als ob er auch für uns sorgen wolle. Ach ja wir wollen uns recht lieb haben, sagte ich, das Vaterhaus werden

wir nie vergessen und in der Erinnerung daran können wir nicht anders als treu mit einander fortleben. — Die lieben guten Eltern, sie haben so viel Mühe und Sorgen um uns gehabt, wir konnten sie ihnen nicht nachfühlen und nicht abnehmen. — Ach nein, wir waren immer zu froh. — Aber wir wollen ihnen jetzt viel Freude machen, wir wollen sie auf den Händen tragen, — wir fünf reichten uns die Hände, — ja das wollen wir, wollen ihre Treue vergelten, wir wollen fromm und gottesfürchtig sein. Da haben wir Abschied genommen, das Herz war so voll und bewegt. Wir hörten auch die Eltern in der Schlafstube flüstern, aber wir wußten wohl, sie möchten den Abschied nicht noch einmal machen. Es dämmerte als Andreas vorfuhr, nun noch einmal Lebewohl! Es ward hin und wieder lebendig im Dorfe, einzelne Leute gingen grüßend an uns vorüber, alles wohlbekannte Gesichter. Der alte Runge zog mit seinem magern Pferde schon auf das Feld. Im letzten Häuschen schimmerte auch schon Licht, der alte Schuster saß bei seiner Kugellampe, er machte das Schiebfensterchen auf und rief: Guten, Morgen, guten Morgen! Ach ja, alles ist wohlbekannt, in einem so lieben Dorfe ist es anders wie in einer großen weiten Stadt. Wir waren eine Stunde zu früh nach dem Bahnhofe gekommen, aber Andreas wollte bei Verwandten in der Nähe füttern und konnte nicht warten. Die Brüder fuhren sogleich wieder mit ihm zurück in die liebe Heimath, ich wehte mit dem Taschentuche, sie schwenkten die Mützen, dann war ich allein. Ein Billet konnte ich noch nicht bekommen, die Brüder hatten meinen Koffer an eine sonnige Wand

gesetzt, ich setzte mich darauf. Wie ist ein Bahnhof so öde und leer, und wie schwer ist es, nur fremde Gesichter zu sehen. Aber wenn ich so schnell hätte wollen den Muth verlieren, wäre ich wohl sehr schwach gewesen; nein, ich sah nach dem klaren blauen Himmel, an dem kein Wölkchen war, ich holte mir die freundlichsten und fröhlichsten Gedanken in mein Herz und saß an meiner sonnigen Wand sehr getrost. Ich wandelte auch auf dem Damme ein Stückchen weiter und pflückte mir einen herbstlichen Feldblumenstrauß, sie mußten an dem öden einsamen Bahnhofe so lieblich blühen. Ja wenn wir nur die Augen aufthun, der liebe Gott läßt überall für uns Freuden erblühn, ich denke jetzt an den öden Bahnhof, an den einsamen Feldweg mit den lieblichen Blumen, wo ich im hellen warmen Sonnenschein so friedlich und getrost war, mit rechter Freude. Endlich ward es belebter, ich nahm meinen Platz wieder ein. Leute kamen von allen Seiten, vornehme und geringe, sie gingen fremd neben einander her, niemand grüßte sich. Da trat unten in den Eingang eine alte Bauerfrau, in der einen Hand hielt sie ein großes Bündel, in der andern einen Blumentopf. Ich freute mich: die ist auch vom Lande, dacht ich, und ihr ist es gewiß wie dir zwischen den fremden Menschen und ihr müßt euch zusammen thun. Sie kam zögernd und bedenklich näher und stand wartend still. Ich bat sie, sich zu mir auf den Koffer zu setzen, sie that es recht gern, aber nicht lange; es klingelte bald und wir hatten beide rechte Noth, die Billette zu bekommen und die Sachen unterzubringen. Endlich saßen wir glücklich und vergnügt im Wagen

und unsere Bekanntschaft machte reißende Fortschritte, ich mußte gleich drei Sorten Kindtaufenkuchen kosten. Es ist seltsam, man mag mit noch so fremden Menschen zusammen kommen, es finden sich doch immer Punkte gemeinsamer Bekanntschaft. Die alte Frau wohnt ganz nahe bei Ovelgrund, sie kennt auch die Frau Gräfin Regan und hat im vergangenen Jahre Graf Otto und Fräulein Emma trauen sehen. Ich erzählte nun, daß der Herr Major ein Verwandter vom Herrn Grafen ist und daß die beiden kleinen jungen Herren Max und Werner diesen Sommer in Steendorf bei dem Herrn Major waren. Ich erzählte ihr aber auch von meinen Eltern und Geschwistern, und sie erzählte mir, daß sie 9 Kinder und 32 Enkel hätte. Von der Taufe eines Enkeltöchterchens kam sie eben. Sie konnte so hübsch erzähken und ich hörte ihr so gern zu. Ich glaube doch, daß die rechte Bildung, die das Herz bewegt, auch bei ungebildeten Leuten zu finden ist. Man möchte nun so gern seine Tage in Ruhe beschließen, sagte sie, aber es geht ja nicht, die Großmutter muß an allen Orten sein. 32 Enkel, das ist eine Anzahl und giebt viel zu bedenken und zu hantieren, und nun habe ich erst im Frühjahr wieder gesagt: bei dem Hänschen das ist die letzte Kindtaufe, die ich mitmache, laßt mich doch nur in Frieden zu Hause sitzen, da will ich abwarten, bis die Kinderchen können die Reise zu meinem Lehnstuhle allein machen. Aber ich habe gut reden. Müdderken, ohne dek kinddöpen? sagt eines, oder? wei wollen seien, Müdderken; und das andere: wei wollent afwären, Müdderken. Und eines blinzelt die Augen und eines schüttelt den Kopf. Und wenn es

denn so weit ist, dann kömmt ein schöner Brief an: Müdderken, ne dat kleine Mäken is tau rar, sau blank und sau hübsch is noch keines ewest, et is en wahres Wunderkind, lacht wie en Engel un bleuet wie ne Rose, un bit tor Döpe werd et sek noch grusam rutmäken. Komm man, Müdderken, denn du mößt dat leiwe Kind seien! Und dann hüpft mein Herz mit Freuden. Ach du lieber Herr, Gott! denke ich, daß ist ja wieder ein Segen und ein rechtes Glück! Und dann schnüre ich mein Bündel und mache, daß ich hinkomme. Diesmal habe ich gar nichts gesagt von der letzten Kindtaufe und von dem Lehnstuhle; ich weiß, es hilft nichts, denn so lange Müdderken da ist, muß es sich auch mit freuen.

Jetzt sitzt das Müdderken gewiß in ihrem Lehnstuhle, die Sonne liegt goldig über dem See und über dem großen Lindenbaume am Kirchengiebel. Ja ihr Dörfchen liegt wunderschön, nicht weit von der Eisenbahn an einem kleinen stillen See. Wenn Sie wieder einmal durchpassiren, sagte sie beim Abschiede, dann denken Sie nur, ich bin dort in dem Eckhause, das Fenster nach dem See, oder ich liege dort unter der Linde am Kirchengiebel, da ist mein Platz geblieben, neben meinem seligen Manne. Wenn ich einmal wieder durchpassiere! o wann wird das sein? Meine Gedanken ziehen in die Ferne, weithin über den sonnigen Tag, bis zurück zu dem Punkte, wo meine ganze Liebe wohnt. Hier sitze ich nun hoch oben in einem kleinen Stübchen, das Stübchen ist wohl nicht übel, aber ich sehe nur graue Dächer und einen kleinen engen Hof. Aber eines sehe ich noch, einen kleinen Taubenschlag,

die Tauben wandern in der Abendsonne auf dem kleinen Dache, sie werden gewiß meine Gesellschafter sein hier in meiner Einsamkeit. Es wird schon alles gut werden.

B....., den 30. September.

Meine lieben theuern Eltern und liebe theure Geschwister! Ihr seid alle fröhlich und wohl beisammen, ja das hoffe ich, und die lieben Jungens sind auch noch zu Hause, und alle wollt Ihr wissen, wie es dem Julchen in der Residenz geht. Nun sollt ihr das hören, und wie es wirklich ist, nicht wie es ihr zuweilen vorkömmt. Ja es kömmt ihr zuweilen vor, als ob sie traurig wäre und Heimweh hätte, und sie wäre nahe daran, wie Karlchen damals ihr Heimweh und ihren Abschied zu besingen, und Karlchen würde nun die Gegenliebe haben und Euch das feierlich vortragen. Aber Ihr Lieben, werdet nur nicht bange. O ja ich singe wohl und singe von ganzem Herzen:

Sollt ich meinem Gott nicht singen?
Sollt ich ihm nicht dankbar sein?
Denn ich seh in allen Dingen,
Wie so gut ers mit mir mein.

Ach ja: alles Ding währt seine Zeit, Gottes Lieb in Ewigkeit. O Ihr lieben Eltern! ich möchte, daß Ihr viel Freude, und nur Freude an Euren Kindern erlebt, und die Sorgen endlich aufhören. Mir geht es gut, ich habe ein Zimmerchen für mich, das ist meine größte Freude; hier allein kann ich mit Euch und der Vergangenheit fortleben, darum ist Alleinsein meine liebste Gesellschaft. Wie ist das Leben doch so wunderbar, das Leben in einer weiten großen Stadt,

ja schon in einem solchen Hause. Denkt Euch, hundert Menschen sollen mit uns in diesem Hause wohnen! Vier Stock hoch steigt es hinauf; dann liegt es an der Ecke, geht tief die Seitenstraße hinein, eben so tief ist der Hof und das andere Seitengebäude; und da wohnen die Leute in den Kellern und auf den Böden, in den großen und hellen Stuben und in den kleinen und dunkeln, und vorn hinaus und auf dem Hofe; da sind breite und schöne Treppen und kleine Seitentreppen und verschiedene Thüren und Eingänge, — die Menschen gehen aus und ein, gehen an einander vorüber, fremd leben sie neben einander, man weiß nicht wer da gut und schlecht, und glücklich oder unglücklich ist. Frau v. Lattendorf meint, es wäre unmöglich, seine Hausgenossen kennen zu lernen; sollte das wirklich nicht möglich sein? Doch erst sollt ihr meine Reise hören. Sie war gut und schön, die Bekanntschaft einer Bauerfrau habe ich gemacht, die mir viel werth ist; es ist doch sehr herrlich, daß es überall in der weiten Welt Menschen giebt, die man gleich lieb gewinnen muß. Die alte Frau ist aus Klein Wollsdorf, dicht bei Groß Wollsdorf und bei Ovelgrund. Ihr wißt, dort wohnt der Graf Regan, der Vetter von der Frau v. Lattendorf, unmöglich ist es nicht, daß ich da noch einmal hinkomme.

Auf dem Bahnhofe hier in B..... war es ein großer Wirrwarr, aber ich hatte mich gut darauf vorbereitet und gelangte glücklich bis in die höchsten Regionen des vierstöckigen Hauses. Frau von Lattendorf war eben im Begriff auszufahren, sie schloß mir mein Zimmerchen auf, denn Ihr wißt, daß sie eine Auf-

wärterin hat, die nur zu bestimmten Stunden kömmt. Ich war also ganz allein, ich beschäftigte mich lange, meine Sachen zu ordnen, dann hatt ich noch viel Zeit und schaute mir genauer die Gegend an, das heißt die Dächer und Schornsteine, ich habe die Schornsteine immer wieder gezählt, 37 sind es. Die Sonne sank, es ward dämmrig und immer düsterer an den grauen Dächern. Die Tauben, die mir ganz nahe einen allerliebsten kleinen Schlag haben, waren mit der Sonne zur Ruhe gegangen, ich war so ganz allein, ja ich war aber auch sehr traurig und fühlte mich verlassen zwischen den hohen grauen Dächern, ich legte meinen Kopf auf das Fensterbrett und schlief ein. Lautes Wagenrasseln auf dem engen Hofe weckte mich auf, war das aber ein seltsamer Anblick! Es war während der Zeit ganz dunkel geworden und das große Haus mit seinen vielen Fenstern sah ich erleuchtet, dort große Fenster mit hellem Glanze, hier kleine mit mattem Scheine; da sah ich Gestalten hin und her schweben, und da stand ein Schatten hinter den Scheiben; meine Gedanken waren sehr beschäftigt mit den Menschen, die mit mir in einem Hause wohnen und die ich noch nicht kenne. Welch ein tröstlicher Gedanke war es mir: der Herr Gott über mir kennt sie, er hat jedes Haar auf ihrem Haupte gezählt, sonst wäre es ja unheimlich in einem solchen Hause zu wohnen. Frau von Lattendorfs helle Stimme weckte mich aus meinen Gedanken, sie war zurückgekehrt und empfahl sich eben dem Herrn, der sie hinaufbegleitete. Ich eilte schnell meine Bodentreppe hinunter, das heißt so schnell es ging, denn es brannte hier kein Licht. Frau von Lattendorf war

sehr theilnehmend für mich, sie hatte nur an eine Spazierfahrt gedacht und es war eine Partie geworden; sie fragte, ob ich mir nicht unten Licht gesucht und Essen gesucht; aber wie durft ich wohl in den fremden Räumen umhersuchen? In der sehr traulichen und äußerst schönen Stube am Theetisch vergaß ich alles Herzweh, und Ihr glaubt nicht, wie Julchen da vergnügt war, aber besonders so viel von einem lieben Hause erzählt hat und von den herzigen, theuern Lieben darin, — o wie mir das Herz so glückselig schlägt, daß ich Euch habe, daß Ihr fern von mir doch mir nahe seid und doch mein eigen seid.

Mein Amt war nun das Theezeug fortzuräumen. Frau von Lattendorf war erst etwas zögernd, ich wußte nicht recht was sie wollte. Bald merkte ich es; sie wünschte daß ich die Tassen gleich wüsche, und fürchtete die Arbeit wäre mir zu gering. Wir gingen in die Küche, sie zeigte mir alles Nöthige und hielt meiner großen blauen Küchenschürze eine große Lobrede. Als ich fertig war, sie half mir wirklich sehr freundlich, da setzt ich mich zu ihr und mußte ihr einen Psalm vorlesen, ich wählte den 23.: Der Herr ist mein Hirt, mir wird nichts mangeln. — Liebe theure Eltern, wie bewegt mich das Gefühl, in der Hand des Herrn zu sein! Gutes und Barmherzigkeit werden mir folgen mein Lebelang, auch hier zwischen den hohen kalten Steinwänden fühl ich es warm am Herzen; aber ein zuversichtliches Sehnsuchtsgefühl zieht mich auch fort von hier. Ich bin hier, weil mich der Herr hierher geführt, aber ich weiß, er wird mich auch weiter führen. Ach ja liebe Eltern, sehr gern möcht

ich hier nicht bleiben. Ich kann aber auch so von ganzer Seele, so herzlich, so sicher darum bitten. O mein Leben liegt so golden, so reich, so schön vor mir, darum muß es Euch nicht betrüben, wenn es mir jetzt nicht ganz leicht wird; ich werde mich aber doch daran gewöhnen und eine Beruhigung muß es Euch sein, daß ich bei einer so guten frommen Frau bin, sie ist gewiß viel verleumdet. Sollte sie genauer als ich selbst sein? das glaube ich nicht. Doch nun für heute soll es genug sein. Gutenacht, Gutenacht! In meinem Stübchen ist es recht kalt, am Tage wärmt es die Sonne so schön durch.

Sonntag, den 2. October.

Heute, Ihr Lieben, will ich den Brief schließen, aber vorher erst noch recht vergnügt mit Euch plaudern, ja einen Spaß sollt Ihr hören, denn man kann doch nicht in einem solchen wunderlichen Hause wohnen ohne Abenteuer zu haben. Den ersten Tag war es mir ordentlich unangenehm, daß ich mir nichts hinter den vielen Fenstern denken konnte. Frau v. Lattendorf lachte mich aus. Man müßte doch seine Hausgenossen wenigstens kennen, sich etwas um einander bekümmern! Das ist nicht Sitte in einer großen Stadt, auch gar nicht möglich. Nicht die Reichen um die Armen? die Gesunden um die Kranken? Nein, es geht einmal nicht, man geht ruhig neben einander her und grüßt sich nicht. Frau v. Lattendorf weiß selbst wenig wie es hinter den Fenstern und Fensterchen aussieht. Aber denkt! ich bin erst drei Tage hier und grüße mich schon mit sechs Leuten, wenn das so fortgeht, wie lange wird es dauern, daß ich mich mit

hundert grüße? Das Exempel muß Wilhelmchen ausrechnen. Also, schon als ich am ersten Abend hier oben so einsam saß, sah ich mir gegenüber, eine halbe Etage tiefer, aber auch noch Dachstubenregion, eine wunderliche Figur. Ein Mann war es augenscheinlich, aber das Haar war gerade gescheitelt und zierliche Locken hingen um den Kopf; eine Brille saß auf der mächtigen Adlernase und drunter wieder so ein kleiner zierlicher Mund. Dann trug er einen Hemdkragen und ein schwarzes Tuch, wie Fritz es trägt, aber den Rock gerade zugeknöpft und unten an den engen Aermeln weiße Manchetten. Den ersten Abend sah ich die Figur nur vorübergehend. Am anderen Morgen, als ich mir hier in meinem Dachstübchen etwas lesen wollte, erblickte ich wieder die wunderliche Person, aber diesmal war sie so unverschämt, immer nach mir zu sehen, ja denkt Euch! endlich sah sie mit einem kleinen Fernrohr zu mir auf. Aergerlich ließ ich das Rouleau nieder, ich hätte viel lieber das Stückchen blauen Himmel gesehen. Ich war darauf den ganzen Tag nicht oben, ich mußte in Frau v. Lattendorfs Schlafstube Wäsche ausbessern, wir haben noch die Herbstwäsche vor uns. Früh am anderen Morgen waren wir in großer Verlegenheit, die Aufwärterin war krank geworden, ich mußte alle Arbeit selbst thun und erbot mich auch Frühstück zu holen, obgleich mir der Weg sehr unangenehm war. Aber im Vertrauen gesagt, Hunger thut weh, ich sehnte mich nach dem Frühstück, mein ländlicher Appetit ist mir eigentlich etwas drückend, ungenöthigt an einem fremden Tische zugreifen ist doch immer etwas schwer, und Frau v. Lattendorf nöthigt

nicht, wie ich es bei der guten Frau Homann gewohnt bin. Aber bitte, erzählt ihr das nicht, sie möchte es nicht richtig auslegen. Ich war muthig in den Bäckerladen gegangen und wollte eilig aus dem Straßengewühl wieder hinauf in unsern sicheren Adlershorst. Aber in der Hast und Aengstlichkeit sich gleich in solchem Haus zurecht finden, ist nicht leicht. Als ich die erste Treppe hinauf bin, steht ein stolzer Bedienter an einer Glasthür, ich stehe still, sehe mich verlegen um, es sah mir alles so unbekannt aus. Meine junge Dame, hier werden keine Modelle gewünscht, sagte er spöttisch und dabei sieht er auf einen Zettel, der hinter den Scheiben klebt, darauf stehen mit großen Buchstaben dieselben Worte. Ich wußte natürlich nicht was das zu bedeuten hatte, wollt es auch gar nicht wissen, und lief in der Angst noch eine und noch eine Treppe hinauf. Ich zog hastig an der Klingel, die Thür wird schnell aufgemacht, aber welch ein Schrecken! die schwarze Figur mit der Adlernase stand vor mir. Verzeihen Sie, sagte ich stotternd. Ach Sie wollen gewiß Modell sitzen, sagt die Person. Ach nein, ich habe mich ja nur in der Treppe geirrt, sagte ich ganz verwirrt, zugleich aber sah ich, daß die wunderliche Person kein Mann sondern eine Frau war, und unwillkürlich mußt ich mit dem ganzen Gesicht lachen. Daß es kein Mann war, machte mir Muth, und wie einem oft Gedanken durch den Kopf blitzen, so dacht ich: was ist das nur mit dem Modell sitzen? Und weil man durch Fragen klug wird, so fragt ich höflich. Ihr müßt aber wissen, das ging alles eins, zwei, drei, das Staunen, Lachen und Fragen, — da schnell macht

sie mit den zehn Fingern eine lange Nase, setzt mir den letzten kleinen Finger auf die Brust, schiebt mich zurück, sieht mich starr an und flüstert pathetisch: Abscheuliche, impertinente Person! Ihr könnt denken, daß ich eilig zurück lief, mich aber auch schämte und ärgerte. Unten an der Glasthür stand aber der lachende Bediente mit noch einem lachenden Mädchen, es war mir höchst unangenehm, an ihnen vorbei zu müssen. Nicht Modell sitzen? fragte der Bediente wieder. Ich nahm mich sehr zusammen und fragte das Mädchen ruhig und höflich, wie ich zu Frau v. Lattendorf käme, ich hätte mich in den Treppen geirrt. Sind Sie bei der gnädigen Frau im Dienst? fragte das Mädchen, indem sie mit mir die Treppe hinabging, recht vorlaut. Ich bin ihre Gesellschafterin, sagte ich freundlich, denn obgleich mir das Mädchen nicht gefiel, ist sie doch meine Hausgenossin, ich wollte sie nicht zurückstoßen. Unaufgefordert erzählte sie mir nun von der wunderlichen Frau, die mich eben so unhöflich behandelt hatte. Das ist denn eine alte Malerin, die für Geld Unterricht giebt, aber dabei hält sie sich für eine große Künstlerin und malt wandgroße Bilder, die niemand kaufen will. Zuweilen fordert sie in öffentlichen Blättern junge Frauenzimmer auf, die sie zum Modell benutzt; die Dienstleute des Generals haben in den Tagen ihren Aerger, weil sich die Modelle meistens in ihre Etage verlaufen, das letzte mal haben 23 Frauenzimmer beim General geklingelt. Die Dienstleute, um sich zu revangiren, treiben mit der armen Malerin aber auch ihren Spott und schicken ihr Leute hinauf, die sie zum besten haben müssen. Ich

hörte den Bericht geduldig an, weil mich die arme Malerin mit den wandgroßen Bildern, die niemand haben will, interessirte, und ich doch nun auch wußte was meine lange Nase zu bedeuten hatte. Die Künstlerin hat geglaubt, ich wollte sie zum besten haben. Das sollte sie aber nicht glauben, und glücklicher Weise, ich war kaum in meinem Stübchen, da erschien sie drüben am Fenster und griff wirklich wieder nach dem Fernrohr, ich ließ mich geduldig beobachten, grüßte dann sehr freundlich und machte von ungefähr das Fenster auf. Sie machte das Fenster ebenfalls auf, wir waren uns nun so nahe, sahen uns so groß an, daß ich wirklich lächeln mußte, denn es war komisch. Als ich nun lächelte, that sie eben so und sagte: Waren Sie nicht eben an meiner Thür? Ich machte eine freundliche Verbeugung und sagte: Aber nur aus Versehen. Wir begannen nun hier oben in unsrer Einsamkeit und über die tiefe Kluft hinweg eine ernsthafte Unterhaltung. Die arme Malerin hat ein mißtrauisches Gemüth, sie sprach von Skorpionen, auf die man hier im Hause träte, und machte bittere Anspielungen auf die Leute des Generals. Ich suchte sie zu trösten und sagte, daß es gewöhnlich die Leute nicht so schlimm meinten als man fürchtete, und daß wir durch unsere eigenen Gedanken die Sache so schlimm machten. Sie sagte recht eifrig, es gäbe im ganzen Hause keine zarte Seele; ich dagegen machte einige zarte Anspielungen auf die lange Nase und auf die abscheulichen Schmeicheleien, die sie mir zugeflüstert, und behauptete kühn, daß sie sich sicher schon öfter unnöthig geärgert hätte. Ich hatte das freundlich und scherzend gesagt, und als

ich geendet, warf sie mir eine Kußhand zu. Dieses Freundschaftsband ist geschlossen und hat gar nichts riskantes für mich, denn zu Leibe kann sie mir über die Kluft hinweg nicht gehen, und ich kann ihr recht dreist meines Herzens Meinung sagen. Für diesmal aber wurden wir unterbrochen, meine Malerin winkte mir plötzlich sehr geheimnißvoll, schaute nach einem Fenster unter uns als ob wir belauscht würden, und wirklich, ich sah auch hinab, da stand eine wunderschöne ältliche Frau in einer weißen Spitzenhaube am offenen Fenster, etwas hinter einem grünen Vorhang. Ich war ganz erstaunt, aber sie sah mich so freundlich an, daß ich es nicht lassen konnte mich höflich zu verneigen, sie erwiederte den Gruß so aufrichtig, ich hätte gewünscht, meine mißtrauische Malerin hätte das noch gesehen. Liebe theure Eltern, das war wieder eine Bekanntschaft, und lächelt Ihr dazu und meint, daß ich nicht viel davon habe: o Ihr glaubt nicht, wie hier oben zwischen meinen grauen Dächern das Fenster mit den grünen Vorhängen mir so lieb ist. Und nun hört weiter. Heute Morgen war ich mit vielen gläubigen Leuten in einer kleinen Kirche, da fühlt ich mich sehr heimisch und vergaß, das ich in der Fremde war. Als ich hinaus gehen wollte, regnete es heftig, ich stand zögernd an der Thür, ich hatte keinen Schirm. Viele schöne Wagen hielten auf der Straße und der stolze Bediente aus unserer Belle Etage wartete mit einem Schirm an der Thür. In dem Augenblick sah ich die schöne Frau Generalin an meiner Seite, ich trat schnell zurück und verneigte mich. Sie aber wandte sich zu mir und sagte: Wir sind ja Hausgenossen,

wollen Sie nicht mit mir fahren? Ich war erst ganz erschrocken, aber ich weiß nicht wie ich in den prächtigen Wagen hinein kam. Ich konnte mich auch hier kaum besinnen, die freundliche Dame fragte mich nach meiner Heimath, nach meinen Verwandten und ich durfte ihr ausführlich erzählen. Sie fragte mich auch, ob ich gestern Abend gesungen. Ja ich hatte gesungen ganz allein in meinem Stübchen, ein Fenster hatte ich auf, weil dann meine Sehnsucht leichter in die Ferne ziehen kann. Die Frau Generalin sagte, ich möchte öfter singen und immer mein Fenster aufmachen, und wenn sich dann ein Flügel an den grünen Vorhängen ganz leise öffnen würde, so wüßte ich daß eine ungesehene Zuhörerin Freude an meinem Gesange hätte. Mein Herz war zum Ueberlaufen voll, die Frau hat es mir angethan, ein Glück war es daß wir vorfuhren, ich hätte sonst vielleicht etwas Unpassendes gethan. Als wir ankamen, empfing der Herr General seine Gemahlin an der Treppe. Sie reichte mir zum Abschied die Hand und wie herzlich habe ich ihr meinen Dank ausgesprochen und gesagt habe ich ihr, ich möchte so gern Gelegenheit haben ihr meine Liebe zu beweisen. Liebe Eltern, Ihr müßt Euch doch freuen, daß ich schon so viel Freundschaften geschlossen habe, denn hört nur weiter. Mit dem alten Portier grüße ich mich nicht nur, wenn er mich nur kommen sieht, läuft er schon und macht mir die Hausthür auf. Und warum diese Freundschaft? Als ich den ersten Tag in die Hausflur trat, fand ich den alten Mann gebückt und suchend. Ich half ihm natürlich, es war nur ein Silbersechser, den er suchte, aber ich ließ nicht nach

bis wir ihn fanden. Dabei wurde ich mit dem Alten gleich gut Freund. Er setzte mir meinen Koffer in meine Stube und zeigte mich sehr zuvorkommend zurecht. Ich muß mir nur überlegen, wie ich ihm wieder eine Freundschaft erzeigen kann. Kurz und gut, ich glaube doch, daß in diesem Hause recht viele gute Menschen wohnen, und ich es gut getroffen habe. Nun liebe theure Eltern, für heute will ich schließen, obgleich es mir scheint, als ob Euch mein Brief ein recht unordentliches Bild von meinem Ergehen geben müßte. Das aber bleibt fest, daß ich Eure liebe treue Tochter bin, die immer und immer auf jedem Schritte unter Gottes Hut steht, und wenn sie auch einmal traurig scheint, doch im Grunde vergnügt ist. Der Herr wird Euch treulich behüten, und so sind wir alle recht glücklich. Ihr werdet mir bald schreiben, mit Sehnsucht wartet darauf.

Euer Julchen.

Den 12. October. — Frau von Lattendorf ist seit mehreren Tagen nervös, das ist eine schlimme Krankheit, o und nach der Beschreibung habe ich Furcht, ich könnte es auch werden. Vorgestern sagte sie mir, ich möchte nicht so gesprächig sein, es griffe sie an; heute macht sie mir bittere Vorwürfe, daß ich nicht rede und beleidigt thue. Beleidigt bin ich nicht, aber ich weiß nicht wie mir ist, seit dem ich immer bei ihr unten sitzen muß, mein Stübchen kaum mehr betreten kann. Es scheint mir, als ob Frau von Lattendorf, trotz aller Freundlichkeit, mich viel quälte, und ich bin gewiß auch nicht liebenswürdig. Ja, ihr ist nichts recht, und mir ist auch nichts recht. Gestern war der

Himmel so blau, eilig zogen weiße schöne Wolken nach Abend, die Straßen waren belebt, viele Spaziergänger gingen zum Thore hinaus. Mein Herz war voll Sehnsucht und Heimweh, gutes Wetter, dacht ich, ist hier oben weit unerträglicher; heute regnet es und stürmt, nur Wagen und Regenschirme sind auf den Straßen und am Himmel dunkele Wolkenmassen — ja das ist mir so sehr traurig. — O lieber Herr, gieb mir ein zufriedenes Gemüth und laß mir genügen an dem wie es ist. Ja ich will freundlich sein, ich will reden wenn ich reden soll und schweigen wenn ich schweigen soll, ich will getreulich meinen Beruf erfüllen das ist wohl das beste Mittel gegen Kranksein.

Den 20. October. — Der Herr wird mir Versuchungen schicken, er wird es mich aber immer fühlen lassen, daß alles zu meiner Heiligung geschieht, daran muß ich nur festhalten, wenn es auch recht schwer werden sollte. O darauf kann man dann so freudig beten und wird wieder so froh und freudig und mit allem zufrieden! — Vier Tage habe ich geplättet, Frau von Lattendorf wollte die Plättfrau sparen, das will ich auch so gern thun, aber — — Ich war um 7 mit Plätten fertig, Frau von Lattendorf war aus, ich machte mir den Rest Mittagbrod warm, aber ich hatte Kopfweh und keinen Appetit, mir thaten natürlich die schönen Mohrrüben leid, ich überlegte, ob ich niemand hätte, dem ich sie schenken könnte. Die kranke Aufwärterin fiel mir ein, sie wohnt im Hause, und obgleich Frau von Lattendorf erwähnte, sie wolle mit der Frau nichts mehr zu thun haben und suche schon nach einer andern, mußt ich ihr doch das schöne Essen hin-

tragen. Ich nahm mein Näpfchen unter das Tuch, erkundigte mich beim Portier nach der Wohnung der Frau und trat meine erste Reise nach den Hintergebäuden an. Drei Treppen hoch in der hintersten Front, ich fand die Thür, klopfte leise an, und verwundert begrüßte mich die Frau. Ich war gewiß sehr verlegen als ich ihr meine Mohrrüben anbot. Ich nehme alles mit Dank an, sagte sie, aber wenn Sie glauben, daß ich krankheitshalber nicht gekommen bin, da irren Sie; Frau von Lattendorf will keine Aufwärterin, Sie, Fräulein, würden alles selber thun. — Ich war sehr erschrocken, ich wußte nicht gleich etwas zu sagen, die Frau aber sprach nicht gut von Frau von Lattendorf, ich brach das Gespräch ab und entschuldigte mich, daß ich die Mohrrüben gebracht. Ich nehme sie aber so gern, sagte sie; wenn ich auch heute schon gegessen habe, hier gegenüber wohnt ein armer Schlucker, dem wird das Essen recht willkommen sein. Es war mir lieb, daß die Rede auf etwas anderes kam, ich ließ mir die Geschichte von dem armen Schlucker erzählen. Es ist ein alter kränklicher Klavierstimmer, zu Zeiten ist er etwas wirre, aber immer still und gutmüthig. Er war früher irgendwo angestellt, er erhält Pension gerade hinreichend zur Miethe und zum Holz; Brod muß er sich mit dem Stimmen verdienen, aber kärglich genug, die Leute nehmen ihn nicht gern, weil er so seltsam ist. Die Frau erzählte recht verständig, meine Gedanken aber waren doch sehr bei Frau von Lattendorf. Ich war betrübt, daß sie mich hintergangen hatte, und mein Hiersein und meine Zukunft schien mir traurig. In dem Augenblick begann der Musikant

in seiner Stube auf dem Klavier zu spielen. Wie wunderbar ist doch Musik, wie bewegt sie jede Fiber des Herzens. Wenn man sehr lange keine Musik hört, wird man fast krank. Wie war ich mit einemmal so frisch so ganz anders. Er spielte das schöne schottische Lied: Robin Adair. Wie oft habe ich das gespielt: die weichen schönen Akkorde, die süßen Nachklänge immer tiefer und schöner, immer sehnsuchtsvoller schlug ich sie an, und so schön konnt ich weiter fantasiren. O der lichte Sommertag in der Heimath! ich schaute zum offenen Fenster hinaus und Malven und Wicken blühten davor, und die Eltern sah ich lustwandeln, und der Heuduft vom Kirchhof drang herüber, und die Kirche mit dem kleinen spitzen Schieferthurm wie eingelegt in den blauen Himmelsgrund! War es denn heut anders? In der engen Stube der fremden Frau, zwischen den grauen Dächern, und der Wind sauste und der Regen schlug in einzelne Tropfen an das Fenster. Anders? ja. Die Musik bewegte mein Herz nur noch mehr. Ist denn ein junges Herz so sehr verschieden von einem alten Herzen? Die Frau saß so ruhig und wärmte die Mohrrüben noch einmal über den Kohlen, und ich war fort, mein Herz war in Schottland, weit fort in Lust und Sehnsucht, wunderschöne Bilder zogen an meiner Seele hin, die schöne Beschreibung Schottlands, eines von den hundert Büchern, die ich mit dem Herrn Major gelesen, wurde lebendig: die mächtigen Berge, so dunkel und doch purpur und violett, dunkelrothe Haide und goldgelber Ginster, moosige Hügel und Föhren, ein See so klar aber dunkelbraun mit orange Lichtern, weiße Schwäne

ziehen an den blumigen Ufern, ein graues Steinhäuschen liegt ganz einsam neben einer lichtgrünen Birke, ein Mädchen sitzt darunter und die Heerde klettert zwischen den niederen Felsblöcken, aber hoch oben auf den höchsten Klippen knallt des Jägers Büchse, er ist näher dem tiefblauen Himmel und schaut hinab in das sonnenduftige Thal. Ich hätte beinah ein Gedicht gemacht, ja, dichten oder singen, etwas mußte meine Seele vornehmen, die Wochen dort unten hatten sie so traurig gemacht und wie der alte Musikus immer schöner die Melodie durchführte, da konnt ich mich nicht halten, ich trat leise auf den Vorsaal, ich mußte einfallen: Ro — bin A — dair! Ro — bin A — dair! Eine Pause — alles ward still; dann begann er wieder so voll und getragen, und ich mit aus voller Brust:

Oft von dem Felsenhang —
Ro — bin A — dair! —
Schaut ich so trüb und bang —
Ro — bin A — dair —
Kommst von dem wilden Meer?
Bist ja so liebeleer,
Machst mir mein Herz so schwer,
Ro — bin A — dair!
Ro — bin A — dair!

Dann folgten wieder so schöne Zwischenspiele! solche Musik hatt ich noch nie gehört. Wenn die Melodie kam, mußt ich singen, feurig und lebhaft schlug er sie an, und dann wieder so leise und sehnsuchtsvoll. Plötzlich hielt ich inne, ich mußte mich eigentlich etwas schämen, aus verschiedenen Thüren sahen Köpfe, und die ganze Treppe stand voll. Ich eilte in die Stube, wickelte mich in mein Tuch, nahm mein Näpfchen,

wartete einige Augenblicke und wollte dann schnell fort eilen. Da kam mir auf dem Flur mein seltsamer Musikant eben entgegen. Ich erschrak und weiß kaum was das für ein wunderlicher Auftritt war. Die schwarzen Haare hingen ihm etwas wild über die dunkeln Augen, ich glaube wohl, daß er etwas verwirrt ist, der arme Mann! Er überreichte mir mit hohen Worten eine Rose, aber er sah so glücklich aus, ich mußte sie nehmen, ich dankte ihm für die schöne Musik, und er antwortete wieder in seiner wirren Art und bat mich auch zu singen. Mir ward bange, ich wollte fort, aber ich versprach öfter zu kommen, ich möchte gern Musik hören, und auch gern singen. Ach ja, ein Conzert für die armen Leute! rief eine Stimme aus dem Publikum. — Nur hier hinein, einen Augenblick! sagte die Aufwärterin. Ich mußte in ein ganz kleines Stübchen treten. Hier die arme Kranke will Sie sehen. Ein ältliches Mädchen mit kleinem bleichen Gesichte saß im Bette, schon seit 7 Jahren fast nur im Bett, wie traurig! Ich mußte ihr die Hand geben, ihr die Wangen streichen. O Du lieber Herr Gott, seit sieben Jahren in dem Dachkämmerchen! Sie muß wohl mehr Sehnsucht haben, als ich, — aber ihre Sehnsucht, glaube ich, geht nach dem Himmel und mein Herz hängt noch sehr an der lieben schönen Welt. — Das war so schön! sagte das blasse Mädchen. Ich darf wohl oft herkommen? fragte ich denn, ich wohne im Hause und bin gern bei Kranken. Da bedeckte sie ihr Gesicht und weinte, aber mit Gewalt mußt ich einen blühenden Heliotrop mitnehmen. Damit Sie wiederkommen, sagte sie. — Du lieber Herr!

wie danke ich Dir für diesen Abend. O ihr armen lieben Seelen dort in den kleinen Dachkammern, wie freue ich mich, daß ich euch kenne. Ich bin nicht mehr betrübt. Der Aufwärterin habe ich gesagt, daß Frau von Lattendorf Recht hätte, ich könnte die wenige Arbeit mit Vergnügen thun, ich wäre jung und gesund. Dann stand ich noch allein auf dem dunkeln Hof mit der Rose und dem Heliotrop, die Fenster der englischen Familie waren glänzend erleuchtet, Gestalten schwebten an den reich gestickten Vorhängen, die Dienerschaft eilte über den hell erleuchteten Hausflur. Wie verschieden hat der Herr Gott den Menschen ihre Bahnen angewiesen: hier so weit und reich, und dort so kümmerlich. Aber welch ein schöner Trost: auf jeder können wir zu den himmlichen Hütten wandeln, und wenn wir aufthun das rechte Glaubensauge, so erblicken wir dort viel verborgenen Segen und hier viel verborgene Schmerzen, und sehen wie die Gnade Gottes überall gleich weit hinreicht mit dem Lieben und Sorgen und Warnen und Ziehen. O lieber Herr Gott, thue mir immer die Glaubensaugen auf, daß ich, auf welchen Wegen Du mich auch gehen heißt, ich immer fühle Deine Gnade, Deine Liebe, Dein Ziehen zur Heiligung.

Weil denn weder Ziel noch Ende
Sich in Gottes Liebe findt,
Ei so heb ich meine Hände
Zu Dir Vater als Dein Kind;
Bitte: wollst mir Gnade geben,
Dich aus aller meiner Macht,
Zu umfangen Tag und Nacht
Hier in meinem ganzen Leben,
Bis ich Dich nach dieser Zeit
Lob und lieb in Ewigkeit.

Den 29. October. — Mehrere Tage habe ich mich gequält, wie ich mit Frau von Lattendorf recht aufrichtig sprechen könnte. Wie sehr verlegen wurde ich, als sie von der Aufwärterin sprach, und mich bedauerte, daß ich immer noch die Arbeit thun müsse. Ich konnte mich nicht recht fassen, sonst mußt ich da schon die Wahrheit sagen. Es geht so etwas aber immer besser als man glaubt, man muß nur muthig sein. Wir hatten heute Morgen unsere Andacht gehalten, ich wollte an meine Arbeit gehen, da standen sehr schmutzige Ueberschuh und Lederschuh. Das ist auch eigentlich meine Arbeit nicht; Frau von Lattendorf machte so viel Wendungen wegen der unangenehmen Arbeit, sie that mir leid. Wenn ich bedenke, wie viel Mühe sie in diesem Monat wegen der Aufwärterin hatte und wie viel unangenehme Gefühle, ganz gewiß sie würde gern den Thaler Lohn dagegen geben. Sie sprach auch jetzt wieder so viel, ich hatte die Schuh in der Hand und seufzte tief, — sie irrte sich, ich seufzte nicht wegen der Schuh. In der Andacht hatte eben ihr Mund die Worte gesprochen: Der Herr segne uns und behüte uns; — wie kann der Herr uns segnen, wenn wir so thöricht mit einander verkehren? Ich faßte Muth. Ich wandte mich zu ihr und sagte recht herzlich: Liebe Frau von Lattendorf, ich will die Schuh recht gern putzen, ich will alles gern thun, ich weiß aber, daß die Aufwärterin nicht krank ist, und daß Sie lieber keine Aufwärterin haben, — aber alles wird gut gehen — ja der Herr segne und behüte uns! konnt ich noch sagen und dann ging ich eilig hinaus. Ich nahm die Schuh mit auf mein

Zimmer, ich wollte meine Thränen verbergen. Bei der Arbeit wurde ich warm und die Sonne schien ganz freundlich. Ich stand so nicht lange, da erschien die Malerin am Fenster. Ich wollte erst zurücktreten, ich glaube doch, ich schämte mich etwas, aber ich blieb. Selbst als sie neckend meinte, das wäre eine häßliche Arbeit für eine junge Dame, konnt ich ihr ruhig antworten, ich sei solche Arbeit gewohnt von Jugend auf. Wir unterhielten uns über den Abgrund hinweg wieder sehr freundschaftlich. Ich zeigte ihr auch meine Arbeit, wie gut ich es verstand, die Schuh blitzten in der Sonne. Ich erzählte ihr dabei, wie ich als älteste Tochter meinem theuern Vater habe immer die Sachen rein gemacht. Ach ja und bei der Erzählung wurde es mir ganz warm und ich vertiefte mich etwas. Sie lachte, als ich es ein poetisches Vergnügen nannte, am Sonnabend Abend das ganze Haus gefegt, wo möglich einen Blumenstrauß unter dem Spiegel zu sehen, dazu des Vaters sonntäglichen Staat, dabei die schönen hohen blanken Stiefeln als Anführer der ganzen kleinen Heerde von denen der Geschwister. Dann disputirten wir über Poesie, von der wahren und von der gemachten, und als ich meine Schuh fertig hatte und fort wollte, warf sie mir wieder einen Kuß zu und forderte mich auf, sie zu besuchen und im Beschauen ihrer Bilder einen wirklich poetischen Genuß zu haben. Als sie das gesagt, machte sie wieder bedenkliche Zeichen nach den grünen Vorhängen, ich sah hin, und wirklich ein Fenster stand offen, die Vorhänge bewegten sich. Ich bekam so große Sehnsucht nach der schönen Frau, ich hatte sie so lange, lange nicht gesehn,

ich mußte sie begrüßen, und ohne viel zu überlegen begann ich zu singen:

In die Ferne möcht ich ziehen
Weit von meines Vaters Haus,
Wo die Bergesspitzen glühen
Und die fremden Blumen blühen,
Ruhte meine Seele aus, ruhte meine Seele aus.

Da erschien sie, mit ihren lichten klaren Augen sah sie mich an, ich legte die Hand auf das Herz und verneigte mich, dann eilt ich schnell fort, sie wußte doch nun, daß ich sie grüßen wollte. Ja das war ein glücklicher Morgen. Als ich nun hinab kam in dieser hellen Stimmung, da ging ich vergnügt zu Frau von Lattendorf, zeigte ihr, wie ich die Schuh so gut geputzt, und erzählte ihr dann gleich meinen abendlichen Gang neulich nach der Aufwärterin, und erzählte ihr von dem armen Musikanten, und wie ich ihm Essen gegeben. So war das Geheimniß von meiner Seele, und zur glücklichen Stunde. — Ich bat um die Erlaubniß, dem armen Schlucker zuweilen einen Rest Essen schenken zu dürfen, und Frau von Lattendorf war so gütig und bereit zu allem. Sie wolle ja gern den Armen geben, sagte sie, aber sie müsse gestehen, in einer Art sei sie genau: in allen unnöthigen Dingen. Ich gab ihr darin Recht und deutete an, daß ich gern die Arbeit der Aufwärterin thue, — ich verstände sie in den Gefühlen des Sparens wohl, ich sei auch eifrig im Sparen. Darauf sprachen wir beide von der Gefahr, die im Sparen liege und daß man sich so leicht täusche, doch, daß wenn man es aufrichtig mit dem Herrn meine, so helfe er auch getreulich

um die Klippen herum. Wir waren beide sehr einverstanden.

B . . : . ., den 8. November.

Liebe theure Eltern! Euer Brief hat mich so glücklich gemacht; Ihr meint, Ihr könnt mir nichts besonderes berichten, aber jede Kleinigkeit aus dem lieben Dorfe ist mir lieb zu hören, Ihr müßt das nächste Mal doch mehr schreiben. Mir geht es wohl und ich bin von Herzen dankbar, ich habe mich schon weit besser gewöhnt. Die Tage gehen schnell hin, ich lebe einsam und höre den Lärm nur aus der Ferne. Aber es fehlt mir auch nicht an Unterhaltungen. Zweimal haben wir Theegesellschaft gehabt, die Damen sind alle sehr freundlich gegen mich. Aber mit in Gesellschaft nehmen kann mich Frau von Lattendorf nicht, das paßt nicht zu meiner Stellung, ich sehe das wohl ein, und eigentlich sehne ich mich nicht danach. Frau von Lattendorf ist heute wieder in ihrem Kränzchen. Mehrere mal bin ich schon mit ihr in Läden gewesen und auch spazieren, aber seltsam ist es, ich bin froh, wenn ich wieder hier oben bin; der Hof mit den vielen Fenstern kommt mir dann wie eine Heimath vor, ich sehe nach den Fenstern, ob noch alles seine Richtigkeit hat, grüße hier einen Bekannten und dort, und mache meine Beobachtungen. Ich habe aber, seitdem ich schrieb, schon wieder viel Bekanntschaften gemacht, die neuesten sind zwei kleine Engländer, der Junge vielleicht 14, das Mädchen 12 Jahr, ihr Zimmer ist mir gegenüber eine Etage tiefer. Wir hatten uns immer schon freundlich angesehen und ich hatte mir schon längst überlegt und mich darauf vorbereitet, daß ich

ihnen gelegentlich ein Vergnügen machen könnte. Als ich heute die wenigen Sonnenstrahlen hier in meinem Stübchen auffangen wollte und meine Tauben fütterte, sie sind so zahm, sie fressen mir aus der Hand, da waren die Kinder meine Zuschauer. Jetzt war die passende Zeit, ich nahm die Pfeife, machte Seifenwasser, setzte mich auf das Fensterbrett und ließ wundervolle Seifenblasen gegen den blauen Himmel steigen. Das war ein Jubel der Kinder, und endlich waren fünf Köpfchen und drei Köpfe an den offenen Fenstern, der Lord und seine Gemahlin selbst dabei. Sie sprachen nur englisch, ich verstand kein Wort, das that aber nichts, ich sah, sie amusirten sich, ja der Knabe, der sehr verwogen und ganz wie unser Bruder Karl aussieht, machte mir Zeichen, er möchte das auch versuchen. Ich machte ihm Zeichen: ja recht gern, komm nur zu mir. Er schien die Eltern zu fragen, sie sahen so freundlich zu mir und ich verneigte mich. Da schoß der Junge wie ein Pfeil von dem Fenster, lief nach wenigen Minuten über den Hof, der Eingang zu den Herrschaften ist auf dem Hofe, und nach wenigen Minuten erschien er bei mir mit dem Portier. Jetzt setzte er sich zu mir in das Fensterbrett und war nun im höchsten Jubel über diese kleinen glänzenden Weltkugeln, die über die grauen Dächer hinzogen. Die Eltern riefen ihm endlich zu, daß es genug sei, und er empfahl sich und sagte deutsch: Ich — danke — Ihnen — sehr — schön. Und ich sagte ihm, daß es mir viel Freude gemacht. Das war wirklich ein wunderhübsches Vergnügen, und ich konnte gewiß mit Recht zu Frau von Lattendorf sagen, daß ich mich heute bes-

fer als Sie amüsirt habe. Die schöne Frau Generalin habe ich lange nicht gesehen, weil ich der Kälte wegen selten in meine Stube komme, ich muß sagen, daß ich mich deswegen sehr auf den Frühling freue, denn ich bin auf meinem lieben Hofe weit lieber als hier vorn nach der wirren Straße. Viel habe ich Euch heute nicht zu schreiben. Dich liebe Mutter bitte ich, mir ein Paar neue Lederschuh zu bestellen, sie sind hier noch einmal so theuer, flicken habe ich schon lassen von einem armen Schustergesellen, der im Hinterhause wohnt. Das ist auch eine Bekanntschaft von 9 Menschen, die ich machte, aber von so großstädtischer Armuth kann man sich kaum einen Begriff machen. Den lieben Brüdern sagt, daß ich ihnen wahrscheinlich schöne Noten schicken kann, ich habe die Bekanntschaft eines alten Musikus gemacht. Der nächste Brief wird wahrscheinlich der Weihnachtsbrief. Nun wünsche ich Euch Theuern groß und klein eine fröhliche und selige Adventszeit, betet oft für mich, daß ich möge so fröhlich und selig sein in der Fremde, wie ich es daheim war.

Euer Julchen.

Den 15. November. — Der erste Schnee ist gefallen, das thut nichts, nun kömmt der Winter und dann kömmt ja wieder der Frühling! Ich bin thöricht.

Warte nicht auf andre Zeiten, nicht auf andern Ort und Stand;
Denn Gott hätt es schon geändert, hätt er es für gut erkannt.
Hoffe nicht auf dies und das, was noch soll allhie geschehen,
Richte von dem Augenblick nur Dein Herz dem Himmel zu ꝛc.

Ich muß nur meine Augen wieder aufthun und sehen, daß ich nicht werth bin aller Barmherzigkeit und Treue. Zuweilen liegt ein Schleier davor, und dann ist es

in der Seele so still und sie sieht und hört nicht, und kann auch nicht fröhlich auffliegen; aber da ist es gut, stille sein und harren, so recht wie ein kleines Kind, das da ganz hilflos ist und doch so liebend versorgt wird.

Den 21. November. — Es schneit und regnet zugleich, unter fleißigem Nähen sind mir die Tage hingegangen. Frau von Lattendorf merkte, daß ich etwas traurig war, sie wollte Zerstreuung für mich erdenken. Ich wüßte wohl etwas, sagte ich muthig, ich möchte bei dem alten Musikus Klavier spielen. Mit der Aufwärterin hatte ich schon gesprochen, jede Woche eine Stunde, immer 2 Sgr., das kann ich durchführen. Er will mir aber täglich unentgeltlich Unterricht geben, auch im Singen.. Frau von Lattendorf war sehr erfreut zu diesem Vorschlage, sie kam dabei auf einen Plan, ich sollte unten für das Weißwaaren-Geschäft nähen, wenn sie nichts für mich zu thun hat; der Verdienst wird natürlich von meinem Gehalt abgezogen, weil ich doch eigentlich für sie nähen muß, aber der Klavierunterricht soll außerdem davon bestritten werden. So habe ich nur den Vortheil. Ich habe auch gleich die erste Stunde genommen, gespielt und gesungen. Der alte Mann war heute ganz vernünftig und ich fürchte mich nicht mehr vor ihm. Er ist gar so gutmüthig. Unter ihm, eine Etage tiefer, wohnen zwei Ladenmädchen aus dem Weißwaaren-Geschäft, die scheinen abscheulich übermüthig, der alte Mann hat mir seinen Kummer darüber gesagt. Auch heute waren sie zu Hause und machten entsetzlichen Lärm, als ich sang, standen sie unten an der Treppe und fielen immer störend ein. Als ich fortging, riefen sie spöttisch hinter

mir her. Ich habe ihnen heute noch nichts gesagt, aber es geht mir im Kopfe umher, die arme kranke Nähterin hat sich auch schon beklagt. Das hat mir eigentlich die Freude an der Musik heute sehr verdorben, doch soll das nichts thun, ich muß doch immer bedenken, wie wunderbar es sich fügte, daß ich so oft ich Lust habe musiciren kann, das Klavier des Alten darf ich nach Herzenslust benutzen, und wenn ich zuweilen mit der Aufwärterin und der Frau Rendantin, die auch dort hinten wohnt, des Abends bei ihm bin, spare ich hier Holz und Licht. Die Frau Rendantin hört so gern Choräle singen, sie sagt, in ihrer Jugend sei es Sitte gewesen mehr Choräle zu singen. Das ist doch jetzt auch noch Sitte.

Den 27. November. — Heute bin ich wieder froh und wohlgemuth, ich habe 6 Tage fleißig genäht, was ich des Abends nach Tisch nähe, geht auch in meine Privatkasse. Der Herr des Geschäftes gab mir recht gütig erst gröbere Sachen, auch sagt ich ihm gleich, er möchte mir nur für jetzt weniger Lohn geben, da ich nur für das Haus genäht habe und nicht so geübt sei. Er war aber sehr zufrieden und gab mir reichlich. Ich erkannte in ihm den Herrn, der Bodenraum auf unserm Boden hat, seine Laterne war ihm neulich ausgegangen, ich mußte sie ihm anstecken. Die beiden übermüthigen Ladenmädchen habe ich auch gesprochen, recht höflich, damit man erst Grund gewinnt. Die eine ist nicht übel, etwas klein und dick und gutmüthig; die andere wollte mich ausforschen über mein Verhältniß zu Frau von Lattendorf: Klavierunterricht nehmen und für Geld nähen, das kann sie nicht zusammenreimen. Ich

gegnete, daß ich alles zu meinem Vergnügen thue. Sie glaubte dann, ich wollte mich zur Oper ausbilden, und als ich beleidigt antwortete, lachte sie: wenn sie meine Stimme hätte, würde sie die glücklichste Person von der Welt sein; so sei sie nur Choristin und werde es nie weiter bringen. Ich hatte erst kürzlich solche Choristinnen schildern hören, — die arme Person! ich ließ mich aber heute auf nichts ein und empfahl mich.

Den 5. December. — Das war wieder ein schöner Nachmittag. Frau von Lattendorf war aus, und ich hatte die Erlaubniß, meine Malerin zu besuchen. Da habe ich auch die wandgroßen Bilder gesehen und ich muß gestehen, wenn ich die Malerin war, ich hätte sie nicht gemalt. Die wahnsinnige Ophelia und Hamlet als er sagt: Sein oder nicht sein. In Ophelia hat sie sich porträtirt, nur die Nase feiner, aber die schwarzen wilden Locken, ein schreckliches Bild. Wie doch oft recht gescheite Menschen über ihre eigenen Werke können ganz blind sein. Sie findet das Bild zart, rührend, hinreißend, dazu den herrlichen Hamlet, der übrigens der Ophelia sprechend ähnlich sieht. Ueber Kunst konnte ich eigentlich nicht sprechen, aber ich konnte doch sagen, was mir gefiel und nicht gefiel, und ich muß gestehen, daß ich mit rechter Kühnheit meine Weisheit anbrachte. Ein wenig muß ich mich wohl schämen, denn die Malerin hält mich für klüger als ich bin. Wir haben wieder freundlichst disputirt und dann einen köstlichen Plan gemacht. Sie will es noch einmal versuchen mit einem wandgroßen Bilde, ich soll nun Modell sitzen, aber unter der Bedingung, daß ich die Idee des Bildes bestimme. Etwas Poe-

tiſches muß es natürlich ſein, und ich bin umherſpaziert in den poetiſchen Bildern, die mir vor der Seele ſchweben. Die Malerin wollte Hermann und Dorothea malen, aber ich wollte mir doch nicht den erſten beſten Hermann zur Seite malen laſſen und darum ſind wir noch nicht eins geworden. Mir fällt eben etwas Prächtiges ein: ſie muß eine Abendlandſchaft malen, mit einer untergehenden Sonne, im Hintergrunde unſer Schulhäuschen und im Vordergrunde ein bäuerliches Mädchen an einem Brunnen, und daneben unter dem großen Nußbaume der alte Muſikant mit einer Drehorgel, er ſpielt: Ro — bin A — dair, Ro — bin A — dair! und in unſeren Geſichtern muß die Melodie zu leſen ſein. Das könnte wunderſchön werden, herrlich!

Den 6. December. — Ich habe kaum ſchlafen können vor dieſen ſchönen Gedanken und war gleich zur Malerin. Sie iſt entzückt über die Idee und der gute Muſikant will ſitzen, mir zu Gefallen, und es iſt ein ſo eigenthümliches Geſicht, ſo geiſtvoll und hübſch und wehmüthig, und ich paſſe recht gut zu einem Landmädchen mit der ſchwarzen Mütze und den Perlen, und treffen kann die Malerin wunderbar gut, und bei dieſer Gelegenheit hält ſie es auch nicht unter ihrer Würde zu portraitiren, wie ſie ſagt, und das Allerſchönſte iſt doch, daß eine Skizze von mir, wirklich von Julchen nicht von dem Bauermädchen, auf den Weihnachtstiſch zu meinen lieben theuern Eltern wandern ſoll. O ich bin ſehr glücklich! Und das Nähen für Geld macht mir auch ſehr viel Freude, ich bin ordentlich geizig mit der Zeit und ich muß mich hü-

ten, daß ich nicht zu geizig werde. Aber welche Aussichten zum Vergnügen haben sich für mich eröffnet! Ich werde Weihnachten wie eine große Dame feiern, Geschenke spenden nach allen Seiten. Die Weste für meinen Musiklehrer wird wunderhübsch, lauter feine Lorbeerzweige ranken in einander, die Malerin hat das sehr hübsch aufgezeichnet. Eine reizende Idee habe ich mit den Schusterskindern; die Familie thut mir sehr leid, freilich mag der Mann wohl nicht viel taugen.

Den 8. December. — Heute habe ich einem häßlichen Kindermädchen die Wahrheit gesagt, es ging nicht anders, nur war es mir unangenehm, daß der Herr des Weißwaarengeschäfts dazu kam und so besonders höflich war; ich hatte nicht gewußt, daß es sein Kind war. Das gutmüthige Ladenmädchen, die Doris, hat sich wieder gut genommen, sie will das Kind pflegen, bis es eine gute Wärterin hat. Das arme Kind sieht so bleich und verzerrt aus, ja man sieht ihm an, daß es keine Mutter hat. Ich habe mir viel Gedanken gemacht, wie schwer es ist für Groß und Klein, in einer solchen großen Stadt zu leben, lange zu leben.

Den 10. December. — Der Schnee liegt sehr hoch und immer noch schneit es. Wenn man froh ist, hat das keinen Einfluß auf die Stimmung; wenn man etwas traurig ist, wird man doch trauriger. Schwer ist es, daß ich eigentlich meinen Eltern nicht in jeder Stimmung schreiben darf, es würde sie betrüben; ich darf nur schreiben, wenn ich vergnügt bin. — Es wäre doch sehr traurig, in dieser schönen Adventszeit nicht vergnügt zu sein. Ich muß mir die

Sache ernſthaft überlegen. Daß Frau von Lattendorf Weihnachten zu ihren Kindern will, iſt kein Unrecht von ihr, und daß ich allein hier bleiben muß, iſt natürlich. So ganz allein ſein iſt für mich ſchlimm, da ich ſo gern mit Menſchen verkehre, und die Aufwärterin, die mir zum Schutze unten ſchlafen ſoll, hilft mir wenig. Aber Frau von Lattendorf hat Recht: viele Mädchen müſſen von ihrer Hände Arbeit leben, ich ſoll Wohnung, Holz, Licht und Gehalt haben und von meinem Verdienſte nur mein Eſſen beſorgen, das übrige kann ich mir ſparen. Wenn ich allein bin, werde ich gewiß ſehr wenig eſſen. Ja ſparen könnt ich und ich müßte mich freuen, das Weihnachtsfeſt recht ſchön feiern zu können, die vielen Ideen würden mich gewiß ſehr beſchäftigen, ach ja eigentlich kann die Sache recht hübſch werden. Allein bin ich ja eigentlich immer geweſen, und viele Freunde habe ich auch ſchon, und die wenigen Wochen gehen ſchnell hin. Wenn ſie nur nicht länger bleibt, Königsberg iſt ſo weit und Frau von Lattendorf ſagt ſelbſt, ein kurzer Aufenthalt iſt die Reiſe nicht werth.

Den 15. December. — Die Sache iſt gar nicht ſchlimm, nein in mancher Hinſicht ſchöner. Seit Frau von Lattendorfs Abreiſe wohne ich in meinem kleinen Zimmer, das heizt ſich ſo leicht, ich habe mich herrlich eingerichtet, Roſe und Heliotrop blühen im Fenſter, die Sonne ſcheint des Nachmittags ganz lange und auf dem Dache dicht unter meinem Fenſter ſitzen meine Täubchen. Ich bin auch nicht allein, denn alle meine lieben Fenſter kann ich ſehen und begrüße und unterhalte mich täglich mit meinen guten Bekann-

ten. Die kleinen Engländer rufen jeden Morgen: Guten Morgen, Julia! Ich freue mich ordentlich daß ich eine Ueberraschung für sie habe, ich habe noch viel zu schaffen, will auch nicht mehr soviel nähen, auf einen Thaler mehr oder weniger kömmt es eigentgar nicht an, die Hauptsache ist, diese wunderschöne Weihnachtszeit mit ganzer Seele erleben. Die Schusterkinder singen wirklich allerliebst, fast ebenso gut als meine Geschwister. O wie mir der Kindergesang das Herz so selig erfüllt! Ja, Gesang und Musik ist etwas wunderbares, mein Herz hüpft, wenn ich eine fröhliche Melodie höre, und es giebt so selige Melodien, mit denen zieht die Seele gern zum Himmel. Die Kinder haben aber auch gute Verse und Gebete gelernt, das älteste konnte noch nicht einmal das Vaterunser ordentlich. Es war rührend, als ich ihnen sagte, wenn Kinder schön singen und beten können, kömmt auch das Christkindchen Weihnachten zu ihnen; das älteste Mädchen entgegnete: zu uns kömmt es doch nicht. Wie warm hab ich ihm zugesprochen, daß es nur beten möchte und gut und fromm sein, die kranke Mutter wohl pflegen und die kleinen Geschwister freundlich warten. Da nahm es gleich das kleinste auf den Schooß und streichelte es, und das Buch, was ich ihnen gebracht, nahm es und wollte der Mutter vorlesen. Ich habe den Herrn gebeten, daß er doch möchte hier helfen. Den Mann habe ich fast mit Thränen ermahnt, er zeigte mir wirklich den Wochenlohn, wir überrechneten, was damit anzufangen sei, es könnte wohl reichen, freilich wenn noch ein Kindchen da ist und die arme Frau ganz zu liegen

kömmt, wird doch noch für Hilfe geſorgt werden müſſen. Der Herr im Weißwaaren-Geſchäft giebt vielleicht etwas Lohn voraus, er hat auf meine Bitten ihr doch Arbeit gegeben, ſie näht übrigens beſſer als ich. Das älteſte Mädchen hat eine Bierſuppe gekocht, wie ichs ihr zeigte; der Vater will ſie gern alle Tage eſſen. Auch fegen und waſchen kann ſie leidlich, und die Kinder alle ſehen wirklich jetzt immer ſehr glatt aus.

Den 19. Dec. — Ich habe doch mein Nähen aufgeben müſſen, ich habe zu viel anderes Schönes vor. Als ich heute meine Arbeit in den Laden trug, war Doris mit dem Kinde da, es ſah ganz vergnügt und wohl aus, das freute mich ſehr. Die Choriſtin war auch da, und als der Herr mir das Nähelohn gab, ſtieß ſie Doris an und lachte. Ich weiß nicht was das bedeuten ſollte, ich wurde ganz roth. Nicht daß ich mich ſchäme für Geld etwas zu thun, für Geld thun die meiſten Menſchen etwas in der Welt, jeder nur auf ſeine Art. Sollte ſie meinen, er giebt mehr als ich verdiene? Ich glaube es faſt, aber das wäre doch ſeine Schuld. Für etwas Geld kaufte ich gleich meiner Mutter und Schweſter einige Sachen, wirklich ſehr billig. Das Kiſtchen nach Hauſe kann nun bald gepackt werden, alles iſt wunderhübſch, es ſind die werthvollſten Sachen, und wunderbar genug, ſie haben kein Geld gekoſtet. Mein Bild muß wohl ſprechend ähnlich ſein, denn wo ich es bei meinen guten Freunden zeige, erklingt ein Ausruf des Erſtaunens. Wie werden ſie ſich zu Hauſe darüber freuen! Daneben liegen die abgeſchriebenen Noten, die C-moll-Simphonie von Beethoven für Clavier, Geige und

Violoncell. Ich habe es mit verſchiedenen Federn geſchrieben, es ſieht wie gedruckt aus und iſt wirklich werthvoll. Der Vater wird das mit den Brüdern ſpielen und es wird Entzücken erregen im ganzen Haus. Nun fehlt mir nur etwas für Wilhelm und Mariechen; da thuens wohl Honigkuchen? Aber etwas Weihnachtsfreude muß dabei, vielleicht einige Bildchen aus der heiligen Chriſtgeſchichte. Ja die Weihnachtsfreude, die muß dabei ſein, und ich möchte ſie allen Menſchen wünſchen. Die Malerin will ſich über mich amüſiren, geſtern ſagte ſie zu mir: mein liebes kleines närriſches Julchen. Als ich ihr aber ernſthaft nun die Glückſeligkeit meines Reichthums vorhielt, und dagegen die Armuth ihres Lebens, die Dürre und Oede trotz ihrer künſtleriſchen Genüſſe ſchilderte, da ſah ſie mich ſeufzend an und Thränen traten in ihre Augen Sind Sie wirklich ſo ganz befriedigt? und zu jeder Zeit? fragte ſie mich. Befriedigt? ja und zu jeder Zeit, war meine ſelige Antwort: im Glück und Unglück, wenn ich viel Freunde habe und wenn ich einſam bin, und wenn ich von Herzen froh bin und wenn ich ſehr betrübt bin, immer doch befriedigt, ja immer doch Friede, der Friede Gottes der da höher iſt denn alle Vernunft, der ſich gründet auf ſeligen Glauben und ſelige Hoffnung und auf die Liebe Gottes, die da ſo treu und ſo reich, ſo unbegreiflich und nicht zu faſſen iſt für unſer Herz, das doch auch gern liebt und glücklich iſt im Lieben. Ja in dieſer Liebe Gottes will ich ruhen, will ich leben, lieben und leiden, und wie ein liebes Kind alles mein nennen, was mir mein lieber Vater aufgeſpart, hier und in meiner ſeli-

gen Heimath dort oben, wo das Wunder des Glaubens ein Schauen sein wird. O du arme Malerin, du bist zu klug und zu stolz um selig zu sein, du willst dir deine Seligkeit schaffen aus deinem eigenen innern Reichthum, was ist denn ein Mensch gegen Gott? Gottes Reichthum und der Reichthum eines armseligen bettelstolzen Menschen! Ich habe mich ereifert, und dann habe ich ein Weihnachtslied gesungen, so ein Lied legt sich weicher und eindringlicher an ein Herz als viele Worte, und ich will auch singen, immer singen dem Herrn zu Lieb und Ehren. Es erklingt doch manches Weihnachtslied in diesem Hause, mit der kranken Nähterin singe ich oft noch am späten Abend zweistimmig, Doris hört sogar zu, von den Albernheiten der Choristin lassen wir uns nicht stören, ich stehe ihr übrigens entschieden gegenüber. Aber mein lieber alter Musikus der muß die meisten Weihnachtslieder hören, o wie sein Gesicht sich dann verklärt.

Was soll das bedeuten es taget ja schon?
Ich weiß wohl, es geht erst um Mitternacht rum.
Schaut nur daher, schaut nur daher,
Wie glänzen die Sternlein je länger je mehr.

Treibt z'sammen, treibt z'sammen, die Schäflein fürbaß!
Treibt z'sammen, treibt z'sammen, dort zeig ich euch was
Dort in dem Stall, dort in dem Stall,
Werd't Wunderding sehen, treibt z'sammen einmal.

Ich hab nur ein wenig von weitem geguckt,
Da hat mir mein Herz schon vor Freuden gehupft:
Ein schönes Kind, ein schönes Kind
Liegt dort in der Krippe bei Esel und Rind.

Ein herziger Vater der steht auch dabei.
Ein wunderschön Jungfrau kniet auch auf dem Heu.

Um und um ſingts, um und um klingts,
Man ſieht ja kein Lichtlein, ſo um und um brinnts.

So geht nun und nehmet ein Lämmlein vom Gras
Und bringet dem ſchönen Chriſtkindlein etwas!
Geht nur fein ſacht, geht nur fein ſacht!
Auf daß ihr dem Kindlein kein Unruh nicht macht!

Nun beſchließe ich dieſen Tag mit Fried und Freude. Amen.

Den 20. December. — Heute bin ich den ganzen Tag bei der Malerin geweſen, ich habe auf gemeinſchaftliche Koſten eine herrliche Suppe gekocht, der Muſikus hat mitgegeſſen. Er wird immer liebenswürdiger und hat ſo geduldig zu dem Bild geſeſſen; wenn er unruhig wurde, ſtimmte ich ein Lied an und Muſick iſt ihm eine Macht, und ich habe wirklich ſeine wehmüthigen verklärten Züge auf die Leinwand geſungen. Das Bild wird ſehr hübſch; ich bin ſchon fix und fertig, ich habe meine Lippen ganz leiſe geöffnet als ob ich ſo für mich die Melodie mitſänge, ja das iſt meine Idee. Auch habe ich noch einen wilden Roſenſtock neben die Drehorgel gepflanzt, aufgeblüht iſt er noch nicht, aber die untergehende Sonne wirft ihre Strahlen durch weiche Wolken auf unſer friedliches Haus. Ich bin aber auch ſehr fleißig geweſen, habe die kleinen Figuren, die mir die Malerin gezeichnet, zierlich angemalt; die Madonna ſo licht und rein, und Joſeph mit dem weißen Bart und braunen Rock ſieht ſo andächtig aus. Morgen iſt nun noch der hauptſchöne Tag wo ich die kleine Krippe zuſammenſtelle und ausſchmücke.

Den 21. December. — So ſchön und lieblich

hätte ich es mir nicht vorgestellt. Das Hüttchen wurde leicht gemacht, von der Cigarrenkiste, mit Moos und Tannen geschmückt, die Figuren hinein und ein Lichtchen in das Fenster. es ist ein wahres Kunstwerk und ein herrliches Geschenk. Das ist für meine kleinen Engländer. Aber es war doch natürlich, daß Wilhelmchen und Mariechen dasselbe haben mußten, etwas Schönres konnt ich für vieles Geld nicht kaufen. Und nun ist das Kistchen gepackt, alles hinein und mit vielen Grüßen eilt es nach der Heimath.

Den 24. December. — Ich bin ganz fertig, mein Zimmerchen ist festlich geschmückt. Der kleine Weihnachtsbaum für die Schusterskinder, die Strümpfe und Semmeln darunter, und für den Portier die schön aufgeschriebenen Lieder. Die feinen Mooskränze fest darum sehen wie gehaucht aus, und die zarten Seidenbänder daran. Ich würde mich sehr freuen, wenn es mir jemand schenkte. Wenn es nun völlig dunkel wird, wandele ich leise an alle Thüren und reiche es hinein. Bei den kleinen Engländern wird es schwierig sein, aber ich husche da nur die Treppe hinauf und stelle es in den Vorsaal. O ich freue mich sehr! — Wie viele Herzen schlagen jetzt in freudiger Erwartung; ich werde wohl heute nichts bekommen, ist aber nicht geben auch selig? Ich hätte es mir nicht träumen lassen, ein so schönes Weihnachtsfest hier zu erleben. Und wie gut ist es, daß ich die Sendung von Haus noch vor mir habe, ich weiß gewiß sie werden mir etwas schicken. O ihr theuren Vielgeliebten daheim! Jetzt um diese Zeit war immer alles vorbereitet, ich stieg dann hinauf auf den kleinen Kirch-

thurm, um das Fest einzuläuten, ich that das so gern allein, schaute so gern erst allein auf das stille Dorf hinab, ja still lag es unter mir, tief eingehüllt in winterliche Schneedecke: hier taucht ein Licht auf und dort, ich kenne die Fenster wohl und die Menschen, die dahinter Freud und Leid erleben, — Gott behüte euch, ihr lieben Menschenkinder! spreche ich mit warmen Herzen, — dann schlage ich die große Glocke an, — einmal: — das walte Gott der Vater! spricht mein betendes Herz, — dann noch einmal, weithin und feierlich klingt der Ton in den Abend hinein: — Das walte Gott der Sohn! — und noch einmal klingt es voll und tief: — das walte Gott der heilige Geist! — O wie gern habe ich selbst jeden Abend den Feierabend eingeläutet, ich meine es ist doch auch ein geistlich Amt das-Läuten, und es ist mir oft traurig, daß ich hier nicht mehr zum geistlichen Stande gehöre. Gut ist es, daß ich hoch oben wohne, dem Himmel nahe; des Abends kann ich mir auch denken ich bin auf einem Thurme, habe eine ganze Gemeinde unter mir. Viele Fenster sind mir schon bekannt und ich kann recht warm sprechen: Gott behüte euch, ihr lieben Menschenkinder!

Den 28. December. — Das Fest ist vorüber, mit viel Freude und etwas Traurigkeit. Zur rechten Zeit kamen die lieben Briefe an. Ihr guten Brüder, ihr mußtet auch fern von der Heimath das Fest feiern und seid doch so fröhlich. Freilich seid ihr eurer zwei. Doch wenn ich nur etwas einsam und traurig bin, durchzuckt mich eine frohe Zuversicht: Du wirst hier nicht immer bleiben. Dann muß ich singen, singen

rechte Sehnsuchtslieder, und dann ziehen vor meiner Seele liebliche Bilder hin, weite lichte Fluren, ein Dorf in Frieden und ein stilles Haus, der Sonne erste Strahlen können es erreichen und die letzten goldnen Abendlichter, der Himmel darüber hin weit und blau, und doch traute Schatten unter grünen Bäumen. O wie die Brust so weit sich aufthut und das Herz so reich und glücklich ist auf dem Lande, nahe einer kleinen Kirche, wo jeder Glockenschlag so traut, bekannt dem Ohre klingt. O ja im Schatten einer Kirche wohnen ist ein schönes Loos. Wenn das Haus auch klein ist, man fühlt sich dort dem Eingange des Himmels näher, ein jeder Tag hat seine Weihe im Dienste des Herrn, und wenn es auch nur das Abendläuten ist. — Bei diesen Gedanken wird meine Sehnsucht immer größer, nein ich passe nicht für eine Residenz und für eine Gesellschafterin. Uebrigens bin ich gar keine Gesellschafterin mehr.

Den 3. Januar. — Die Festwoche war eine rechte Ferienwoche geworden, überall wurde ich in Anspruch genommen, und ließ mich gern in Anspruch nehmen, das Ferienmachen gehört in das Leben einer Kantorstochter so hinein. Jetzt ist Fleiß und Ordnung wiedergekehrt, die Tage vergehen in regelmäßiger Beschäftigung. Mein Zimmer so rein und nett und mit Frühlingsblumen geschmückt — ja ich lebe eigentlich wie in einem Mährchen: was ich mir nur wünsche, es ist da. Am Neujahrsmorgen riefen die kleinen Engländer: Guten Morgen, Julia! Das kleine Mädchen zeigte mir die Krippe, wie sie im Fenster mitten zwischen blühenden Blumen stand, sie schlug vergnügt

die Hände zuſammen und ich war entzückt über dieſe Frühlingspracht im Winter. Ich war wirklich noch mitten im Entzücken, als es an die Thür klopft; ich mache auf, niemand iſt dort, aber ein Korb mit den herrlichſten Blumen ſtehet zu meinen Füßen. Ich weiß kaum, daß ich mich über ein Geſchenk ſo gefreut hätte als über dieſe Blumen. Ich ordnete ſie in dem Fenſter, ich ſah wohl daß die kleinen Engländer alle hinter den Vorhängen ſteckten; als ich fertig war ſtellte ich mich davor und ſchlug freudig die Hände zuſammen, dann küßte ich jede Blume und dann grüßte ich hinüber; in dem Augenblick erſchienen die Kinder alle vorn an den Scheiben und nickten fröhlich. Jetzt begrüßen wir uns jeden Morgen und haben auch allerhand Späßchen mit einander, der Junge iſt ſehr übermüthig, er neckt mich oft, ich laſſe es aber auch nicht an der Antwort fehlen. In der Dämmerung und am Abend beſuche ich meine Freunde im Hinterhauſe, auch die Malerin. Die ruft mir auch am Tage oft zu, zu ihr zu kommen, aber ich laſſe mich nicht verführen, durch keinen wunderlichen Einfall; ich ermahne ſie vernünftig zu ſein. In der Ferienwoche war ſie zu närriſch und albern, das nennt ſie dann poetiſch und romantiſch. Das Bild iſt nicht viel weiter, weil ſie einige Portraits zu machen hatte. Ich ermahnte ſie ernſthaft, jede Gelegenheit mitzunehmen, wo ſie Geld verdienen kann, denn ganz ſicher iſt es immer nicht, ob wir das Bild los werden; ich hoffe es zwar und habe meine Ideen darüber.

Den 7. Januar. — Heute trug ich fertige Arbeit in den Laden und holte mir neue, die beiden Mäd-

chen waren da. Die Choriſtin iſt ein rechter Verderb für Doris, ich warne ſie und ganz offen in Gegenwart des leichtſinnigen Mädchens. Heute wurde es faſt ernſtlich. Doris ſtand auf einer Stufenleiter, beim Hinabſteigen blieb ihr Kleid hängen und ein entſetzlicher Unterrock kam zum Vorſchein. Ich ſah ſie nachdenklich an und ſeufzte, ſie wurde roth. Ich wollte ihn ſchon flicken, ſagte ſie verlegen, man hat nur immer keine Zeit. Sie häkeln aber Kanten an Ihre Taſchentücher, ſagte ich leiſe. Das bringt einmal unſer Stand mit ſich! entgegnete ſchnippiſch die Choriſtin. Ihr Stand? fragte ich etwas verwundert. Ja unſer Stand! die Eleganz müſſen wir hier, als die Damen des Geſchäfts mit Ordnung zu vereinigen wiſſen, ſagte ſie ſehr keck, wir müſſen uns anders kleiden als Sie es thun. Wie kleide ich mich denn? ſagte ich ärgerlich. Nun, dunkele wollene Röcke und Strümpfe und lederne Schmierſtiefelchen dürfen wir hier nicht tragen, war ihre Antwort. Da konnt ich mich nicht halten, haſtig ſtellt ich mich zu ihr, nahm ihr Kleid auf und ebenfalls meines, und ich hatte nicht nöthig mehr zu ſagen, Doris und ein jüngeres Mädchen lachten laut auf. Ein weißer, dünner Kantenrock, ein hellbunter Wattenrock, ſehr zerriſſen, kamen zum Vorſchein; der eine ſchmutzige Strumpf hatte auf dem Spann ein großes Loch und die Zeugſchuh waren halb eingetreten. Ich meine, mein blauer Rock ſieht ganz hübſch aus, ſagte ich zu Doris und die perlgrauen Strümpfe und blankgeputzten Lederſchuh. Und unſer Stand iſt ſehr gleich, wir ſollen alle ordentliche und brave Mädchen ſein, liebe Doris, häkeln Sie keine Kanten um die Taſchentücher, tragen

Sie nicht ſolche Unterröcke und ſolche Schuhe, das macht ein böſes Gewiſſen, und ſind Netze, darinnen man ſein eigenes Unglück fängt. Die Choriſtin war feuerroth geworden, und ehe ſie ſich ſammeln konnte, machte ich, daß ich fort kam. Das Mädchen wird ſehr böſe auf mich ſein, aber ſchweigen darf man bei ſolcher Gelegenheit doch nicht. Nein ich hatte ganz dreiſt geſprochen und das war hier angewandt. Doris kann ſich gewiß noch herausreißen, ſie kann eigentlich ihre Stubengefährtin nicht leiden, ja ſie haben ſich früher gezankt und geprügelt; ſeitdem Doris die Bibel hat, verſicherte ſie mich, hat ſie ſich nicht geprügelt. — Der Himmel iſt heute klar und blau, die Kälte durchdringend, die Eisblumen haben meine friſchen Blumen ſchon in die Mitte des Zimmes getrieben, ich fürchte, ſie werden meine Fenſterſcheiben ganz überblühen und mir den Verkehr mit den guten Freunden recht ſtören. Die theure Frau Generalin habe ich ſo lange nicht geſehen, ſie iſt ſchon ſeit vier Wochen krank, ich erkundige mich oft bei dem Mädchen, aber es zieht mich ſehr in ihre Krankenſtube.

Den 13. Januar. — Das war ein Blitz aus blauem Himmel! Ich habe mir die Sache genau überdacht, ob ich Schuld daran bin, aber gewiß nicht. Der Herr war immer ſo gütig gegen mich, ich mußte wohl freundlich ſein. Doris iſt außer ſich, daß ich ihren Herrn nicht heirathen will, ſie rühmt ihn ſehr. Und eine reiche Frau werden Sie ſein, ſagt ſie, in vornehme Geſellſchaft kommen, in das Theater gehen, auf Bälle, im Sommer reiſen, — o ſie wußte die Herrlichkeiten anzupreiſen, ſie meint es gut mit mir.

Aber sie weiß nicht, wohin meines Herzens Sehnsucht zieht. Ich habe den Brief sogleich beantwortet, freundlich aber offen meine Gefühle gesagt. Ich habe nie solche Absichten geahnet, mein Herz fühlt keine Liebe, ich würde nie glücklich sein und nie glücklich machen. — Als Doris mit dem Brief fort war, stand ich sehr gedankenvoll vor dem silbernen Blumengewebe an den Scheiben. O nein, nein, ich soll nicht in einer großen Stadt wohnen, keine große Dame sein, das ist nicht Gottes Wille. Die Nähe der Gefahr trieb mein Herz mit größerer Sehnsucht von hier fort, ich mußte singen, mit ganzer Seele singen:

In die Ferne möcht ich ziehen
Weit von meines Vaters Haus,
Wo die Bergesspitzen glühen,
Wo die fremden Blumen blühen,
Ruhte meine Seele aus.

Der warme Hauch hatte die Eisblumen fortgethaut, der blaue Himmel und funkelnde Sterne schauten mich an. O ihr lieben Sterne, ihr waret mir sehr tröstlich.

Den 18. Januar. — Heute Morgen überlegte ich mir ernstlich, woher ich Arbeit bekommen könnte. Aus dem Laden unten kann ich keine nehmen, und doch ist es nöthig, das Weihnachtsfest, die vielen Ferientage haben meine Kasse zurückgebracht. Das ist eine Verlegenheit, aber ich danke Gott, daß ich gesund bin. Die arme Doris ist krank, wahrscheinlich werden die Masern ausbrechen, die Choristin hat sie schon verlassen aus Furcht vor Ansteckung. Doris weinte bitterlich; so allein liegen mit Fieber und Schmerzen ohne Pflege, das ist schwer. Sie ist weit her aus

dem Hannöverschen, hat auch keine Eltern mehr, ja sie ist zu beklagen, es war mir eine ernste Mahnung mit meiner Lage sehr zufrieden zu sein. Wir haben die Kranke in die nette Stube der Rätherin gebracht, diese ist jetzt so weit, daß sie einige Schritte gehen kann, sie ist so dankbar darüber. Ich mußte von mir für Doris Wäsche und Nachtzeug holen, sie hatte wirklich nichts als häßliche Lumpen; aber eine Brosche und zwei Ringe haben wir gleich in Beschlag genommen, die Aufwärterin will nöthige Hemden und Nachtzeug dafür anschaffen. Als nun alles geordnet war und wir friedlich um das Krankenbett saßen und schöne ernste Gespräche hielten, o das war so schön, mir deucht, solch eine Stunde ist wie eine goldene Brücke, darauf man in den Himmel wandelt; da vergißt man die engen Räume und die düstern Dächer und fühlt sich im lichten Blau und im Himmelsglanze und die Seele ist so reich und selig. O es giebt viele solche goldnen Brücken, ein jedes Lied hebt uns hinauf und es ist so schön dort oben sein. Herr, ich danke Dir aus übervollem Herzen für alles, ach ja für sehr viel, — je mehr ich mich vertiefe, je inniger muß ich hinaufschauen.

Ach ich hebe meine Hände
Zu Dir Vater als Dein Kind;
Bitte: wollst mir Gnade geben,
Dich aus aller meiner Macht,
Zu umfangen Tag und Nacht
Hier in meinem ganzen Leben,
Bis ich Dich nach dieser Zeit
Lob und lieb in Ewigkeit.

Den 19. Januar. — Heute habe ich den ganzen Tag für mich genäht, das ist wohl gut, aber ich

muß doch für Geld nähen, ich habe viel geschwankt, welchen von meinen Freunden ich zu Rathe ziehen möchte. Ich kann den Grund nur nicht sagen, warum ich unten im Laden keine Arbeit hole, — die Malerin würde mich unzart necken, — die Aufwärterin würde entsetzt sein, daß ich die Partie ausgeschlagen, — sie würden mich beide nur quälen. — Ja es ist am besten, ich vertraue mich der Frau Generalin, sie wird mich verstehen, daß sie mich eingeladen, muß ich für einen Fingerzeig halten.

B....., den 21. Januar.

Liebe theure Eltern! Ihr sorgt Euch, daß ich so allein hier bin? Thut das nicht, mir geht es wirklich sehr gut. Und Du liebe Mutter meinst, ich habe nichts zu thun? O ich habe mehr zu thun, als wenn Frau von Lattendorf zu Hause ist. Heute besonders ist mir der Tag unter den Händen vergangen, und ich habe so viel erlebt, daß ich könnte ein Buch darüber schreiben. Es galt nämlich für die arme Schustersfamilie, bei der das achte Kindchen angekommen ist, viele nöthige Sachen anzuschaffen, und es ist herrlich geglückt, des Herrn geheimer Segen offenbart sich oft ganz wunderbar. Ich werde Euch mündlich einmal die Geschichte von einem Achtgroschenstück erzählen, heute aber gleich fortfahren mit einer andern schönen Geschichte, der Brief wird doch sehr lang.

— Da Julchen dem Leser die Geschichte von dem Achtgroschenstück nicht mündlich erzählen kann, so erfolgt sie hier.

Die Kälte war am 21. Januar aufs höchste gestiegen. Als Julchen am Morgen aufwachte, dachte sie mit Besorgniß der armen Schuhmacherfamilie. Der

Mann lag seit zwei Tagen selbst krank und konnte nicht arbeiten, die vielen Kinder lagen in den dünnen Betten und das kleinste bei der zagenden Mutter, und da gab es weder etwas zu essen noch einzuheizen. Aber es wird etwas angeschafft! dachte Julchen entschlossen. Fürs erste hatte sie selbst noch ein Achtgroschenstück, und das waren doch 4 Zweigroschenstücke. Sie stand rasch auf, zog sich an, nahm einen Korb und einen Beutel und das Geldstück. Korb und Beutel waren sehr groß, sie sah beides nachdenklich an, aber nur einen Augenblick, dann nahm sie es desto fester in die Hand und eilte in den Bäckerladen zu Frau Bornemann. Ich bitte für acht Groschen Waare, sagte Julchen. Für acht Groschen?, fragte die alte Frau verwundert. Für acht Groschen, entgegnete Julchen fest. Aber Fräulein, ich denke, Sie haben das Geld nicht über? sagte die Frau gutmüthig. Ich muß doch wohl, entgegnete Julchen scherzend und zeigte das helle Achtgroschenstück. Die Bäckerfrau schüttelte erst schweigend den Kopf, sie wußte von der Aufwärterin, die hier im Laden viel aus und einging, von Julchens Wirthschaft und beide hatten oft ihr Bedenken über solche unpassende Freigebigkeit. Heute konnte sie auch nicht schweigen. Sie sagen, daß Sie es über haben, sagte sie fast ärgerlich (sie meinte es nach ihrer Art gut mit Julchen): ich meine aber, daß es viel Menschen giebt, die es eher über haben als Sie, und daß Sie denen das Geben überlassen könnten. O, wie gern ich so etwas andern überlasse, davon sollten Sie sich einmal selbst überzeugen, entgegnete Julchen lächelnd. Die Bäckerfrau war eine gescheute Frau, sie

merkte Julchens Absicht wohl, sie waren ja auch beide bekannt genug mit einander, sie lächelte auch. Ich möchte wohl sagen, begann sie nachdenklich: nehmen Sie die Waare und thun Sie damit was Sie wollen; aber Sie sind zu gutwillig. Sie geben gewiß oft genug Leuten, die es gar nicht verdienen. Verdienen — sagte Julchen eifrig, ach theure Frau Bornemann, wenn von verdienen die Rede ist, da muß man angst und bange werden. Sehen Sie sich einmal in Ihrem Laden um, wie schön ist alles aufgebaut und duftet so schön und ist solch eine Fülle und ein Reichthum, woher kommt Ihnen denn der Segen? Nun freilich vom lieben Gott, entgegnete die Frau verständig. — Ja gewiß; aber haben Sie es denn vor so vielen armen Leuten verdient, daß es Ihnen besser geht? Ach nein, liebes Kind, das ist wohl wahr; seufzte die Frau; aber man kann doch auch nicht immer geben, fügte sie hinzu. O wer den Armen giebt, der leihet dem Herrn und Er wird ihm wieder Gutes vergelten, sagte Julchen wieder dringlich, sie wollte ihr so gern das Geben heute überlassen. Was wir nun hier für uns sparen wollen, fuhr sie fort, das ist verloren, weil wir es doch einmal nicht mitnehmen können, nicht wahr Frau Bornemann? Frau Bornemann nickte gerührt. Was wir aber dem Herrn leihen, das ist unser Capital im Himmel, da ist es am sichersten und giebt auch die besten Zinsen. Darum muß man eigentlich, wenn man wirklich gescheut ist, nicht viel auf das Sparen denken, sondern auf das Ausleihen. Frau Bornemann nickte immer einverstandener und fing dabei an, verschiedene Waare in den Korb zu legen. O welch eine

Luſt, ſo geben zu können! ſagte Julchen, als ſie das ſah. Ja, ſo recht aus dem Vollen mit freudigem Herzen, die rechte Hand ſoll nicht wiſſen was die linke thut, — wenn wir nicht zählen, zählt der Herr Gott ſicher. Sie war ganz in Ekſtaſe, denn der duftende Berg wuchs unter ihren Augen, und jemehr ſie ſprach, je voller packte die gerührte Frau Bornemann den Korb. O wie danke ich Ihnen, ſagte Julchen endlich, der Herr wird es Ihnen ſegnen hundertfältig; nicht wahr, nichts geht über das Geben? Nun bat ſie aber noch um die Erlaubniß, den Korb ſtehen zu laſſen, ſie mußte eilig nach dem Kohlenladen. Dort ſchräg gegenüber im Keller, wies Frau Bornemann. Julchen nahm ihr helles Achtgroſchenſtück und lief über die Straße, denn ſchon flog die Morgendämmerung über die dunkeln Häuſer, ſie dachte wie ſie dort im Hinterhauſe ſo lange ihrer harren möchten, ſie dachte an die ungezählte duftende Bäckerwaare, das gab ihren Füßen Flügel. Als ſie nun die Kellertreppe ſo eilig hinab wollte, glitten ihre vom Schnee glatt gewordenen Sohlen aus und ſie fuhr oder flog nur ſo über die Stufen hin, aber ſehr glücklich, denn ohne nur zu ſchwanken befand ſie ſich plötzlich auf beiden Füßen ſtehend unten vor einem alten Manne. Du mein Gott! rief er mit einer närriſchen Geigenſtimme und ſprang erſchrocken vom Stuhle auf. Ich wollte Ihnen einen recht ſchönen guten Morgen wünſchen, ſagte Julchen um die eigene Verlegenheit und den eigenen Schrecken zu verbergen beſonders freundlich. Verzeihen Sie, die Stufen ſind ſo glatt, fügte ſie hinzu. Es iſt nur gut, daß Sie es ſind, Mamſellchen, ſagte er, und ſeine dicke Unterlippe

zitterte noch. Warum denn? mußte Julchen unwillkürlich fragen. Ich dachte, es wäre eine Ahnung, oder so was Aehnliches, sagte der alte Mann feierlich, und wenn man ein halber Todescandidat ist, so zu sagen, denn ist einem solcher Gedanke fürchterlich. Nein lieber ein Löwe, wenn er noch so brüllt, als ein — so ein Ding — ich mag es gar nicht nennen. Julchen mußte sich zwingen nicht zu lachen; sie fand gar nicht daß der Mann krank aussah mit seinen rothen Backen und korpulenten Umfange. Ja das ist es eben, sagte er fast weinend, mich rührt der Schlag fast alle Nasenlang, und dabei ist man seines Lebens nicht sicher. Er erzählte gesprächig, wie diese Nacht beinahe seine letzte gewesen, und wie er nur zufällig von der Nachbarin gerettet worden. Er erzählte auch, wie er noch den Abend spät einen Vetter rufen ließ, der ihn nicht verlassen dürfe, und wie er doch die zufällige Rettung dem lieben Gott zuschreibe und wie er ein Gelübde gethan. Julchen hatte schon recht ungeduldig zugehört und das Gelübde wollte sie durchaus nicht wissen, sie bat eilig und dringend um die Kohlen. Für acht Groschen! sagte sie kurz. Sie handelte weiter nicht, weil sie sich eigentlich nicht darauf verstand. Sie sind wohl noch nie hier, im Keller gewesen? fragte er neugierig. Noch nie, war ihre Antwort. Wo haben Sie denn Ihre Kohlen immer gekauft? forschte er weiter. Ich habe noch nie Kohlen gekauft, entgegnete sie kurz. Dacht ich's doch, rief er triumphirend mit seiner Geigenstimme: ja die Noth ist groß bei der Kälte, auch honetten Leuten geht es jetzt knapp und sie holen sich die Heizung groschenweis. Ach ja, sagte Julchen ein-

verſtanden und hielt immer ungeduldig ihren Beutel auf. Sie haben das Geld wohl auch nicht über? fragte er, immer noch zögernd mit den Kohlen. Ei, ſehen Sie doch, ich habe das Geld ſchon in der Hand, entgegnete ſie haſtig. Der alte Mann iſt unerträglich! ſetzte ſie in Gedanken hinzu. Sagen Sie aufrichtig, nahm er jetzt geheimnißvoll das Wort, haben Sie noch viele ſolche Achtgroſchenſtücke? Julchen ſah ihn böſe an und antwortete nicht gleich. Mamſellchen, noch ein Wort von Herzen, dürfte man Sie zu den verſchämten Armen rechnen? fragte er noch unverſchämter. Ei behüte! rief ſie jetzt ärgerlich, ich ſchäme mich gar nicht, daß ich arm bin. Da haben wir es! geigte er wieder fröhlich, es iſt von wegen meinem Gelübde, der erſte Arme, der heute Morgen in den Keller kömmt, ſoll die Kohlen umſonſt haben. Und nun gebe ich ſie niemandem lieber als Ihnen, denn ſie ſind wie ein Engel in den Keller geflogen. Und kurz und gut ohne Umſtände, ich lege Ihnen wie Joſeph ſeinen Brüdern das Geld wieder in den Sack. Julchen faßte ſich bald und war äußerſt geſchäftig bei dem Einpakken, das helle Achtgroſchenſtück wird wohl unterzubringen ſein, dachte ſie vergnügt. Während des Einpakkens machte der Alte aber ſeinem Herzen noch Luft und demonſtrirte von böſen und guten Ahnungen, von Engeln und Geſpenſtern, und wie er eigentlich nicht gern für nichts und wieder nichts ſeine Sachen hingäbe, weil die Zeiten ſchlecht wären; aber ein Gelübde müſſe man halten, und obgleich ſein Vetter gemeint hätte, wenn er nur immer bei ihm wäre, hätte es mit dem Schlage nichts zu ſagen: aber mit dem lieben

Gott sei nicht zu spaßen. Julchen ließ ihn erst ein Weilchen reden, aber dann bekam sie die Oberhand, demonstrirte ihm, wie schön das Geben sei und rieth ihm, dem lieben Gott Gelübde zu thun auch ohne Schlaganfälle, und er solle sich nicht fürchten vor dem letzten Schlage, der rücke ihn, wenn er als ein rechtes Christenkind stürbe, vor den Thron Gottes, wo es herrlich und schön sei ewiglich. Endlich nahm sie Abschied. Der Alte entließ sie ganz gerührt, bat sie recht bald wieder zu kommen. Freilich, bezahlen müssen sie das nächste Mal! fügte er ängstlich hinzu. Er trug ihr das Säckchen auch hinauf und Julchen brachte es eilig zum Bäcker. Für acht Groschen? fragte Frau Bornemann verwundert. Der alte Mann hat auch den lieben Gott zählen lassen, entgegnete sie glücklich. Aber nun endlich fort. Der kleine Bäckerbursche erbot sich, die Kohlen zu tragen, das ging freilich besser, im kurzen Trabe erreichte Julchen mit ihrem Transporte das Hinterhaus.

Sie trat leise in das Krankenzimmer. Ein Kinderkopf erhob sich nach dem andern aus den Ecken und schaute verwundert nach den unerhörten Schätzen. Brod und Semmel lagen auf dem Tische, das Feuer knisterte im Ofen. Nun wird zum Arzte geschickt, sagte Julchen entschieden. Der Mann schien ihr sehr krank, und zwei Kinder hatten einen verdächtigen rauhen Masernhusten. Was soll uns der Arzt helfen? sagte die Frau, wir haben kein Geld zur Medizin. Geld? fragte Julchen, ei wir haben ja Geld, sie zeigte ihr stolz das Achtgroschenstück. Und nun wird nicht mehr geklagt! fügte sie hinzu und hielt eine kurze erbauliche

Rede, daß es in den meisten Fällen passender sei, dem Herrn zu danken als sich zu sorgen.

Der Arzt kam. Julchen hatte sich nicht geirrt, bei den Kindern waren die Masern auf der Brust schon heraus, was dem Manne fehlte, ließ sich noch nicht bestimmen, aber ein Recept wurde ihm verschrieben. Julchen studirte es, aus ihrer Krankenpraxis in der Heimath war sie nicht ganz unerfahren in diesen medizinischen Hieroglyphen. Etwas Salmiak und Sirupswasser? sagte sie befriedigt, schön, das kostet nicht mehr als 4 Groschen, für die andern vier wird Hafergrütze gekauft, das ist gleich für die ganze Krankengesellschaft.

Als hier alles geordnet war, verließ sie mit dem Arzte das Zimmer und führte ihn zu Doris. Auf dem Wege dahin unterhielt sie ihn von seinem herrlichen Berufe, der ihm vergönne, armen Leuten die Gesundheit wieder zu schenken, die ihm dafür nichts anderes als Gottes Lohn wünschen können. Er schien auch ganz einverstanden damit. Als bei Doris dann ebenfalls alles Nöthige geschehen war, empfahl sie sich auf das freundlichste und eilte auf ihr Zimmer.

Das war die mündliche Geschichte von dem Achtgroschenstück, Julchens Brief an ihre Eltern ging weiter wie folgt:

Ihr müßt Euch nun lebhaft vorstellen, wie ich am Fenster stehe und wohlweise überlege, auf welchen Geldbeutel man Sturm laufen müsse um dem armen Schuhmacher weiter zu helfen. Liebe Mutter, wenn Du Dich ängstigen solltest, will ich Dir nur im voraus sagen, daß es sehr gut abgelaufen ist. Ich hauchte

mir erſt die Eisblumen von einem Fenſter, um den blauen Himmel zu ſehen, dabei laſſen ſich ſo Pläne weit beſſer machen; zugleich ſah ich aber auch die hellen Spiegelſcheiben von den lieben Engländern, nun ja, auf die war es eigentlich abgeſehen, und ich begann das Für und Wider zu prüfen. Dafür war, daß es reiche Leute ſind, daß ſie mir nahe waren und ich niemand beſſeres wußte; dagegen aber erſtens, daß das Betteln überhaupt keine angenehme Sache iſt und mir der Gedanke etwas Herzklopfen machte, zweitens, daß der Lord eine beſtimmte Summe an einen Armenverein giebt, um mit dem einzelnen Geben nichts zu thun zu haben, und daß es ein äußerſt pedantiſcher und eigenſinniger Mann iſt, alſo wenig Hoffnung auf Erfolg war. Bei alle dieſen weiſen Ueberlegungen fühlt ich deutlich im voraus, daß ich doch gehen würde und nur unnütz die Zeit verſchwendete; da hört ich ſchnell auf, ſchrieb eine einfache kurze Bittſchrift und eilte fort.

Der Anfang war gar nicht gut, ich gerieth an den engliſchen Bedienten, der faſt kein Deutſch verſteht und der auf meine freundlichſten Grüße immer nur eine würdevolle Verneigung hat. Heute war er aber ganz kurz angebunden, ich tröſtete mich damit, daß er mich auf dem dunkeln Korridor nicht erkannt hatte. Kenne die Dings ſchon! ſagte er und riß mir die Bittſchrift aus der Hand: Lord ſie gefallen auch nicht. Ich ſetzte ihm eilig auseinander, ich wünſchte dies Papier in die Hände der Lady Elſton, nicht in die des Lords. Er antwortete gar nicht, doch merkte ich aus ſeinem Weſen, daß von Gefälligſein nicht die Rede war. Ich hörte ihn auch bald mit dem Lord

reden, der sprach sehr laut und ärgerlich, zum Glück englisch, ich verstand kein Wort, aber bange wurde ich doch. Ihr wißt aber, liebe Eltern, man muß erst zaghaft sein, um seinen Muth anwenden zu können. Dies überlegte ich mir eben als die Thür aufflog und der Lord heraustrat. Ich blieb in meiner schattigen Ecke stehen, schaute kaum unter dem Hut hervor, ich war noch feige und wollte nicht erkannt sein. Sie von der Verein sein? fragte der Lord. Ich entgegnete, ich sei nur eine Freundin der Familie. Ich nur Verein geben, Sie zu der Verein gehen, sagte er. Ich entgegnete ihm, ich kenne den Verein nicht und die Noth sei so groß bei den armen Leuten. Tochter sein? fragte er noch einmal. Als ich wieder mit Nein antwortete, sagte er ärgerlich: Nicht Verein sein, nicht Tochter sein, warum fremde Leute geben? Und der Bediente fiel kaltherzig ein: o wir wissen wohl, alles nicht wahr. Das ärgerte mich von dem häßlichen Menschen: Alles nicht wahr? sagt ich stolz, ich ersuche Sie mir augenblicklich zu folgen, Sie sollen dem Lord selbst berichten. An ihrer Verlegenheit merkt ich, daß sie mich verstanden hatten, und ich wollte eben schon muthiger fortfahren, als ein Kinderkopf neben dem Lord erschien und eine Stimme verwundert rief: Miß Julia! Ich erschrak wirklich, in dem Augenblick wurde die Thür weit aufgemacht, die Lady stand vor mir. Verzeihen Sie daß ich es bin, sagte ich verlegen. Das freut mich eben, daß Sie es sind, entgegnete die Lady äußerst herablassend, sie spricht sehr gut deutsch. Sehen Sie, beide Flügelthüren thun sich Ihnen auf, fügte sie scherzend hinzu, und auf einen Wink an den Bedien-

ten flogen sie wirklich auf, aber nicht nur zum ersten Zimmer, auch zum nächsten, und an der Hand der Dame schritt ich in ein Prachtzimmer. Mir wurde Hut und Mäntel abgenommen und ich war wirklich in einiger Verwirrung, da ward es im Nebenzimmer lebendig. O erst ein Spaß, sagte Lady Elsson, machte die Thür ein wenig auf und rief: Ich lasse Euch nicht eher hinein, Ihr müßt erst rathen, welch ein Besuch hier Eurer wartet? ich behaupte der liebste in dem ganzen großen B..... Die eine Kleine hatte mich aber schon angemeldet, Julia! riefen die kleinen Stimmen, und fünf Kinder drängten sich an der Mutter vorbei. Ich konnte mich nicht halten, so viel Güte und Freundlichkeit, — ich bog mich nieder, breitete meine Arme aus, sie umringten mich sehr fröhlich und ich kann kaum beschreiben, wie mich das erfreute. Die Unterhaltung begann nun sehr komisch, die Kinder haben zwar etwas deutsch gelernt, aber für unsere überlaufenden Herzen war es zu wenig. Eines nahm mich an der Hand, eines am Kleid, eines fragte, eines wollte erzählen, sie zeigten mir alles in der Nähe, was ich schon aus der Ferne kannte. Es war eine Lust, und als die Mutter uns verlassen hatte, wurden wir immer lebhafter, sie sprachen englisch, ich sprach deutsch und wir verständigten uns doch. Zufällig gerieth ich an das Instrument, einen großen englischen Flügel; ich griff einige Akorde an, da erfaßt es mich mit Gewalt, so etwas hatte ich noch nie gehört, das war wie mit Orgel-, Flöten- und Harfentönen, sieben Züge hingen an der goldenen Leier! Ich fragte auch gar nicht, denn auf diesem Instrumente mußte

ich spielen, — von Beethoven die Sonate in As-dur Oeuv. 26. Ich spielte und spielte immer zu, meine Hände wurden immer mehr begeistert. Ich war mitten im Trauermarsch, als ich aufschaute, — die Eltern waren eingetreten. Ich hielt inne, wollte natürlich gleich aufstehen, aber ich durfte nicht, ich mußte den Trauermarsch zu Ende spielen und es freute mich doch nicht wenig, als sie mich nachher fragten, wo ich das gelernt, und als ich ihnen sagen konnte, daß mein theurer Vater ein rechter Künstler sei, und daß ich zwei Brüder hätte die ausgezeichnet spielten. Das Ende von der Unterhaltung war die Bitte, daß ich alle Tage mit dem ältesten Töchterchen spielen möchte. Das war mir wieder eine große Freude und in der Freude wäre ich recht leichtsinnig ohne die Bittschrift fortgegangen, aber die Dame kam mir nach und gab der Freundin der armen Familie zwei leuchtende Goldstücke. O, so viel? sagte ich erstaunt. Ich meine Sie haben mehr Freunde, die es gebrauchen können, entgegnete sie freundlich. Wie gern nahm ich es und wie schön ist es so viel Geld zu haben. Ja Ihr glaubt nicht, wie gut es mir geht. Ich danke auch dem Herrn daß ich wohlauf und vergnügt bin, es giebt hier sehr viel Kranke. Doch genug für heute, Ihr meine Lieben, ich grüße nur schön, ich habe noch viel zu thun, wegen der Goldstücke, Du glaubst nicht, liebe Mutter, wie wenig Zeit ich über habe, ich schreibe sehr bald wieder, dann auch an Wilhelmchen und Mariechen. Der Herr sei mit Euch, Ihr meine Lieben, groß und klein. Ich bin immer und immer

Euer liebes Julchen.

Den 22. — Ich bin eigentlich in einer beſonderen Lage: zu thun habe ich genug, eigentlich bleibt mir wenig Zeit zum Nähen; es iſt nur unangenehm daß ich für mein Eſſen ſorgen muß. Ich muß mir Arbeit verſchaffen, das hilft nichts. Der Tag heute iſt mir noch unter allerhand Einrichtungen vergangen. Zuerſt habe ich das eine Goldſtück gewechſelt bei Frau Bornemann, das iſt eine anſtändige Frau, der ich ganz vertrauen kann. Sie freut ſich mit mir über den Reichthum. Daß ich bei ihr eine Butterſemmel eſſen mußte, war mir ganz lieb, denn ſeltſamer Weiſe habe ich ſelbſt kein Stückchen Brod mehr im Hauſe. Darauf war ich bei meinem guten Klavierlehrer, er hat ein Schnupfenfieber, redet ſehr irre, mehr aus Krankheit. Ich habe ſein Bett vom Fenſter rücken laſſen, ihm auf ſeinen Tiſch allerhand Vorräthe geſtellt, in ſeinem Irreſein hat er ſtets den melancholiſchen Gedanken vom Verhungern. Ich habe ihm aus der Bibel die ſchöne rührende Geſchichte von dem Oelkrüglein und dem Mehlkad der Wittwe von Sarepta vorgeleſen, dabei auf ſeine Schüſſel gezeigt und ihm geſagt, die ſei vom Herrn geſegnet, wenn er im Glauben darauf ſchaue, ſie würde nie leer werden. Wie gut er das verſtand. Er hob die gefalteten Hände auf und ſagte leiſe: Jetzt weiß ich es, der Herr wird mich nicht verlaſſen noch verſäumen. — O, fügte er nach einer Pauſe hinzu, wenn ich hungrig bin, werde ich immer Speiſe finden. Ich habe ihm das gläubig und innig verſichert, dann habe ich ihm noch ein Lied ſingen müſſen; ich wählte ein Danklied, die ſinge ich am liebſten, wenn es mir etwas ſchwer um das Herz

ist, da wird die Seele wieder frisch und freudenvoll. — Von dem Kranken ging ich zu Doris, da war es nicht erbaulich. Sie ist sehr eigensinnig, ich mußte sie umziehen. Die arme Nähterin seufzt über den schlimmen Gast, ich habe sie beide getröstet; als ich aber verschiedene Lebensmittel und Erquickungen auspackte, waren sie beide wieder vergnügt. — Als ich wieder in meinem Zimmer war, wurde es schon dämmrig; ich war aber so hungrig, daß ich mir aus verschiedenen Resten etwas kochen mußte. Dann war ich noch bei der Malerin, das Bild wird wunderhübsch, aber sie hat oft recht thörichte Einfälle damit und mit großer Mühe kann ich ihr so etwas ausreden. Wenn es fertig ist, wird es wieder eine Sache sein, es unterzubringen. Jetzt ist es spät Abend und ich bin schon wieder hungrig, eine Suppe hält nicht lange vor, ich werde jetzt von dem letzten Mehl noch einmal kochen, ich muß morgen für Arbeit sorgen, das hilft nichts.

Den 23. Januar. — Heute morgen stand ich zur gewöhnlichen Zeit auf, ich bin nicht gewohnt so früh zu frühstücken, das ging schon. Ich war erst beim Schuhmacher, das kleinste Kind wurde gerade gewickelt, ich half alles in Ordnung bringen. Der Mann lag fast bewußtlos, doch nicht gefährlich, sagt der Arzt, die Kinder sind leidlich. Ich bereitete das Frühstück, gab allen; es war mir wieder so seltsam, sie hatten alle guten Appetit, ich war auch hungrig. Ich entschloß mich, sogleich an Frau von Lattendorf wegen Gehalt zu schreiben, aber auch die Frau Generalin um Rath wegen der Arbeit zu bitten. Erst machte ich meine Krankenbesuche nach einander ab,

dann eilte ich auf mein Zimmer und durchsuchte noch einmal meine Börse, meine Kommode, alle Taschen, aber vergebens. Auch meine kleine Speisekammer hatte ich am vergangenen Abend zu gründlich durchsucht. Ich sah mir das Geld an, das mir zur Verwaltung übergeben; aber selbst leihen mochte ich mir nicht gern davon. Ich stand gedankenvoll am Fenster, ich hauchte die Eisblumen von den Scheiben, da konnte ich hinabschauen und sah wie die Malerin sich eben auch ein Fensterlein hauchte. Bald darauf sah ich auch ihre Nase und ihre Brille, sie klopfte und winkte, und ich entschloß mich, auf dem Wege zur Frau Generalin erst bei ihr vorzusprechen. Ich fand sie sehr ausgelassen, aber auch sehr herzlich. Ich sollte ihr eine Bratwurst braten, sie thut so etwas ungern und ich weiß Bescheid in ihrer Wirthschaft. Holz fand ich nicht, doch kann man eine Bratwurst sehr schön mit Papier braten, das habe ich von ihr gelernt; sie übergab mir singend einen ganzen Haufen Oelfarben-Papier, das brennt besonders schön. Die Wurst lag bald prasselnd in der Pfanne und meine angenehmen Gedanken waren: daß ich zur rechten Zeit hier zu Gaste geladen war. Als sie fertig auf dem Tische stand, zwischen den Oelfarben, Wassergläsern und Kaffeetassen und mir die Malerin eine Untertasse reichte, ich möchte sie mir auswaschen, — einen gehörigen Tisch und Ordnung leidet sie nicht: — da konnt ich es doch nicht lassen ihr scherzend zu erzählen, daß ich noch nüchtern sei und recht dankbar und vergnügt auf die Wurst schaue. Sie fragte nun nach dem Wie und Warum sehr eifrig; ich erzählte

mir was nöthig war, daß ich augenblicklich keine Arbeit habe und auf Geld von Frau v. Lattendorf hoffe. Ich knüpfte auch leichthin die Frage daran ob sie mir auf einige Tage einen Thaler borgen wolle? Ich hatte harmlos geendet und wollte eben zur Wurst greifen, da riß sie mir plötzlich die Tasse fort. Ich sah sie erstaunt an. Nein mein Kind, sagte sie, von der Wurst bekommen Sie nichts, Sie müssen erst pater peccavi sagen und gestehen, daß die vernünftige Freundin Recht hat und daß Sie eine kleine Närrin sind. Also keinen Groschen im Beutel und keinen Bissen im Magen! Ich will Ihnen jetzt in der Praxis beweisen, ob es besser ist dem Himmel seine Kapitale leihen oder für sich selbst sorgen. Ich weiß recht gut, daß es den reichen Leuten zukömmt zu geben, aber uns kömmt es zu, nicht zu geben, wenn wir nichts übrig haben. Es war dies unser alter Streitpunkt, und sie hatte wirklich die sehr thörichte Hoffnung, ich sollte nachgeben. O Du thörichte Malerin. Meinen Sie denn, daß ich allein auf ihre Bratwurst angewiesen bin? fragte ich stolz; ich griff in meine Tasche, zeigte ihr das Goldstück und das gewechselte Geld. Sie sah mich verwundert an und schob mir dabei die Untertasse mit der Wurst wieder zu. Sie fragte aber auch wie ich zu dem Gelde gekommen. Alles Zinsen von dem Kapital, daß ich ausgeliehen, sagte ich; aber nur wieder zum Ausleihen bestimmt. Für mich selbst habe ich Hülfsquellen genug. Hülfsquellen genug? fragte die Malerin neugierig. Ich könnte Pflegerin bei der Frau Generalin werden, sagte ich etwas stolz, sie hat gestern zweimal nach mir geschickt,

während dem ich im Hinterhause wär; ich könnte auch Klavierunterricht geben, junge Mädchen die billigen Unterricht geben sind sehr gesucht; ich könnte auch — Stiefel wichsen! unterbrach die Malerin lachend meine stolze Rede, sie umarmte mich dabei und schüttelte und drückte mich. Ich ärgerte mich eigentlich über sie, aber ich hatte nicht viel Zeit und wir schieden freundlich. Das Bild soll in drei Tagen fertig sein. Ich rechne nur auf Sie, daß wir es los werden, sagte die Malerin, Sie haben doch einige Zauberkönige in Ihrem Dienst, die Ihnen alles verschaffen und thun, was Sie wünschen. Ach ja, Du arme Malerin, Du weißt nicht, welch ein wunderbarer König mein Leben leitet. — Die Kälte hat nachgelassen, die Scheiben sind etwas abgethaut, die feine Mondsichel steht über den dunkelen Dächern. Meine Sehnsucht zieht mich weit fort, dahin wo mein Blick nur begrenzt wird von lichtdurchbrochenen Bäumen und weiten stillen Feldern. Warum bin ich heut etwas traurig? machen es die Stunden bei der Generalin? es war mir so wohl bei ihr; so heimisch. Es giebt doch Menschen, die einem gleich so viel besser gefallen als andere.

2. Februar. — Meine Tage gehen jetzt hin, wie es sich gehört: feste Arbeitsstunden, die Frau Generalin will mir genug Arbeit verschaffen. Meine Besuche mache ich sehr eilig ab, doch wird alles besorgt. Wie schön ist es wenn man Geld hat und wie eine Hausmutter nach allen Seiten hin treulich versorgen kann, wie gern sitze ich dann hier wieder in meinem Stübchen, die Sonne scheint auch wieder

länger hinein und an dem lichtblauen Himmel ziehen kleine weiße Wolken. Am 6. Februar habe ich zu Hause schon eine Lerche singen hören: wann wird das hier wohl sein?

4. Februar. — Frau von Lattendorf kömmt übermorgen zurück; ich bin fast erschrocken, warum denn? Daß mein Leben nun ganz anders wird? Ach ja, — aber ich will mich sehr zusammen nehmen. Sie bringt ihre Schwiegertochter und ihre Enkel mit, die Kinder bringen Abwechselung; aber wie wird es mit den kleinen Engländern und der Frau Generalin? ich werde kaum Zeit für die Freunde im Hinterhause haben. Der lieben Frau Generalin habe ich gleich mein Herz ausgeschüttet, ob ich wohl zu einer Gesellschafterin in der Stadt passe; sie hat mich sehr freundlich ermahnt, mit Gottes Hülfe werde ich auch durchkommen.

5. Februar. — Ich hatte die ganze Wohnung in Stand gesetzt, war ganz fertig und ging dann zur Frau Generalin. Ja ich bin ein rechtes Glückskind, ich fand dort die junge Frau Gräfin Regan: wie lange hatte ich gewünscht sie kennen zu lernen, und wenn Frau von Lattendorf zu Hause war hätte sie uns jedenfalls auch besucht. Ich wollte mich zurückziehen, mußte aber bleiben. Der Herr General und seine Frau waren sehr guter Laune und es war wirklich nicht meine Schuld, daß ich so viel erzählen mußte, aber es war sehr schön, ich habe der Frau Gräfin Regan mein ganzes Herz geschenkt. Die Frau Generalin neckte mich mit meiner Sehnsucht nach dem Lande, die Frau Gräfin stimmte mir bei, ihr Winteraufenthalt in der Stadt wurde ihr so schwer. Wenn

sie es in der Residenz nicht mehr aushalten können, wandte sie sich scherzend zu mir, so kommen Sie zu mir nach Oyelgrund und dann sagte sie ernsthaft zur Frau Generalin; daß sie wirklich ein junges Mädchen suche, ihr zu Hülfe in Haus und Dorf. Wie mir diese Worte das Herz bewegten! Ja es war fast wie eine zuversichtliche Ahnung. Nur Geduld du unruhiges Herz, es wird schon kommen wie es kommen soll. — Frau von Lattendorf ist mit ihrem Besuch angekommen, meine Stube wird nicht mehr geheizt werden, da ich unten bei den Kindern schlafen soll.

10. Februar. — Der unruhige Tag ist vorüber, die Kinder schlafen, die Damen sind fast täglich in großen Gesellschaften, ich habe zu plätten, Toiletten zu ändern, die Aufwärterin muß die grobe Arbeit thun; ich kann die Zimmer hier nicht verlassen, ich will mich aber gern fügen, weil das einmal zu meinem Beruf gehört. Frau v. Lattendorf war heute sehr böse, als sie hörte, daß ich die letzte Arbeit zur Frau Generalin tragen mußte; sie fand es so sehr rücksichtslos, daß ich mir dort Arbeit geholt. Sie will selbst die Sachen hintragen, erklären, warum ich nähen mußte. Die Eltern ihrer Schwiegertochter waren befreundet mit Generals, sie würden doch Visite dort machen. Bei dieser Gelegenheit mußt ich auch den Grund sagen, warum ich nicht mehr aus dem Weißwaaren-Geschäft Arbeit holen konnte. Frau v. Lattendorf war ganz verwundert, konnte nicht begreifen, warum ich den Heirathsvorschlag nicht angenommen. Die Schwiegertochter gab mir seltsame Rathschläge, sie wollte mich überreden. Ein Mädchen in

Ihrer Stellung bekommt selten einen Mann, sagte sie recht unartig, dies wäre ein unerhörter Glückszufall gewesen. Julchen schwärmt für den geistlichen Stand, sagte die alte Frau v. Lattendorf. Die Herrn Pastoren verlangen aber etwas anderes, unterbrach sie die junge Frau und sprach noch Aehnliches über diesen Punkt. Dann entschuldigte sie sich wegen ihrer Offenherzigkeit, sie halte es aber für Pflicht junge Mädchen, die zu hoch hinaus wollten, zur Vernunft zu bringen. Ich habe still geschwiegen, was sollte ich dazu sagen? Habe ich wohl je an einen Pastor gedacht? Ich bin noch nie unruhig über meine Zukunft gewesen.

Den 12. Februar. — Ich weiß doch nicht, wie das werden soll. Wider meinen Willen hörte ich, wie die junge Frau der Schwiegermutter Vorstellungen machte, daß ich mit am Tische esse, mit in der Gesellschaft erscheine und eine sehr unpassende Stellung habe. Frau v. Lattendorf entschuldigte sich, machte den Vorschlag, ich solle eine halbe Stunde früher essen mit den Kindern; sie gab es zu, ich sei verwöhnt, schon bei ihrem Bruder, ich sei ihr aber in anderen Stücken so bequem, so nützlich. Wie weh mir das that! Seit die Schwiegertochter hier ist, haben wir auch nie Zeit zur Andacht. Meine Krankenbesuche machte ich heute in der Hast, als ich aus der Kirche kam. Der arme Musikus ist noch sehr krank. Unsere junge Frau war böse, daß ich in die Kirche wollte, ich sollte ihr ein Kleid zum Abend garniren; aber ich war schon vor acht Tagen nicht zur Kirche gewesen. Ich mußte nun fleißig nähen um fertig zu werden, sie schien dann zufrieden mit mir.

Den 13. Februar. — Heute morgen klingelte die Thür, als ich aufmachte, stand der Bediente von Generals davor mit einem ganz wundervollen Blumenstrauße, und für wen? für mich, für das Fräulein Gevatterin. Ich sollte bei dem Kinde des Schuhmachers mit dem Herrn General Gevatter stehen, Lady Elston auch. Ich flog mit den Blumen in das Zimmer, ich war sehr erfreut. Aber warum hatte ich noch keine Aufforderung vom Schuhmacher? Beide Damen waren verlegen, ich sah sie verwundert an. — Mein Kind wir haben die Karte gestern Abend zurückgeschickt, sagte die junge Frau, wir fanden es ganz unpassend. Sie bestellte sehr freundliche Worte an den Bedienten, und sie würde selbst heute den Herrschaften unten die Sache aufklären. Frau v. Lattendorf sah mich theilnehmend an, ihre Schwiegertochter sagte nun, wie der Schuhmacher dem Herrn General durch diese Einladung, mit mir Gevatter zu stehen, eine große Verlegenheit bereitet habe, die man abwenden mußte. Es klang alles sehr vernünftig und ich glaube fast, sie hat Recht. Nur daß sie mir auch die Blumen nahm und sie in einer Schaale für das Gesellschaftszimmer ordnete, war mir sehr schwer. Fast täglich fällt etwas vor und oft begreife ich kaum den Grund davon, ja mein Beruf wird mir jetzt schwer.

Den 16. Februar. — Heute Abend war ich einmal allein mit Frau v. Lattendorf, das war so schön, ich that alles was ich ihr an den Augen absehen konnte, ich wollte ihr zeigen, wie viel mir an ihrer Zufriedenheit liegt. Sie wurde auch so warm und herzlich. Julchen, sagte sie, wenn wir erst wie-

der allein sind, wird es besser, mir sagt das Leben meiner Schwiegertochter auch nicht zu. Nicht wahr? sagte ich, so in der Fastenzeit auf Bälle gehen, in das Theater, und so gar nicht Zeit haben für den Herrn, ich kann mir denken wie Ihnen das schmerzlich ist. Wenn man nun schon so alt ist, das Leben so kurz nur vor uns liegt, und wenn man die Liebe des Herrn schon geschmeckt hat und sich dann von ihm wenden soll, das kann der Seele eine große Last werden. Julchen, sagte Frau v. Lattendorf, so müssen Sie nur zu meiner Schwiegertochter nicht reden, sie hört das nicht gern. — Aber rede ich so zu ihr? — Ach ja, Sie wissen es gar nicht, aber es liegt oft in Ihren Reden; meine Schwiegertochter findet es vorlaut und ungebildet. Ich sagte, ich wollte mich sehr in Acht nehmen, ich bat sie aber, doch selbst mit der Schwiegertochter ernsthaft zu reden, ihr zu sagen, wie sie wünsche anders zu leben. Ach mein Kind, entgegnete sie mir seufzend, ich liebe den Frieden zu sehr, und mein Sohn hat es mir auf das Herz gelegt, mit seiner Frau freundlich zu verkehren. Ich schwieg erst, aber eines mußte ich noch sagen: Der Friede ist aber nicht der rechte.

Den 18. Februar. — Ich werde schweigen lernen, zwar entsetzlich für mich, aber es ist nöthig. Die junge Frau v. Lattendorf sagte mir heute, ich solle ihr die Erziehung ihrer Kinder selbst überlassen; ich muß noch vorsichtiger sein. Liebes Julchen, wenn Sie nur in dieser Zeit schweigen könnten, sagte ihre Schwiegermutter bald darauf zu mir. Aber schweige ich denn nicht? mußte ich verwundert fragen. — Sie

ſchweigen mit dem Munde, aber Ihre Augen, Ihre Mienen, Ihr ganzes Weſen ſpricht doch was Sie denken. Sie ſahen geſtern die Geſellſchafterin von Frau v. Mallwitz, fuhr Frau v. Lattendorf freundlich fort: obgleich ſie ein adliges Fräulein iſt und ganz zur Geſellſchaft gehört, wie iſt ſie eingehend auf alles was die Damen ſagen! Aber ſeit mehreren Tagen ſtritt ich mich nicht, warf ich beſcheiden ein. — Sie wundern ſich nur gar zu viel. — Gut, ich werde mich auch nicht mehr wundern; warum ſollt ich das nicht laſſen können?

Den 25. Februar. — Das war eine mühevolle Woche mit viel Arbeit, aber die Sonne ſo warm und Frühlingswehen. Ach ich wußte wohl, was es zu bedeuten, wenn ich da hinauf ſah zum lichten Blau und wenn die Flügel meiner Tauben im leichten Fluge ſo ſilbern glänzten und wenn meine Sehnſucht mit ihnen weit über die dunkeln Dächer zog. Frau v. Lattendorf hat mir gekündigt; es wäre ihr ſchwer geworden, aber ſie liebt den Frieden. Ihr Sohn iſt von der Geſchäftsreiſe zurück, zugleich brachte er die Nachricht, daß er hierher verſetzt iſt. Die Mutter ſoll nun zu ihnen ziehen. Ja nun geht es wieder hinaus aus dieſer weiten Stadt, darinnen meiner Seele Sehnſucht nicht ruhen konnte. Ich bin ſehr froh, ich wußte auch, daß es ſo kommen müßte, und die Erinnerung an die vielen grauen Dächer und an die Sehnſucht, die ſie mir bereiteten, und die Erinnerung an die vielen bekannten Fenſter auf dem tiefen dämmrigen Hofe iſt ein Reichthum für mein ganzes Leben. Und wohin werde ich dann ziehen? Der Herr weiß es,

und ich bin in freudiger Erwartung. Sollte es wirklich nach Ovelgrund sein? Ja, ich habe es der lieben Frau Generalin gleich gesagt, daß ich dahin möchte. Sie war so liebevoll, hat mir die Stirn geküßt; warum darf ich ihr denn alles sagen? Ich danke dem Herrn, der es so geführt hat. Nun will ich noch mit rechter Treue und Liebe meinen Beruf erfüllen: heute habe ich mit den Kindern so schön spielen können, daß selbst ihre Mutter herzlich mit uns lachen mußte. Sie gab mir darauf die freundliche Erlaubniß, meine Freunde zu besuchen, sie denkt nur an den Schuhmacher und die Ladenmädchen, sie ahnet nicht, wer noch dazu gehört, und ich darf es auch nicht sagen, sie würde unzufrieden damit sein. Lady Elston hat mir versprochen, der alte Musikus soll alle Monat das Instrument bei ihr stimmen, auch die Generalin will ihm Kundschaft verschaffen, und das Bild, das kann vielleicht durch eine Lotterie verspielt werden. Heute Abend habe ich so heftig Kopfweh und mein Husten ist so rauh, daß ich fürchte, ich muß ganz in der Stube bleiben.

— Am folgenden Tage, nachdem Julchen das geschrieben, hatte sie sehr heftig Kopfweh und konnte kaum die Arbeit thun, die von ihr gefordert wurde. Die junge Frau v. Lattendorf fand sie so gedrückt und still weit angenehmer. Aber wie ein Blitz fuhr es durch ihr Gemüth, als die Aufwärterin am Abend ganz bedenklich sagte, Julchen sähe gerade aus als ob sie die Masern bekommen könnte. — Sind denn Masern in der Nähe? — Ei freilich, bei dem Schuhmacher die kleinsten Kinder, und das Ladenmädchen ist auch kaum fertig damit.

Nach dem Blitz folgte nun ein Ungewitter. Frau v. Lattendorf war sehr ängstlich mit ihren Kindern. Sie hatte schon gehört, daß in einigen Stadttheilen die Masern bösartig aufgetreten, sie ahnete aber nicht, daß sie im Hause waren. Vor allen Dingen mußte Julchen so weit als möglich entfernt werden, sie mußte in ein Krankenhaus. Das ist der gewöhnliche Weg, wenn Dienstboten in der Stadt krank werden, auf Krankenstuben ist man da nicht eingerichtet.

Herr v. Lattendorf mußte seiner Frau Recht geben. Er war dabei ein ruhiger und vernünftiger Mann. In der engen Wohnung konnte Julchen nicht bleiben, seine Kinder durften der Gefahr nicht ausgesetzt werden, besonders da der Arzt für das jüngste Kind immer etwas bedenklich war. Seine Mutter nur war nicht damit einverstanden: Julchen war ihr von dem Bruder so an das Herz gelegt, sie hatte versprochen mütterlich für sie zu sorgen, sie hatte allerhand Rücksichten zu nehmen. Aber auch Rücksichten für Deine Enkel! sagte ihre Schwiegertochter: zusammen können wir nicht bleiben, — entweder oder, — wir oder sie verlassen das Haus. Es ist aber noch nicht ausgemacht, daß sie die Masern bekömmt, beruhigte die Schwiegermutter.

Der Arzt ward augenblicklich kommen gelassen. — Nun ja, der Husten klingt so, aber es ist sehr möglich, es bleibt beim Husten: war seine Erklärung: bis morgen früh müssen wir es jedenfalls abwarten. — Es war schon spät Abends und der Regen goß in Strömen. Julchen lag auf ihrem Zimmer,

sie hatte heftiges Kopfweh und unruhige Träume, aber von dem Krankenhause träumte sie nicht.

Ihr Zustand war am andern Morgen derselbe und in großer Aufregung erwarteten die Damen abermals den Arzt. Die Schwiegermama hatte sich im Herzen schon ergeben. Wenn Julchen die Masern bekömmt, muß sie nach dem Krankenhause. Es ist eine Sache die niemandem weiter auffällt, sagte ihr Sohn, sie hat da bessere Pflege als wir sie ihr hier geben könnten. Ei nach dem fremden Mädchen kräht weder Hahn noch Huhn! fügte seine Frau etwas ärgerlich hinzu. Die Umstände, die ihre Schwiegermutter mit Julchen machte und die süßen Worte, die sie zu ihr sprach, hatten ihren Widerspruch nur noch mehr gereizt.

Da klingelte es an der Thür, die junge Frau selbst ging zu öffnen. Vier Kinder vom Schuhmacher standen davor: wir möchten gern wissen, was Fräulein Julchen macht, fragten sie zaghaft. Sie ist unwohl, war die kurze Antwort.

Nach einigen Minuten klingelte die Thür wieder, Frau von Lattendorf öffnet noch einmal, es ist der alte Portier. Er fragt nach dem Befinden des lieben Fräuleins, die Aufwärterin hatte sehr bedenklich gesprochen. Während er Antwort erhält, erscheint ein junges Mädchen an seiner Seite, Doris ist es, sie erkundigt sich dringend nach Fräulein Julchen. — Sie ist aber kaum die Treppe hinab, da schickt der Musikus einen Knaben mit einer sehr weitläufigen rührenden Erkundigung nach dem Befinden des theuern

jungen Mädchens. Die junge Frau v. Lattendorf wundert sich, die Schwiegermama wird unruhig.

Da stürmt es an der Klingel, jetzt geht der Herr hin, aber die Damen lauschen an der offenen Thür. Es ist die Malerin. Was macht meine theure Freundin? ruft sie pathetisch, wir hören sie ist sehr krank, unsere Herzen schlagen in banger Erwartung, was es sei, ich muß das theure, süße, liebe Kind sehen! Herr v. Lattendorf entgegnete höflich und ruhig, daß bis jetzt Julchens Unwohlsein nur ein Husten sei und der Arzt erwartet werde, um seine Meinung zu sagen. Die Malerin stürmt fort mit der Versicherung, in einer Stunde wieder zu kommen. Herr v. Lattendorf will eben die Thür schließen, als er Tritte hört, ungeduldig bleibt er stehen: es ist der Bediente der Engländer mit einer dringenden Erkundigung nach Fräulein Julchen, dazu vier Schreibebriefe von seinen kleinen Herrschaften mit allerhand kleinen erfreuenden Dingen für die kranke Freundin. Herr v. Lattendorf giebt höflichen Bescheid und erscheint kopfschüttelnd bei den Damen.

Da klingelt es wieder, — dieses Mal ist es der Arzt, er wird zu Julchen geführt. Bis jetzt ist es immer noch derselbe Zustand: es ist möglich, es werden die Masern, es ist aber auch möglich, es bleibt beim Katarrh. Sicherer aber ist es, sie wird nach dem Krankenhause gebracht, das steht fest.

Also schnell muß Anstalt gemacht werden, der Arzt selbst erbietet sich, es Julchen zu sagen, die andern haben keinen Muth dazu, und Julchen weint bitterlich, der Gedanke in ein Krankenhaus zu sollen

ist ihr so schwer. Sollte sich für mich im Hinterhause kein Plätzchen finden? fragt sie bittend. Diese Aeußerung hört die Aufwärterin, die durch Julchens Thränen gerührt sich ebenfalls mit der Schürze die Augen trocknet. Der Arzt tröstet, so gut er kann, aber es muß doch beim Krankenhause bleiben.

Die junge Frau v. Lattendorf beredet eben mit dem Doctor, was noch Sorgliches zu thun sei, als es wieder klingelt. Sie öffnet, es ist die Frau Generalin. Frau v. Lattendorf glaubt, der Besuch gelte ihr, glaubt es sei eine Gegenvisite, und findet im Stillen die Zeit nur außerordentlich unpassend. Die Frau Generalin entschuldigt, daß sie so früh störe, ihr Besuch gelte für jetzt aber nur ihrer lieben jungen Freundin, dem Julchen, da sich plötzlich das Gerücht verbreitet habe, daß sie gefährlich erkrankt sei. Die alte Frau v. Lattendorf ist gerührt von dieser Theilnahme und spricht gefühlvoll von Julchens Krankheit, aber mit dem Plane des Krankenhauses rückt sie nicht heraus, ja selbst ihren Kindern ist es seltsam zu Muthe. Doch ist die Aufwärterin schon nach einer Droschke geschickt, denn schnell wie der Wind muß alles gehen.

Aber schnell wie der Wind fliegt auch die Nachricht durch das Haus: Julchen ist sehr krank, sie soll in ein Krankenhaus — und überall auch spricht man Julchens Worte nach: ist denn kein Plätzchen für mich im Hinterhause? — Da wird es lebendig auf den verschiedenen Treppen und Gängen. Platz für sie? O gewiß, genug Platz für sie. In eben so viel Aufregung als Theilnahme wird der Plan gemacht: Do-

ris zieht wieder in ihre Stube, Julchen kömmt zur Nähterin, bei der ist es am nettesten und stillsten, die anderen Freunde aber übernehmen die Pflege. Diese Verabredung ging auch so schnell als der Wind.

Die Droschke war noch nicht da, und die Frau Generalin noch eben dabei, sich mit den Damen freundlich zu verständigen, als es sehr lebhaft auf der Treppe wird. Herr v. Lattendorf öffnet die Thür, die Damen, als sie das seltsame Geschwirre von Stimmen hören, folgen neugierig. Was ist denn das für eine Versammlung? In der Furcht, die Droschke möchte ihnen zuvorkommen, sind die guten Leute zu eifrig, aber Doris, die gebildetste von allen, drängt sich vor und nimmt bescheiden das Wort. Sie bittet, daß man ihnen Julchen überlasse, sie soll getreulich dort im Hinterhause verpflegt werden. Die Generalin tritt vor und fragt lächelnd, indem sie auf die Versammlung zeigt: Sind das die Pflegerinnen? Ja wohl, heißt es von allen Seiten, und ein jeder versucht es, sich als Julchens Freundin zu legitimiren. Während Frau v. Lattendorf und ihre Kinder sich in unangenehmer Verlegenheit befinden, scheint die Generalin ihr Vergnügen an dieser Scene zu haben. Halb scherzend und doch auch ernsthaft legitimirt sie sich selbst als Julchens Freundin; sie fügt hinzu, daß sie schon von Frau v. Lattendorf die Erlaubniß habe, Julchen mit sich zu nehmen, verstattet aber all den lieben Pflegerinnen freien Zutritt in die Krankenstube. Diese Erklärung erregt die größte Freude und vollständig befriedigt tritt die Versammlung ihren Rückzug an,

noch zu rechter Zeit, um die heraufstürmende Mama mit dieser beruhigenden Nachricht zurückzuhalten.

Eine Stunde später stand in einem großen hellen Fenster, neben dem mit den grünen Vorhängen die Rose und der Heliotrop, und Julchen mit erhitzten fiebrigen Wangen, aber still und freudig, stand daneben. Sie schaute sich von hier aus die Gegend an, das heißt die vielen befreundeten Fenster, sie nickte hierhin und dorthin, und dankte Gott von Herzen, daß sie doch nicht hinaus in die weite Stadt nach einem Krankenhause mußte und hier in der Nähe aller guten Freunde bleiben konnte. Geduldig legte sie sich dann zu Bett und sechs Wochen gingen ihr wie im Traume hin, die ersten etwas schwer, die übrigen aber in der leichten angenehmen Stimmung einer Genesenden.

Am letzten Abend stand Julchen neben ihrem gepackten Koffer am offenen Fenster. Es war sehr spät, hell glänzten die Sterne am milden blauen Frühlingshimmel. Mit leiser Stimme sang sie:

In die Ferne möcht ich ziehen,
Weit von meines Vaters Haus,
Wo die Bergesspitzen glühen,
Wo die fremden Blumen blühen,
Ruhte meine Seele aus.

Sie schaute auch mit den innigsten Segenswünschen nach all den lieben Fenstern, auch hinauf nach dem ihrigen, das Stübchen war jetzt leer, nur Sternenschein fiel mild hinein, sie gedachte der lieben Tage und Stunden, die sie darin verlebt hatte, mit Dank und Freude. Es war alles alles gut und schön.

Aber die letzten Frühlingstage waren doch die schönsten. Seit acht Tagen konnte sie ihre Zeit nach Herzenslust genießen, musiziren so viel sie wünschte und ihre Freunde besuchen und auch mit den Enkeln der Frau v. Lattendorf, die trotz aller Vorsorge die Masern dennoch bekamen, hat sie stundenlang traulich gespielt.

Der Glanzpunkt aber ihres ganzen Aufenthaltes in der Residenz war ein Tag in der Woche vor ihrer Abreise. Bei der Frau Generalin war große Gesellschaft. Julchen im neuen schwarzseidenen Kleide, eine Rose an der Brust, servirte den Thee, war liebenswürdig und aufmerksam nach allen Seiten und sehr glücklich — ja glücklich weil sie Gelegenheit hatte etwas ganz besonderes auszuführen. In der Thür eines Kabinetchens war ein Vorhang und dahinter das Bild: der Leiermann mit dem wehmüthigen Gesicht und das frische Mädchen am wilden Rosenbusch. In dem Kabinet stand ein Instrument, und am Instrument saß der Musikus mit der lorbeergestickten Weste. Nach dem Theetrinken sammelte sich die Gesellschaft vor dem Kabinet, der Vorhang wurde zurückgeschoben, das Bild, künstlich erleuchtet, kam zum Vorschein und dahinter erklang mit dem Pianozug eine Musik in der Weise eines Leierkastens und eine herrliche Mädchenstimme sang leise dazu:

Robin-Adair, Robin-Adair.

Frau v. Lattendorf weinte wieder Thränen der Rührung und dann wurde das Bild verlooft und da Lady Elston mehr als die Hälfte Loose genommen hatte, war es ganz natürlich, daß sie das Bild ge-

warm. Es war eigentlich auch so am besten, die Familie wollte im Sommer nach ihrer Heimath zurück und es war doch schön, daß sie das Bild eines getreuen deutschen Mädchens mit über das Meer nehmen konnte.

— Es war am 12. April, ein wunderschöner Frühlingstag, die Saaten schimmerten, die Lerchen sangen, die Weißdorne blühten. Julchen stieg aus der Eisenbahn. Wie wunderbar! hier mußte es sein, an dem lieblichen See und dem stillen Dorfe. Rosenroth lag der Abendschein auf dem klaren Wasser, und schmückte den Lindenbaum am weißen Kirchengiebel. Julchen wurde von einem freundlichen Kutscher empfangen, der sie nach Ovelgrund hinüber fahren sollte, sie bat ihn ihre Sachen zu besorgen, während sie dort im Eckhaus eine alte Frau besuchen wolle.

Sie ging nun den Fußsteg am See, an hohen Kiefern entlang, immer rosiger und goldner strahlte das Abendroth und malte das Wasser und die Ufer in immer dunkleren Purpur. An der Biegung des Weges stand sie einen Augenblick still; ach wie schön! sagte sie unwillkürlich. Da hört sie ein Geräusch in der Nähe, sie wendet sich dahin, ein junger Mann lehnt an der nächsten Tanne, er hat den Abendhimmel betrachtet und sieht überrascht das junge Mädchen an. Julchen überlegt sich sogleich: das ist ein Geistlicher, gewiß der Prediger des Orts, und in schuldigem Respekt verneigt sie sich höflich. Dann eilte sie nach dem Eckhause.

Ja die gute Großmutter war noch wohl auf, sie kam ihr in der Hausthür schon entgegen, das war

eine rechte Freude des Wiedersehens. Neben der alten Frau stand aber noch ein junges Mädchen, sehr hübsch, mit lebhaften Augen und vielen braunen Löcken. Das ist unserem Herrn Pastor seine Schwester, sagte die Großmutter. Ja, ich heiße Marie Gebhard, sagte das junge Mädchen freundlich, und ich merke wohl, Sie sind Julchen Walther. Ich kenne Sie durch unsere Frau Gräfin, fuhr sie fort, und habe Sie schon herzlich lieb. Dabei reichte sie Julchen freudig die Hand, und Julchen war ganz überrascht, daß die Schwester eines Pastors könnte so vertraulich sein.

Während dem war der junge Pastor auch näher gekommen, er wollte seine Schwester abholen und es war nun ganz natürlich, daß Julchen mit ihnen den Fußsteg ging und der Wagen den weiteren Weg allein machte. Das war ein wunderschöner Weg; die beiden jungen Mädchen wurden auch gleich sehr vertraut, es war als hätten sie sich schon längst gekannt. Julchen erzählte von ihrem Leben in dem kleinen Schulhause, und Mariechen von dem kleinen Predigerwittwenhaus, und dabei kam es heraus, daß sie alle beide so gern in dem Schatten einer Kirche wohnten. Christfried, der junge Pastor, hörte meistens zu, aber schon am ersten Abend überlegte er, daß Julchen vielleicht ebenso liebenswürdig als seine Schwester Marie sei.

Dieser ersten Unterhaltung folgten viele andere. O es folgte ein wunderschöner Frühling und ein wunderschöner Sommer. Mariechen führte ihres Bruders Haushalt, aber nicht in der Absicht auf lange; sie war im Herzen mit einem jungen Prediger, der in der

Nähe ihrer Heimath wohnte, verlobt und das Ideal, ihrem theuren Bruder die Wirthschaft führen zu können, hatte schon einem anderen noch schönerem Ideale weichen müssen. In ihrer bewegten Herzensstimmung war ihr eine Freundschaft mit Julchen etwas Köstliches: wenn sie auch nicht speciell von ihrer Liebe sprach, so konnte sie doch ihr volles Herz ausschütten, und dichten und singen und von dem herrlichen Leben in einer Pfarre träumen. Julchen träumte mit ihr, aber immer nur von dem bescheidenen Leben in einer Schule und immer nur als Nachklänge von dem Leben in ihrem geliebtesten Vaterhause. Christfried hörte beiden so gern zu, und er gerieth bald in ernsthafte Bedenken, ob Julchen nicht noch liebenswürdiger als seine Schwester sei. Julchen konnte so herrlich singen, so lieblich plaudern und so verständig wirthschaften. Ja das war sicher, in der Wirthschaft war sie die erfahrenste, uud ihr Rath wurde von Mariechen bei jeder Gelegenheit herbeigeholt; denn obgleich Christfried von Jugend auf sehr praktisch war und kühn und erfinderisch bei nöthigen Einrichtungen, Julchen übertraf ihn, sie war noch ideenreicher und äußerst geschickt in der Ausführung. Auch gestand er aufrichtig, daß er solche Dinge und solche Sorgen jetzt weit lieber anderen überlasse.

Das Pfarrhaus mit wenigen Mitteln nach und nach angenehm einzurichten, war jetzt die Aufgabe. Julchen war darin eine gute Hilfe weil sie immer den Maaßstab ihres kleinen einfachen Schulhauses anlegte und alles gleich außerordentlich schön und herrlich fand. Auch im Garten wurden ihre Ideen stark berücksich-

tigt. Der Garten stellte deutlich das Bild des Waltherschen Gartens und das des kleinen Gartens vom Predigerwittwenhause dar. Im Frühlinge war noch nicht zu entscheiden, welches Bild die Oberhand habe, aber gegen den Sommer hatte das Waltherſche offenbar gesiegt, — ganz natürlich, weil Christfried seiner Schwester untreu wurde und Julchens Ideen so gern zur Ausführung brachte.

Die Frau Gräfin Regan war die Beschützerin dieses Freundschaftsbundes und nichts war ihr lieber als wenn auch sie mit hineingezogen wurde, was von Mariechens Seite unwillkürlich immer öfter geschah, um ihre schwach gewordene Stellung zu verstärken. Die Frau Gräfin that immer so harmlos und ernsthaft, aber der Schelm steckte ihr im Nacken, und oft mußte sie sich sehr zusammen nehmen um ihre Rolle zu behaupten. Julchen holte einst, weil die Rede darauf kam, ihr Bildchen, was sie vom Vaterhause gemacht hatte, sie war sehr zaghaft beim Zeigen, und es war auch ein gewagtes Verlangen, daß man hier mehr sehen sollte als ein weißes Blatt mit einigen zarten geraden und runden Strichen. Christfried aber vertiefte sich darin und Julchen wurde in ihrer Beschreibung immer lebhafter und glücklicher. Ja, es ist ein wunderschönes Bild! sagte Christfried nachdenklich, Mariechen aber lächelte, und die Frau Gräfin machte wieder ihr harmloses ernsthaftes Gesicht.

— Es war ein wunderschöner Juli-Abend, die Sonne warf ihre vollen goldenen Strahlen über die schöne Welt, Feld und Wald waren im reichsten Schmuck, und der Garten bot Blumen und Früchte

zum herrlichen Genuß. In der Pfarre von Wollsdorf sah es festlich aus, es mußte etwas besonderes da vorgehen. Der junge Herr Pastor selbst aber war nicht darin, mit leichten Schritten ging er den Weg am See entlang nach der Eisenbahn und schaute dann nach der weißen Rauchsäule, die sich an dem klaren blauen Himmel immer näher wälzte. Nach wenigen Minuten hielt der Zug. Christfried eilte an den Wagen und nahm eine sehr liebe Familie in Empfang. Der Herr Kantor Walther war zwar immer noch eine schlanke Gestalt, aber doch nicht mehr so bedenklich als damals, wo der Bauer Homann fürchtete, er möchte vergehen wie ein Herbstnebel; seine Frau mit dem sanften ängstlichen Gesicht hatte sich aber wirklich verjüngt. Die beiden Jungen Carl und Fritz, die angehenden Organisten, mit den frischen Gesichtern und hellen Augen, sahen den zukünftigen Herrn Schwager heut zum erstenmal, als er kürzlich in Steendorf war, um sich von den Eltern das Jawort zu holen, waren sie in der Stadt; die anderen Geschwister aber waren schon bekannt und reichten ihm vertraulich die Hand und nannten ihn Christfried und Du. Die letzte aus dem Wagen aber war die stattliche Frau Homann mit dem reichen bäuerlichen Anzug und dem behaglichen rosigen Angesicht. Ja, Frau Homann mußte Julchens Verlobung mit feiern. Sie stand knixend vor Christfried und bat um Entschuldigung, daß sie sich die Freiheit genommen. Aber, Herr Gevatter, wandte sie sich sorglich zu Walther, was ist denn aus meinem Pack Leinwand geworden? Sie wurde darüber beruhigt, denn eben wurde es schon mit den

andern Sachen auf den gräflichen Wagen geladen. Denn die Frau Gräfin nahm nicht wenig Theil an diesem Feste, was ihr nun irgend nöthig schien, hatte sie für das liebe Pfarrhaus besorgt.

Die Frauen und Kinder bestiegen den Wagen, während Christfried mit den übrigen zu Fuße ging. Nach einem Viertelstündchen tauchte der Kirchthurm von Wollsdorf aus den Bäumen auf, der Weg führte jetzt an Tannenhügeln und dann an einer Wiese hin. Am Ende der Wiese aber unter schönen hohen Birken kamen Julchen, die Frau Pastor Gebhard, Mariechen und Bruder Heinrich, der frische Studiosus, den sehnlichst Erwarteten entgegen. Das war ein freudenvolles Wiedersehen. Wenn nun das Herz von Julchens Vater nur erfüllt war von der seligen Freude, daß seine Tochter vom Herrn erwählt war eine Pfarrfrau zu werden, so mußte seine Frau, durch Frau Homann besonders angeregt, doch auch das herrliche große Haus und den Garten bewundern und zugeben, daß es hier mehr aus dem Vollen zu wirthschaften gäbe. Beim Aussteigen aber hatte Frau Homann wieder sorglich gerufen: Herr Gevatter, sorgen Sie nur für meinen Pack Leinwand. — Nun folgten noch die nöthigen feierlichen Scenen. Zum Schluß, daß Frau Homann Julchen die Leinwand überreichte, die sie jetzt schon mitgenommen, damit Julchen bis zur Hochzeit alles nähen konnte. Es war die schöne von der ersten Sorte, die damals auf dem Tische lag. Ja, Julchen, sagte Frau Homann, Du bist ein rechtes Glückskind und da thut denn unser eines auch das Seinige.

Eine große Laube von rothblühenden Bohnen umduftet hatte die Glücklichen aufgenommen, die Stunden des Abends waren ihnen im traulichen Gespräche schnell vergangen. Julchen, die in Christfrieds Vergangenheit fast so gut Bescheid als er selber wußte, erzählte ihren theuren Eltern mit Entzücken davon. Sie schilderte sein heißes Verlangen nichts anderes als ein Pastor zu werden, und Christfried fügte hinzu, daß Julchen so gern hätte mögen im Schatten einer Kirche wohnen. Und aller der lieben Menschen wurde gedacht, die auf Christfrieds und Julchens Leben mit Hülfe und Theilnahme geschaut, und als Frau Gebhard und Walther mit bewegtem Herzen von dem Herrn sprachen, der ihr Leben so wunderbar geführt, so gnädig behütet, so reich gekrönt und gesegnet, da saß Julchen an Christfried gelehnt, beide reichten sich die Hand; beide schauten nach den schimmernden Sternen am abendlichen Himmel, ihre Lippen öffneten sich leise und leise stimmten viele Stimmen ein, und leise aber mit vollen schönen Tönen klang das Lied in den Abend hinein: Lobe den Herren den mächtigen König der Ehren!

Während des Gesanges stand das gräfliche Ehepaar lauschend an der Gartenthür. Ja, sagte Gräfin Emma bewegt, so ein Pfarrhaus, und gottselige Leute darin, ist ein Vorhof des Himmels ein Gotteshaus. Da heißt es, wir wollen dem Herrn dienen mit Freuden und zu dem Herrn kommen mit Frohlocken. Der Herr ist freundlich und seine Gnade währet ewig und seine Wahrheit für und für. Amen.

Wo wächst der Glücksbaum?

Mein Vater war Prediger auf einem Dorfe, fünfzehn Meilen von Bremen. Er war ein sehr gelehrter Mann und kam nicht viel aus seiner Studirstube. Ich hatte drei Brüder und eine viel jüngere Schwester. Wir Brüder wurden vom Vater mit großer Strenge und großem Eifer unterrichtet, außerdem aber konnten wir thun, was wir wollten. Wir benützten unsere Freiheit auch nach Kräften, und je älter wir wurden, je mehr stieg unser Ruhm, die wildesten Buben der ganzen Gegend zu sein. Unserer Mutter machten wir viel Sorge, obgleich sie nie erfuhr, wie schlimm wir es eigentlich trieben, — sie war eine stille kränkliche Frau und war meistens bei der jungen Schwester in der Kinderstube. Wenn wir es zu arg machten, drohte sie uns zuweilen, es dem Vater zu sagen; aber wir wußten recht gut, daß sie seine harte Strafe eben so sehr als wir selber fürchtete. Ihre eigenen Versuche, uns zu strafen, gelangen selten, wir hielten nicht still und waren einer dem andern behilflich zu entwischen; ihr letztes Hilfsmittel war, sich hinter eine Thür zu stellen und uns im Vorübergehen ganz unerwartet einen tüchtigen Hieb zu versetzen. Eine ältliche Magd, Fieke, die wir schon vom seligen Groß-

vater, der Prediger in demselben Orte gewesen, geerbt hatten, war ihr meistens behülflich bei diesen Ueberfällen. Eines Tages wurde der Superintendent mit seiner Frau und den beiden Demoiselles Töchtern aus der Stadt erwartet. Unser Haus war von der Mutter und Fieke mit großer Umständlichkeit festlich zugerichtet, die Visitenstube war gelüftet, und große Fliedersträuße in die Blumenvasen gestellt. Wir Jungen aber durften nur durch die offenen Fenster schauen; denn unser Jüngster, Fritz, hatte gleich in der ersten Viertelstunde mit einem Stücke rothen Bolus rothe Männerchen auf das weiß und grün gestreifte Atlassopha gemalt. Das Sopha war bald nach der Hochzeit der Eltern von der Frau Aebtissin im Kloster Langenstein gekauft und bisher unversehrt erhalten worden; denn nach jedem Gebrauch wurde es sorgfältig wieder eingehüllt. Diese rothen Männerchen hatten uns selbst so in Schrecken gesetzt, daß wir uns willig in das Verbot, die Stube nicht zu betreten, fügten. Um uns bei guter Laune zu erhalten, gab uns die Mutter Aepfelschaale, etwas Seltenes, denn es war um Pfingsten, zu essen, und die Tortenschüsseln durften wir auslecken. Am Morgen des Festtages, als der Barbier Vater und Mutter frisirt hatte, mußte er uns Jungen vornehmen, das Haar säubern, einschmieren und ordnen, und der Vater erwähnte dabei zu unserem Schrecken, daß bald an Haarbeutel und Toupees für uns gedacht werden müsse. Der superkluge Barbier versicherte, es gebe kein vortrefflicheres Hilfsmittel bei der Edukation als eine regelrechte Frisur, die jungen Herrn müßten da behutsam einhergehen,

und man konnte ihnen leicht ansehen, in welchen Ecken sie gesteckt hätten. Die Drohung ging aber nicht so bald in Erfüllung, der Vater war genau und fürchtete den unnöthigen Kostenaufwand dieser Neuerung.

Die erwarteten Stadtgäste waren angekommen, wir Kinder in vergnüglicher Aufregung lugten durch die Thürritzen, und leckten und naschten in Küche und Speisekammer umher. Doch zu Tische mußten wir erscheinen, der Herr Superintendent redete uns lateinisch an, und der Vater hörte mit Stolz die Verwunderung dieses hochwürdigen Mannes über unsere Geläufigkeit in dieser Sprache. Ich freilich nahm weniger Theil daran und räumte gern meinen älteren Brüdern das Feld der Ehre ein. Desto lebhafter betheiligte ich mich am Mittagsessen, wir durften uns heute selbst nehmen, und wenn uns auch Fieke zuweilen eine Schüssel angstvoll entriß, so erhoben wir uns doch mit vollem steifen Magen von der Tafel. Der Kaffee sollte vor dem Gehölze getrunken werden, eine Sache, die sehr selten vorkam, wir Kinder waren glücklich darüber, wir durften auch Körbe dahintragen. Mir wurde der Kuchen zu Theil, Fieke aber sagte in des Vaters Gegenwart: Die Stücke sind gezählt, Ludwig. Der Vater sah mich drohend an, und der Kuchen wäre ohne Zweifel sicher gewesen, wenn auch nicht schon mein übervoller, unbehaglicher Magen mich vor der Versuchung bewahrt hätte. Die Herren saßen mit den langen Pfeifen und die Damen mit Strickzeugen unter den hohen Eichen, und wir hielten uns ehrbar dabei; denn der Vater war ja zugegen. Nach dem Kaffee wünschten die Demoiselles sich Maiblumen

zu suchen, und wir drei ältesten Jungen erhielten die Weisung, ihnen die Stellen zu zeigen, wo sie am meisten zu finden waren. Die Demoiselles hatten weiße Kleider an mit Rosaschleifen und hohe Toupees und Hackenschuhe. Sie konnten nicht gut mit uns fort, und wir kicherten und kamen bald in die beste Laune, alle Galanterie und allen Respect aus den Augen zu setzen und nur unseren losen Einfällen zu folgen. Als die schönen Wesen eben entzückt die zarten Blumen sammelten, attakirten wir sie vom nahen Fahrwege mit trockenem Pferdemiste, der dort in großer Auswahl lag. Die Damen sahen sich verwundert um, wir hatten uns versteckt und erneuerten nach einer Pause den Angriff noch heftiger. Jetzt erblickten sie uns durch das Gebüsch, sie zankten gewaltig und verließen den Platz mit der Drohung, diese Frevelthat sogleich den Eltern zu berichten. Das machte uns doch etwas bange, und am Ausgange des Waldes überlegten wir, ob es räthlich sei, zu der Gesellschaft zurückzukehren. Lieber unsichtbar bleiben, bis sie abgetrollt sind! schlug ich klüglich vor, und meine Brüder waren gleicher Ansicht. Wir machten einen Umweg und trieben uns bis zur Dämmerung im Dorfe umher. Unsern Rückzug nahmen wir vorsichtig durch die Hinterthür, ich, als der Schlaueste, mußte sogar noch voran und recognosciren. Die dicke Kutsche war richtig vom Hofe, und im Flur und in der Küche war es mäuschenstill, getrost winkte ich meinen Kameraden, näher zu kommen; doch kaum waren wir in der Nähe der Küchenthür, als die Mutter hervorsprang und mit dem Ausklopferöhrchen wacker auf uns loshieb. Wir

wollten behende vorn zur Hausthür hinaus, die war aber verschlossen, und hinterlistiger Weise that Fieke mit der Hinterthür das Gleiche. Dazu sagte sie: Wenn ihr lärmt, hört es der Vater, und dann seid ihr unglücklich! Es ist dies das einzige mal, dessen ich mich erinnere, daß uns die beiden Frauen derb abgeprügelt haben. Die Mutter war aber aufs Höchste gereizt; denn die Frau Superintentin und die Demoiselles hatten sich über den Schimpf und über die häßlichen Schmutzflecke auf den weißen Kleidern nicht beruhigen wollen. Die Mutter hatte sie dringend gebeten, zu schweigen und dem Vater diesen Kummer und Aerger zu ersparen, und die Gäste mit dem festen Versprechen entlassen, die Knaben exemplarisch zu bestrafen. Fieke hatte das bekräftigt und ihre Hilfe dabei angelobt, ja Fieke hatte darauf alles mit großer Umsicht angeordnet, und sorgsam aufgelauert und der guten Mutter das Gewissen geschärft, und so war das Stück vortrefflich gelungen.

In demselben Jahre im Oktober waren wir wieder vor den hohen Eichen; es war ein kalter Abend, der Himmel voll dunkler Wolken. Unsere Hände waren steif gefroren; aber wir suchten doch Holz zusammen zu einem Feuer, um einige Taschen voll Kartoffeln, die damals noch selten waren, und die wir uns heimlich verschafft hatten, hier zu braten. Ein Nachbarsjunge war als Wache ausgestellt, um den Fußsteg jenseits der Wiese zu beobachten und zu rufen, wenn der Vater dort aus dem Walde träte. Obgleich wir diesen von seinem Ausfluge nach dem nächsten Dorfe noch nicht zurückerwarten konnten, so waren

wir doch vorsichtig, weil wir auf eine harte Strafe zu rechnen hatten, wenn wir hier von ihm überrascht wurden; denn erstens sollten wir auf seiner Studirstube während der Zeit arbeiten, und zweitens hatte er uns strenge verboten, von der Kartoffelfrucht, die uns dumm mache und nur für das Vieh geschaffen sei, zu essen. Das Feuer war eben im herrlichsten Prasseln, als der Junge rief: He kimmet! In angstvoller Hast warfen wir Steine und Erde über die Flamme; aber der Vater stand vor uns, als der Wächter die Worte kaum ausgesprochen hatte. Der dumme Bengel hatte aufmerksamer auf die versprochenen Bratkartoffeln geschaut als auf den Weg und war nun eben so bestürzt als wir. Zu unserer Verwunderung aber sagte der Vater nur: Kommet schnell, Knaben, eure Mutter ist krank. Wir wußten nicht, daß die Mutter einen Blutsturz bekommen und Fieke dem Vater schnell einen Boten deshalb geschickt hatte. Als wir nach Hause kamen fanden wir große Bestürzung. Der Doktor war da, hatte die Sache für bedenklich erklärt, und Katharinchen, unser kleines Schwesterchen, saß in der Wohnstube und weinte: die Mamma werde sterben, und die schwarzen Männer würden sie in die Erde graben. An diese Möglichkeit hatte ich noch nicht gedacht, und ich fühlte zum erstenmal in meinem Leben, daß mir die Mutter die Liebste war auf der ganzen Welt, und ich konnte mir gar nicht denken, wie wir wohl ohne die Mutter leben sollten. Fieke gebot uns die größte Ruhe, und mir sagte sie, ich sollte Katharinchen unterhalten, daß sie nicht mehr weine; sie wußte wohl, daß ich es am

besten konnte, und das Kind kam auch am liebsten zu mir. Heute erzählte ich ihr mit schwerem Herzen die Geschichte von dem unartigen Zicklein, das die Kinder hänselt, auf der Weide immer satt ist und daheim die Kinder bei der Mutter verklagt. Katharinchen schlief darüber ein, und wir wurden auch früher zu Bette geschickt und schliefen auch ein und tröfteten uns, es möchte nicht so schlimm sein und die Mutter wieder gesund werden. Mitten in der Nacht aber wurden wir geweckt, Fieke hieß uns eilends aufstehen und zur Mutter kommen, sie wolle nun sterben, der Blutsturz sei wieder gekommen und alle Hoffnung vorbei. Zitternd und bebend fuhren wir in die Kleider, wir weinten laut und nur Fiekens dringende Mahnung, der armen Mutter das letzte Stündlein nicht gar zu schwer zu machen, gab uns etwas Ruhe. Fieke hatte uns eher rufen müssen als den Vater, die Mutter hatte uns allein sprechen wollen, späterhin habe ich erst eingesehen, daß sie mit dem Vater nicht glücklich war und wir Kinder ihr größter Trost und ihre Freude waren. Sie saß jetzt hoch in die Kissen gelehnt und sah so bleich wie das weiße Leinen aus. Lieben Kinder, ich sterbe nun, sagte sie sanft, ich gehe nun zu dem lieben Gott und zum lieben Heiland und zu den Engeln, und nun seid fromm und gut, daß ihr auch in den Himmel kommet! Wenn ihr gottlos werdet, kann ich auch nicht selig sein, sagte sie und fing bitterlich an zu weinen. Wir weinten und konnten kein Wort reden. Sie reichte uns die Hand. Wollt ihr fromm werden? fragte sie. Wir schluchzten und sagten: Ja. — Wenn ihr sterbet,

fuhr sie fort, dann sollt ihr das Verslein sagen: „Christi Blut und Gerechtigkeit, das ist mein Schmuck und Ehrenkleid; damit will ich vor Gott bestehn, wenn ich zum Himmel werd eingehn.“ Wir mußten das uns schon früher von ihr gelehrte Lied nachsprechen, — und denket an mein Sterben oft, sprach sie weiter, und saget immer das Verslein, eurer lieben Mutter zum Andenken, und wenn ihr die Sterne am Himmel seht, da denket, daß ich auf euch blicke, und wenn ihr fromm seid, ist mein Herz selig, und wenn ihr gottlos seid, weine ich mein Engelskleid naß. O du mein lieber Ludwig, sagte sie mit einemmal und schloß mich in ihre Arme, um dich bin ich am meisten bange, du hast einen leichten Sinn und heißes Blut, o du mein geliebtes Kind, sage den Vers, mit dem du sterben willst. Ich sagte schluchzend den Vers und küßte der Mutter die Hand. Da kam der Vater; ich weiß nicht was er sprach, mein Herz wollte springen vor Schmerzen, und es währte auch nicht lange, als der Vater sagte: Sie ist eingeschlafen. Nie habe ich diese Nacht vergessen, nie der Mutter bleiches Gesicht, ihren bittenden Blick, ihre liebevolle zitternde Stimme, und in welche Versuchungen und Kämpfe das Leben mich führte, ihr Bild war es, das mich überall hinbegleitete und mir rettend zur Seite stand.

Als der Mutter Tod im Dorfe bekannt wurde, kamen viele Arme und klagten und weinten über den Verlust ihrer Wohlthäterin. Wer sollte sie nun in der Noth unterstützen, in der Krankheit trösten? — Hat denn die Selige sich um die Leute bekümmert?

hörten wir den Vater die alte Fieke fragen. — Freilich hat sie das, entgegnete Fieke, nie beim Tageslicht, die Engel aber haben die Thränen gezählt, die sie getrocknet hat. — Wir Kinder mußten weinen, als wir das hörten; wir wußten es aber wohl: wir hatten die Mutter fast täglich in der Dämmerung das schwarze Mäntelchen umhängen und darunter allerhand Dinge verbergen sehen, ja nicht selten hatte ich ihr ein Töpfchen oder einen Arm voll Holz nachtragen müssen.

Nach dem Tode der Mutter wurde es anders in unserem Hause, besonders für uns Kinder, und wir merkten nun erst, was wir an ihr gehabt hatten. Wenn wir aus des Vaters Studirstube kamen, meinten wir, sie müßte mit Käthchen am Fenster sitzen, uns freundlich ansehen und die nicht selten rinnenden Thränen trocknen. So war es aber nicht, Käthchen saß allein am Fußtritt und machte Sandhäufchen mit der seligen Mutter Fingerhut oder zupfte Seidenläppchen, welche die Mutter noch zugeschnitten hatte. Wenn das Glück gut war, saß Fieke neben ihr, und um dies so viel als möglich zu erlangen, half ich ihr in allen Stücken bei der Hausarbeit. War sie fertig, so mußte sie erzählen, und weil wir so verständig und ruhig geworden waren, war sie guter Laune und that uns viel zu Liebe.

Es war eines Nachmittags, drei Wochen vor Weihnachten, ich kam weinend aus des Vaters Studirstube und ging zu Fieken in die Küche; meine Ohrzipfel brannten wie Feuer, — des Vaters Mode war, uns zu kneifen, wenn wir nicht antworten konnten,

und das kam bei mir freilich oft vor. Ach du lieber Gott, was soll aus dem Jungen werden! sagte Fieke seufzend, er kann nichts begreifen! — Fieke, sagte ich kummervoll, einmal hat die Mutter gesagt, es gäbe viel Leute, die nicht gelehrt waren, und wären doch brav, und die Welt wäre groß, dem einen glückte es so, dem andern so, ist das nicht wahr? — Ja, ja, Kind, das ist wahr, entgegnete sie tröstend, und wer weiß, wo dein Glücksbaum gewachsen ist! — Wer weiß, wo dein Glücksbaum gewachsen ist! das klang wie schöne Musik in meinen Ohren, meine Gedanken schweiften immer gern weit weg, sie spazierten weit lieber in allen fünf Welttheilen auf herrlichen Abenteuern umher, als in der lateinischen Grammatik. Daß Fieke meinen Glücksbaum auch weit fortgepflanzt, war mir sehr tröstlich, und ich ließ ihr keine Ruhe: das Kapitel müßte weiter verhandelt werden. Ich blieb in der Küche, putzte des Vaters lange Stiefeln und manövrirte die Alte geschickt dahin, wohin ich sie haben wollte. Nun, mit dem Oheim da in Bremen war es ja eben so, sagte sie, mit dem Ludwig, und er heißt so, und du heißt so, und es soll mal einer nicht von Schicksal sprechen! — Mein Oheim Ludwig war ein jüngerer Stiefbruder meines Vaters. Der Großvater, der meines Vaters Vorgänger im Amte war, heirathete eine Frau aus Bremen, die den kleinen Ludwig mitbrachte. Der Junge aber konnte und wollte nichts lernen, was für Mühe sich auch der selige Großvater gab; er mußte zurück und zu seiner Mutter Bruder nach Bremen und wurde Schiffskapitän, ja er sollte noch leben

und ganz wohlhabend sein. Die Eltern hatten von dem Oheim nie gesprochen, und wir Kinder nahmen kein Interesse an dieser für uns ganz unbekannten Person, bis ein Bauer aus dem Orte, der seinen auswandernden Vetter nach Bremen geleitete, uns erzählte, er habe in Bremen den Oheim Ludwig gesehen, der habe dort ein großes Haus und habe viele Schiffe und sei ein steinreicher Mann. Das zündete in meinem Kopfe ein neues Feuer an; ich wollte mehr von dem Oheim wissen, aber der Vater war so kurz bei meinen Fragen, und die Mutter so schweigsam, und Fieke sagte geradezu, ich sollte nicht von dem Oheim sprechen, der habe meinen Eltern gar so viel Kummer gemacht. Seitdem aber die Mutter todt war, und Fieke niemanden hatte, sich auszusprechen, und ich ihr immer ein so treuer Gesellschafter war, war es mir hin und wieder gelungen, sie auf Oheim Ludwig zu bringen. Warum heiße ich nur auch Ludwig? fragte ich heute. Fieke entgegnete gesprächig und geheimnißvoll: Weil deine Mutter es wollte; denn damals war die Nachricht eingelaufen, dein Oheim wäre auf der See umgekommen, und es war doch nicht wahr, und du solltest zum Andenken an ihn seinen Namen tragen. Fieke erzählte nun noch, daß der Oheim eigentlich meine Mutter heirathen wollte, aber die Großmutter, mit der sie dort im Predigerwittwenhause wohnte, wollte es nicht gestatten und gab unserm Vater das Jawort, weil dieser schon Adjunctus von der schönen Stelle war und ein braver Herr und ehrlich im Lande blieb, während sein Bruder Ludwig sich viel auf dem Meere und in fernen Landen um-

hertreiben mußte. Die Mutter hat erst nicht gewollt, hat aber endlich ja gesagt und ist immer still und in sich gekehrt gewesen, bis die Kinder sie haben wieder froh gemacht, und die Kinder sind immer ihres Herzens Freude gewesen. Oheim Ludwig hat aber nie geheirathet, alle Jahre kommt er nach Bremen, wo er ein Haus hat, aber alle Jahre geht er auch über das Weltmeer, und seine Anhänglichkeit an seine Heimath ist noch so groß, daß er dem Kantor alljährlich hundert Thaler schickt für die Armen, er nennt seinen Namen dabei nicht; aber der Kantor hat es gleich gewußt, und Vater und Mutter hatten es gewußt, sie sprachen nur nicht davon. Ja in früherer Zeit ist der Oheim auch heimlich hergekommen, aber nicht auf die Pfarre, dem Vater war er todtfeind, aber Fieke hat ihn jedesmal gesprochen, und ihm endlich gesagt, es wäre wohl am besten, er bliebe in Bremen, und das hat er seit zehn Jahren gethan. Ich habe den Jungen immer wie mein eigen Kind lieb gehabt, fuhr Fieke fort, er war freilich ein fauler Junge und machte grausam tolle Streiche; aber er hatte ein warmes Herz und konnte auch wieder gute Worte geben. Eines Tages, ich denke noch daran, es war im März, der Schnee ging mit einemmal weg, der Bach war eine offenbare See, da jubelte unser Ludwig, es sei doch nun hier wie in Bremen und einmal vernünftig anzuschauen. Daß er dort an dem alten Weidenstamme seine Niederlassung hatte, waren wir schon gewohnt, eine ganze Flotte mußte da vom Stapel laufen, er konnte die kleinen Kähne gar geschickt schnitzen und war auch allen Handwerken gewachsen,

Mit der Flotte aber war es an dem Tage nichts, die kleinen Dinger ſtrudelten in die weite Welt. Was thut der Junge da? er holt ſich den großen Waſſerkübel und die Mußrühre dazu, er ſtellt es ins Waſſer, ſpringt hinein, und da gings luſtig auf den Mühlenwieſen herum. Aber die Leute kamen, und der ſelige Großvater und die Mutter wurden hinausgerufen, ſie ſtanden am Ufer, zankten gewaltig und riefen; denn der Kübel kam in den Strom und wollte nach dem Mittelwehr treiben. Sie meinten ſchon, der Junge ſei verloren; der aber hantirte mit der Mußrühre ſo geſchickt und landete genau vor ſeiner Mutter Füßen. Ich ſehe ihn noch, wie er verwegen aus dem Kübel ſprang. Aber vor Vergnügen vergaß er, das Ding zu halten, dahin ging es, und wir habens nicht wieder geſehen. Eine Waſſerratte werde ich und will nichts anders und mag nichts anders werden! ſagte er von da an, und mit dem Lernen war es ganz aus ſeitdem, und der ſelige Großvater hat ihn nach vielem Aerger zu dem Bruder ſeiner Frau nach Bremen gethan, und iſt da wirklich eine Waſſerratte geworden. Als er fort war, ging es bei uns weit ruhiger her, dein Vater und ſeine beiden Brüder waren artige ſtille Jungen und ſind ſo gelehrte Herren geworden; aber den Ludwig habe ich doch nicht vergeſſen können, weil er ſo munter und ſo bereitwillig und, wie man ſagt, Hans in allen Ecken war. — Fieke, du meinſt, ich gleiche dem Oheim? fragte ich darauf, und mein Herz pochte ſo heftig, ich glaubte, die Alte müßte es hören können. — Du gleichſt ihm und haſt ſeinen Namen, und dein Schickſal iſt, daß

du nichts lernen kannſt, und ich ſage: wer weiß, wo dein Glücksbaum noch wachſen wird!

Meine großen Stiefeln waren fertig geputzt, und es trieb mich gewaltſam aus der kleinen Küche, meine Bruſt war zum Zerſpringen voll. Ich lief ſchnell durch den Garten und die Stufen hinauf nach dem Kirchhofe. Es war tiefe Dämmerung, die Sterne leuchteten über der Mutter Grabe. Liebe Mutter, ſagte ich leiſe, ich muß es dir nur bekennen, ich halte es hier nicht aus, ich muß in die weite Welt, es iſt nur gut, daß du dort oben biſt, ſo kannſt du immer bei mir bleiben, wenn ich auch weit fort bin. — Ich hatte die Hände gefaltet, ſchaute in die hellblinkenden Sterne, und es war mir unausſprechlich wohl zu Sinne. Da ſah ich plötzlich durch die Dämmerung eine Geſtalt mir näher kommen, ich erſchrak, es war ein Mann, den ich hier noch nie geſehen. — Wie heißt du, mein Sohn? fragte er freundlich. — Ludwig, war meine Antwort. — Ludwig? wiederholte er langſam, dann ſtrich er mir das Haar aus der Stirne. Ja ſie iſt es, ſagte er, und ich ſah Thränen über ſeine Backen laufen. — Ich heiße auch Ludwig, fügte er noch hinzu, und nun geh, und ſage, die alte Fieke möchte herkommen; es will ſie jemand ſprechen; aber ſag es niemanden weiter.

Athemlos trat ich in die Küche, und eben ſo theilte ich meinen Auftrag mit. Am liebſten wäre ich noch einmal mitgelaufen; aber Fieke wies mich in die Stube zu Katharinchen, die nicht mehr allein in der Stube ſein wollte, und ich mußte ſchon gehorchen. In der Stube war es dunkel, ich ſetzte mich mit der klei-

nen Schwester an den Feuerschein vor die Ofenthür, meine Phantasie ging mit mir durch, die Geschichte vom Oheim stand vor mir und mein ferner Glücksbaum ebenfalls. Ich war froh, daß ich dem Kinde erzählen konnte was aus mir werden würde, und wo ich hin wollte, und sie mußte mir sagen, was ich ihr mitbringen und schenken sollte. Von Gold aber mußte alles sein, unter dem wollte ich es nicht thun, und Katharinchen bestellte sich ein goldenes Kütschchen und einen goldenen Pompadour. Fieke kam wieder und sagte kein Wort und in ihrem ganzen Wesen fand ich die Aufforderung, auch zu schweigen. Ich war stolz auf dieses Geheimniß; aber ich konnte kaum die Zeit erwarten, wo die anderen zu Bette gingen, und ich mit Fieken allein war. Ja, der Oheim war es gewesen, er lebt in Bremen als ein reicher Mann, er war in der Nähe durchgekommen, er wollte der Mutter Grab besuchen und von uns Kindern hören, weiter wollte er aber nichts, und ganz in der Stille wieder fortgehen.

Seit diesem Tage ging eine große Veränderung in mir vor, der Oheim Ludwig sollte in allem mein Vorbild sein, alles, was er nach Fiekens Erzählungen unternommen, that ich ihm nach. Dabei lernte ich freilich immer weniger, der Vater war unzufrieden, ich hatte schwere Tage, und nur der Gedanke einer goldenen Zukunft war mein Trost. Alle Zeit, die ich erübrigen konnte, saß ich hinten am Bache; meine Brüder verführte ich auch dazu. Freilich hatten diese nicht so dumme Gedanken dabei als ich. Wir ließen Flotten schwimmen, machten Wasserbauten, so viel es

Winter und Wetter zuließen. Eines Tages saß ich auf dem alten Weidenstumpfe und baumelte mit den Füßen über dem Wasser, mit Vergnügen sah ich, wie das Wasser sich über ein kleines Wehr in mein Seitenbächlein stürzte, während meine Brüder mehrere Schiffchen darin flott machten. Ich baumelte aber nicht lange, als auch einer meiner Schuhe flott wurde und lustig im Hauptbette des wasserreichen Baches dahintrieb. Erschrocken lief ich erst eine Strecke nebenher, meine Brüder jammerten mit mir, ich suchte mir eilig eine lange Ruthe, um den Schuh zu angeln, während dessen aber war er meinen Blicken entronnen. Nun war guter Rath theuer, wenn ich nur erst glücklich bei Fieken in der Küche war! zwar schalt sie gewiß, aber davor bangte mir nicht. Um den fehlenden Schuh etwas zu ersetzen, malte ich auf den weißen Strumpf einen von Morast. Wer nicht genau hinsah, war damit zu täuschen; aber mein Vater sah in allen Stücken genau, und er stand gerade in der Hofthür, als wir ankamen, und es gab gehörige Prügel und das strenge Gebot, nicht wieder am Bache zu spielen.

Ostern wurde ich mit meinem zweiten Bruder Johann konfirmirt, und da sprach der Vater seinen Entschluß aus, ich solle ein Handwerk lernen oder sonst einen ungelehrten Beruf erwählen. Er war dabei so freundlich und herzlich, daß meine heimlichen Beschlüsse fast wankend wurden. Von da an lernte ich kein Lateinisch mehr und hatte es weit besser. Als aber die lustigen Sommervögel kamen, kamen auch meine lustigen Gedanken wieder, und als die Bäume außen grünten, gedachte ich meines fernen Glücks-

baums, und ich konnte kaum vor meinen Brüdern meine stolzen Pläne verbergen, besonders wenn sie von der gelehrten Schule sprachen, für die sie auf Michaeli bestimmt waren, und mich armes Schuster- oder Schneiderlein nannten. Einmal nur hatte ich in des Vaters Gegenwart scherzend das Seemannsleben gerühmt, da hatte er mich zornig angesehen und gesagt, sich zwischen das Seevolk begeben, sei so gut, als sich dem Teufel verschreiben. Dies waren die Vorbereitungen zu dem Ereigniß, das nun kam und das mir unvermeidlich schien, weil Fieke mich gelehrt hatte, es als mein Schicksal zu betrachten. Am Johannistage feierte ich meinen fünfzehnten Geburtstag und acht Tage darauf traten wir die längst besprochene große Reise zu dem Onkel Johann an. Dieser war Pfarrer im Hannöverschen und mit ihm wollte der Vater über seine Jungen berathen. Der Ort, wohin meine Brüder sollten, war noch nicht bestimmt, auch nicht mein Handwerk. Katharinchen blieb mit Fieke zu Hause, ich nahm von beiden zärtlich Abschied: ich wußte, was ich vor hatte, aber besonders traurig war ich nicht, ich dachte nicht an die Trennung, ich dachte an mein Wiederkommen so stolz und groß, und an das goldne Kütschchen und den Pompadour die ich mitbringen wollte. Unsere Reise ging glücklich vor sich, ein Bauer war für die ganze Zeit gedungen, zwei Nächte waren wir unterwegs, ehe wir nach dem Städtchen kamen, wo mein Onkel Pastor war. Ich hatte mir die Richtung vorher auf der Karte genau angesehen, Minden war die erste große Stadt, die wir passiren mußten, in derselben

Richtung nach Osten und nur wenig nördlich ging es weiter. Bremen waren wir vielleicht nur sechs Meilen näher gekommen; aber ich war einmal in der Fremde und war einmal auf der Reise, jetzt oder nie war die Gelegenheit gekommen, meinen heimlichen Plan auszuführen und zum Oheim Ludwig zu entlaufen.

Mein Oheim Johann war nicht sehr freundlich gegen mich, er kannte mich schon aus des Vaters Briefen und hielt mir jetzt lange Ermahnungen über die Folgen der Trägheit und einer unnütz vergeudeten Jugend, während meine Brüder sehr von ihm gelobt und oft in lateinischer Sprache angeredet wurden. Was über mich beschlossen wurde erfuhr ich damals nicht, Besonderes mußte es nicht sein; denn ich hörte die Tante, die eine stolze Frau war, einmal sagen: Ein Flecken ist es doch immer für unsere Familie, wenn ihr den Jungen da hingebt!

Die erste Nacht that ich fast kein Auge zu. Es war heller Mondenschein, und ich überlegte mir schon die Gelegenheit, wie ich entwischen könnte. Wir schliefen zu ebener Erde; wenn ich erst im Garten war, konnte ich leicht bei dem alten Thurme über die Mauer klettern, und dann lag die weite Welt vor mir. Die zweite Nacht schlief ich schon besser. Die Tante hatte uns den Tag über mit Kuchen und Braten traktirt, und es stand für den folgenden Tag eine besondere Festlichkeit in Aussicht, die ich erst abwarten wollte. Ein königlicher Prinz und kommandirender General sollte den Ort passiren, das Militär aus den benachbarten Garnisonen war kommandirt, die Stadt sollte erleuchtet werden, Ehrenpforten waren schon ge

baut, des Oheims Haus wurde für viele Gäste zugerichtet, und Kuchen und Braten ſtanden wieder reichlich in Ausſicht. Es lief auch alles ſo herrlich ab, daß ich mir bedenklich überlegte, wie ſo etwas ſchwerlich im Seeleben vorkommen würde, und als ich der Tante dienſtfertig und flink zu Händen ging und ſie meine Geſchicklichkeit rühmte und ſcherzend ſagte, an mir ſei ein talentvoller Bediente verloren, dachte ich: Ei, ein Bedienter, vielleicht bei dem König, wo du immer ſo köſtliche Schüſſeln aufzutragen hätteſt, wäre nicht übel! Nachdem unſere Gäſte ſich den Tag mit Eſſen und Trinken vertrieben hatten, kam endlich die Zeit, wo der hohe Gaſt erwartet wurde. Der Oheim ſtand mit den übrigen Ortsbehörden vor der Poſthalterei, die Frauen ſtanden an den offenen Fenſtern und wir Jungen hatten uns dicht an den Oheim gedrängt, um der Sache gehörig nahe zu ſein. Um uns ſtanden aber auch Stadtkinder, und als der Wagen vorfuhr, das Gedränge und die Verwirrung ſtiegen, ſprang ich auf die Steinbank, die vor dem Hauſe war. Mein Vater hatte uns zu dieſer Reiſe in aller Eile eine Friſur angethan, wir waren gepudert, ein falſcher Zopf war uns künſtlich an das kurze Haar gebunden und zwei Locken klebten an jeder Seite unſerer Stirne. Als ich auf die Steinbank ſprang, hatte der Oheim ſeine feierliche Anrede begonnen; mit einemmale ſtockte er, er ſah mich ängſtlich an, und indem ich mich noch höher auf die Zehen ſtelle, den Mund noch mehr aufſperre, um den Inhalt des Wagens zu erforſchen, ſpringt ein abſcheulicher Bengel nach meinem Zopfe und behält ihn natürlich in der Hand. Ein Gelächter

entstand um mich, selbst die königliche Person lächelte: aber mein Vater riß mich in dem Augenblicke von dem Stein und zog mich in die Menge. Hier hörte ich Unglücklicher erst, wodurch ich den Onkel aus dem Kontexte gebracht. Beim Drängen durch die Menge hatte ich an der einen Seite die Locken verloren, die Stadtjungen merkten bald das Unächte meiner Frisur und attakirten deßhalb auch meinen Zopf. Ich war dabei so unschuldig wie die liebe Sonne; aber der Vater schrieb alles meiner Wildheit zu, meinen ungehobelten Manieren, wie er sagte, und des Oheims wegen mußte schon eine Strafe auferlegt werden. Kurz und gut, ich mußte in unsere Logirkammer spazieren, der Vater schloß hinter mir zu und ging wieder nach dem Platze, der mir jetzt als der Inbegriff alles Vergnügens und aller Herrlichkeit der Welt erschien. Ich stand jetzt allein und weinend am offenen Fenster meiner einsamen Kammer; erst hörte ich das Hurrahrufen der Menge, dann die köstliche Militärmusik. Der hohe Gast hatte bestimmt, hier ein Souper einzunehmen; mein Vater und mein Oheim waren dabei; meine Tante wollte mit ihren Bekannten vom Nebenzimmer aus die Sache anschauen; sicher standen meine Brüder mit wohlgerettetem Zopf und Locken neben ihr, und wer weiß, welche herrliche Leckerbissen von der fürstlichen Tafel in ihre Mäuler flogen! — Der Tag war zu Ende, aber der Mond schien so hell als der Tag. Im Hause war es mäuschenstill. Die alte Frau, die das Haus hüten mußte, saß vor der Thür nach der Straße hin. Ich schaute auf den stillen Hof; ich sah, wie ein Kätzchen mit einem Strohhalme spiel-

te, ich sah, wie der Mondenschein auf den Weinblüthen ruhte, und ich steckte meine heiße Nase und Stirn in den kühlenden Duft. Die Militärmusik spielte unter den Fenstern der Speisenden eine schöne Melodie nach der andern; mir wurde es immer weher und weher zu Sinne. Jetzt oder nie! rief da mit einemmal mein unruhiges Herz. Hier hältst du es nicht aus, es ist eben ein Fingerzeig Gottes, solche Gelegenheit findet sich nicht wieder. Liebe Mutter, sagte ich und schaute mit gefalteten Händen nach den schimmernden Sternen, du willst gewiß nicht, daß ich soll ein Schneider werden, die Welt ist groß und weit, und mein Glücksbaum ist in der Ferne gewachsen, und du schaust immer auf mich nieder, und deinen Vers vergesse ich nicht." — Ich betete mit leiser Stimme: „Christi Blut und Gerechtigkeit, das sei mein Schmuck und Ehrenkleid, — ja in meiner Gewissensangst, die meinem sündlichen Vorhaben doch gern den Schein der Gottesfurcht geben wollte, schlug ich noch in des Vaters Bibel den dreiundzwanzigsten Psalm, der Mutter Lieblingspsalm, auf: „Der Herr ist mein Hirte, mir wird nichts mangeln, — und ob ich schon wandelte im finstern Thal, fürchte ich kein Unglück; denn du bist bei mir, dein Stecken und Stab trösten mich." Ich weinte bittere Thränen der Rührung dabei, ja ich täuschte mich auf alle Weise. Es ist einmal mein Schicksal und es geht nicht anders! sagte ich seufzend.

Ich hatte eben die genannte Stelle mit einem Zeichen versehen und wollte so die Bibel auf den Stuhl vor des Vaters Bett legen; da klirrte der Schlüssel in der Thür; und erschrocken wandte ich

mich um. Es war die alte Frau, die Hüterin des Hauses, sie fand mich weinend über der Bibel. — Ach du liebes, armes Kind, sagte sie mitleidig, mußt hier allein sitzen! wenn ich dich nur fortlassen könnte! — Nein, nein, sagte ich hastig, lasse Sie mich nur! — Aber essen, mein Kind, mußt du doch! — Ich wollte auch das nicht, eine innere Hast trieb mich, sie los zu werden und mich aus dem Staube zu machen. Jetzt oder nie! rief eine bange Stimme in mir. Sie ließ es sich aber nicht ausreden, ich mußte Essen haben. In der Absicht, mir etwas zu holen, ging sie hinaus. Jetzt packte ich eilig mein Bündel und legte die aufgeschlagene Bibel auf den bestimmten Platz. Ich stand wie auf Kohlen, schon hatte die Musik aufgehört zu spielen, schon hörte ich wieder das Hurrahrufen des Volkes; sicher hatte der Prinz seine Weiterreise angetreten. Da kam endlich die Alte; sie brachte Butterbrod und Kirschen und tröstete mich, die Sache sei nun zu Ende, die Leute kämen jetzt zurück. Kaum war sie aus dem Zimmer, so stieg ich aus dem Fenster, ging leise über den Hof und durch den Garten und schwang mich am alten Thurme über die Mauer. Noch hundert Schritte durch eine Apfelplantage, und ich stand auf der Heerstraße. Richtig die Heerstraße nach Bremen, das hatte ich alles vorher ausgekundschaftet; zehn Meilen hatte ich bis zu meinem Ziele. Wenn du doch jetzt Siebenmeilenstiefel hättest! dachte ich und lief dabei in starkem Trabe vorwärts. Ich war von Angst erfüllt über meine entsetzliche That. Ich erschrak vor meinen eigenen Tritten: ich glaubte, ich würde verfolgt, und

verkroch mich alle fünf Minuten im Weggraben. Solltest du nicht lieber umkehren? fragte ich mich zitternd. Nein, das ist unmöglich. Wie würde es dir da ergehen? Bremen, der gute Oheim, die Seereisen, die fernen Welttheile, die Abenteuer, Katharinchens goldnes Kütschchen lockten vorwärts. Mit einemmal hörte ich ein Posthorn durch die stille Nacht; ja, still war es sonst auf dem Wege, alles Leben war nach der anderen Seite, nach Hannover zu, mit dem königlichen Prinzen gezogen. Kommt dies Posthorn mir entgegen oder hinter mir? fragte ich gespannt. Es kam hinter mir und zwar nicht schnell fuhr der Wagen. Der Postillon war im Blasen; oh, wie die Melodie mich wieder wehmüthig machte! meine selige Mutter hatte sie oft gesungen: Dort oben auf jenem Berge, da steh ich wohl tausendmal, auf meinem Stabe gebogen, und schaue hinab in das Thal. Jetzt war der Wagen an meiner Seite, der Postillon hörte auf zu musiciren und sah mich neugierig an. Ich nahm mir den Muth und bat ihn um ein Plätzchen neben ihm auf dem Bocke. Wohin denn so spät? fragte er. Ich will nach Bremen, entgegnete ich; da es am Tage so heiß ist, gehe ich lieber des Nachts, — noch lieber führe ich aber, setzte ich spaßend hinzu. — Du mußt schnell hier auf die Deichsel springen, sagte der gutmüthige Bursche leise, ganz stille halten darf ich nicht, sonst wacht der Schirrmeister drinnen auf, und das ist ein Isegrimm, der nimmt auch keine Laus als blinden Passagier mit. — Ich folgte flink seiner Weisung und saß eins, zwei, drei neben ihm. Wir hörten jetzt den Schirrmeister sich im Wagen räus-

pern, da spielte mein kluger Schwager wieder seine Melodie, um den Isegrimm einzuschläfern, und nun ging es schnell auf dem festen Sommerwege weiter. Ich war überglücklich. Liebe Mutter, dachte ich in meiner kindischen Thorheit wieder, ich danke dir, du hast sicher beim lieben Gott für mich gebeten, daß alles so gut glücken muß! Der Postillon wollte nun meine Abkunft wissen und das Woher und Wohinaus. Die Wahrheit durfte ich natürlich nicht sagen; ich erzählte ihm daher nach Kräften, aber mit dem Pochen des bösen Gewissens, Mährlein vor, und wenn der gute Bursche nicht gar zu dumm gewesen wäre, so hätte er den Lügengeist bald herausfinden müssen. Meine Gesellschaft schien ihm aber sehr zu gefallen; er bewunderte meinen Muth und meine Klugheit und gab mir guten Rath, wie am besten nach Bremen zu kommen sei. Dieser Wagen geht bis Verden, sagte er; auf der nächsten Station will ich schon meinen Kameraden bereden, daß er dich mitnimmt; wir stecken dich so lange bei dem Futtersack unter die Schürze, bis unser alter Brummbär sich und den Briefsack wieder in den Wagen geschmissen. Wenn du in der Dämmerung in Verden ankommst, machst du dich auf Schusters Rappen und bist bei guter Zeit in Bremen. Das hörte ich gern, aber mit einemmale hörte ich noch etwas, das mich wieder zittern machte, — es war das schnelle Traben eines Pferdes. Eilig verkroch ich mich, so gut es ging unter die Lederschürze. Der Postillon war damit einverstanden, weil er mich als blinden Passagier nicht wollte sehen lassen; denn er hatte mir schon vorher erzählt, wie der Schirrmeister

ein boshafter Mann ſei und den Poſtillonen ſchon viel Trödelei gemacht um eine Lumperei, wie einen blinden Paſſagier. Der Reiter war herangekommen, und ich hörte nun mit Entſetzen folgende Unterhaltung: — Andres, haſt du keinen jungen Herrn laufen ſehen? — Einen jungen Herrn? wie ſah er denn aus? fragte der Poſtillon gelaſſen. — Nun er trägt den Zopf und die Toppen, wie dem Droſte ſeiner und iſt von dem Mindenſchen her war die Antwort. — Ne, ne, ſagte haſtig mein Schwager, ſo einen nich. — Der Herr Paſtor ſagte, er könnte wohl in dem Wagen ſitzen, fuhr der Reiter fort. — „Du mußt hineinſchauen," ſagte der Poſtillion, und zu gleicher Zeit befahl der Schirrmeiſter, die Pferde anzuhalten; er wollte hören, was dem Herrn Paſtor ſein Hans noch in der Nacht auf der Heerſtraße zu thun habe. Hans erzählte nun die ganze Geſchichte, auch mit der Bibel und dem Pſalm, und daß die Herren daraus gleich gemerkt, der Junge habe ein ernſtliches Auskratzen im Sinne, zumal er einen Oheim in Bremen habe, der Seekapitän ſei, und der Junge zu Hauſe nie habe gut thun wollen. Der Schirrmeiſter ließ den Knecht in den Wagen ſehen und ſeine Komplimente an dem Herrn Paſtor ſagen, und wo er auch die junge Teufelsbrut auf ſeinem Wege träfe, wollte er ſie wieder in die väterlichen Hände liefern.

Während dieß Geſpräch Statt fand, lugte der Poſtillon unter die Decke und krabbelte auf meinem Kopf umher. Ne, en Zopf hat er nich, weder Toppen," ſagte er vor ſich hin. Ich hatte glücklicher Weiſe mein Haar in ſeinen natürlichen Zuſtand ver-

setzt und sah daher nicht aus wie vornehmer Leute Kind. — Du bist ja wohl aus Braunschweig? fragte er. — Ich nickte. — Das paßt auch nicht, sagte er wieder. — Halt dich nur stille, sagte er dann zu mir, der Schirrmeister wacht, sonst habe ich Teufelsspuk.

He, Andres, du hast doch nichts verspürt von dem jungen Herrn? rief der Schirrmeister jetzt. — Ne, entgegnete der Postillon. — Na, wenn uns so ein Bürschlein sollte aufstoßen, so vermeld's, daß wir den Delinquenten aufheben und nach Ordre verfahren! — Ja wohl, entgegnete Andres, und der Schirrmeister gab dem Reiter noch Anweisung, was er auf dem Rückwege zu beobachten habe, da das Herrlein sicher noch nicht so weit sei.

Es wurde wieder alles ruhig, aber ich wagte mich noch lange nicht hervor. Ich fürchtete mich nicht allein vor dem Schirrmeister, sondern auch vor dem Postillon, weil ich dachte, dieser könnte doch der Wahrheit auf die Spur kommen. Ich sagte ihm, ich wollte ein Stückchen schlafen, und Andres ließ mich beim Futtersack und fing wieder an zu blasen. Nach ziemlich langer Zeit sagte er, wir wären an der Station, er wollte langsam fahren, daß ich könnte leise abspringen, ich sollte hinter dem Wagen hergehen, mich an dem Brunnen vor der Station verbergen, dann wieder beim Abfahren dem Wagen folgen, sein Kollege sollte instruirt sein und mich vor dem Orte wieder aufnehmen. Das klang schon gut, aber ich hielt für besser, bei meinem Futtersacke zu verbleiben. Wer weiß, dachte ich, ob der Kollege so gutwillig

ist? Ich that also, als ob ich kein Wort gehört hätte, und schlief wie ein Dachs, fing auch an, etwas zu schnarchen. Der Schwager machte noch einige Versuche, er mußte es aber wohl aufgeben, denn wir hielten vor der Station. Die frischen Pferde standen schon bereit, und der neue Postillon trat an uns heran. Andres flüsterte mit ihm, noch ehe der Schirrmeister aus dem Wagen kam, und in seiner Herzensangst, entdeckt zu werden, holte er leise seinen Sack unter meinem Kopfe vor und schob mit Hülfe des Kollegen dessen Sack mir wieder unter. Der vermaledeite Bengel schläft wie ein Ratz! sagte der neue Schwager; aber das ist sicher, wenn unser altes Großmaul erst wieder ruhig in der Karete sitzt und schnarcht, dann wird der Siebenschläfer hier in aller Stille ausgelüftet, ich will keinen Spuk haben. — Ich aber dachte: das Auslüften soll dir nicht so leicht werden; eure Furcht vor dem Schirrmeister kommt mir gut zu statten.

Während die Pferde umgespannt wurden, erzählte der Schirrmeister dem Postsekretär, der bei ihm vor der Thür stand, meine Auskratzegeschichte, wie er es nannte, und gab ihm den Auftrag, wo möglich auch ein wachsames Auge auf den Deserteur zu haben. Ich war in gehöriger Spannung und fing erst wieder herzhaft zu athmen an, als der Wagen davonraffelte. Noch eine Zeit lang blieb ich in meiner beschwerlichen Lage; endlich aber konnte ich es nicht mehr aushalten, ich fing an zu gähnen, mich zu dehnen und steckte den Kopf in die frische Luft hinaus. — Na, du kleiner Galgenstrick, hast du ausgeschlafen? fragte

der Schwager ärgerlich. — Ich sah ihn groß an. Was, Andres fort? fragte ich ganz verwundert. — Ja, Andres ist fort, sagte er, und nun marsch mit dem Bürschen! — Ich that gar nicht als ob ich das Letzte gehört hätte, ich war gut vorbereitet. Das thut mir ja herzlich leid, so habe ich ihm nicht mal ein Andenken schenken können, sagte ich großartig. — Hast du denn die Andenken so dicke sitzen? fragte der Schwager. Nun, eine Freundschaft ist der andern werth, entgegnete ich; die gute Seele soll noch einmal staunen über meine Dankbarkeit, — vielleicht etwas Aehnliches wie Katharinchens goldenes Kütschen, setzte ich in Gedanken hinzu. — Dies großartige Wesen schien meinem Postillon doch zu imponiren, er wurde wenigstens neugierig. Damit war Terrain gewonnen, und da unsere Unterhaltung in Fluß kam, war nicht mehr die Rede vom Auslüften. Meine Geschichte ließ ich ihm etwas in Dunkel gehüllt, die Lügen drückten mein Gewissen, ich hielt mich in meinen Andeutungen an die Wahrheit und an meine glänzenden Hoffnungen. Ein steinreicher Oheim ohne Erben, ich sein Adoptivsohn, ganze überseeische Herrschaften, Goldgruben u. s. w. Töffel war eben so leichtgläubig als Andres; als ich dicht vor Verden leise von meinem Platze stieg, sagte ich gravitätisch, indem ich dem Erstaunten meinen abgerissenen falschen Zopf überreichte, den ich bei dem eifrigen Suchen nach einem Andenken in meiner Tasche erwischt hatte: Töffel, nimm dies Wahrzeichen! für jetzt habe ich nichts Besseres, aber ich sage dir bei all meinem künftigen Reichthum, ich werde ihn einst auszulösen

wissen. — Der Wagen rollte fort, und ich war mutterseelen allein in der weiten, weiten Welt. Ich schlenderte langsam hinter dem Wagen her und verzehrte den Rest Butterbrot, den ich noch in der Tasche hatte; dann ging ich straks um Verden herum und fragte mich von einem Orte zum andern. Einzukehren wagte ich nicht; für die wenigen Groschen, die ich in der Tasche hatte, kaufte ich mir Bäckerwaare und über Mittag ruhte ich eine Zeit lang in einem kleinen Wäldchen aus.

Ich war gut zugeschritten, es mochte ungefähr vier Uhr Nachmittags sein, da erblickte ich die Weser. Ich war ganz erstaunt und entzückt von dem prächtigen Anblick: der breite Strom, die vielen Schiffe, das Leben der Matrosen, ich konnte mich nicht satt sehen, ich dachte auch gar nicht daran, den Oheim aufzusuchen, der Hafen hier war ja mein eigentliches Ziel. Ich kletterte mit anderen Jungen in einen Kahn, ich schaukelte mich, dann ging es wieder in einen anderen. Hier sah ich, wie die Matrosen ein Schiff ausluden, dort, wie sie einluden. Ich mit meinem Päckchen unter dem Arme that, als ob ich hier zu Hause wäre. Als ich mich eben sehr vergnüglich mit einem Jungen balgte, und die Zuschauer sich über meine Gewandtheit freuten; denn in allen brodlosen Künsten suchte ich ja meines Gleichen, trat ein Herr zu uns und sah mich verwundert an. Ich sehe ihn auch an, und ein Sonnenschein des Erkennens geht über mein Gesicht. Ludwig, bist du es wirklich? fragte der Oheim, denn er war es. — Ja, ich bin es, entgegnete ich froh. — Was willst du

denn hier? fragte er weiter. Ich suche den Herrn Oheim, sagte ich freundlich. — So? — sagte der kopfschüttelnd, nahm mich bei der Hand und führte mich aus der Menge.

Nun begann das Examen; ich sagte ihm die klare Wahrheit, daß ich entlaufen sei, weil ich kein Schneider habe werden wollen, und daß mein Herz nur nach fernen Welttheilen strebe. Höre mal, sagte mein Oheim ernsthaft, „du bist nicht der erste leichtsinnige Strick, der den Spruch: Bleibe im Lande und nähre dich redlich! nicht begreifen kann. — Ich sah ihn betreten an; diese harten Worte paßten gar nicht zu meinen goldenen Träumereien und fuhren mir gewaltig in die Glieder. Oheim, sagte ich stotternd, es ist aber mein Schicksal, ich heiße auch Ludwig, ich kann nichts begreifen, und mein Glücksbaum ist in fernen Landen gewachsen. — Ei, du naseweiser Gelbschnabel, fuhr mein Onkel auf, wer hat dir denn das gesagt) — Fieke hat es gesagt, entgegnete ich kleinlaut, und die selige Mutter hat auch gesagt, es gäbe viele brave Leute, die nicht gelehrt wären und wären doch brav, und wenn sie auch nicht im Lande blieben. — Hat sie das? fragte der Oheim und sah mich prüfend an. Ja aber, mein Sohn, fuhr er nach einer Pause fort, die Verhältnisse sind verschieden. Ich bin erstens, so zu sagen, auf dem Salzwasser aufgewachsen und war einmal nicht für das Land bestimmt, und dann kannte ich den Beruf, den ich wählte, und drittens wählte ich ihn mit dem Einverständnisse meiner Eltern. Du sagst nun zwar, du wärest auch zum Seemanne be-

stimmt, — kann wohl sein, daß weiß ich nicht, das weiß nur der liebe Gott; aber das weiß ich, daß du das Seeleben nicht kennst und ein alberner Junge bist, der den Kopf voll thörichter Gedanken hat, und außerdem weiß ich, daß du ein Schlingel bist, denn du bist deinem Vater heimlich davongelaufen. — Jetzt weinte ich bitterlich, — aber mein Oheim fuhr ruhig fort: Ich will nun an dir thun, was ein rechtschaffener Oheim thun kann, ich will dich bekannt machen mit allen Dingen, die du als Seemann zu erwarten hast, und will an deinen Vater schreiben, ihm vernünftige Vorstellungen machen, und wenn er es zugiebt, will ich dich auf einem Schiffe unterbringen. — Das lassen Sie nur ungefragt! entgegnete ich in höchster Betrübniß, der Vater sagte einst, sich unter das Seevolk begeben, sei so gut, als sich dem Teufel verschreiben. — Hat er das? fragte mich der Oheim. Da hat er Unrecht, setzte er gedankenvoll hinzu, und ich glaube auch, Junge, er wird es dir nicht erlauben, wenn er einmal nein gesagt hat; also —

Wir waren jetzt vor einem großen Hause angekommen und der Oheim wollte mich mit hineinnehmen. Lassen Sie mich! sagte ich weinend und bat inständigst, der Oheim möchte thun, als ob er mich gar nicht gesehen hätte; denn, sagte ich, wenn Sie mich nach Hause schicken, und der Vater prügelt mich halbtodt, und ich komme zu einem Schneider oder Schuster in die Lehre, und kein Mensch kann mich leiden, und ich spreche mit Fieken von meinem fernen Glücksbaume, dann muß ich wieder fort, und

jetzt bin ich doch einmal hier; ich will schon weiter kommen und habe keine Furcht. — Der Oheim lächelte — ein günstiges Zeichen. Jetzt erst hinein, du Glücksritter! erst wird geschlafen, und dann wird Vernunft angenommen. Wollen sehen, was sich thun läßt, sagte er. Er führte mich in sein Zimmer. Ein alter Diener, ein früherer Matrose, mußte Essen bringen. Das Essen schmeckte mir aber nicht, ich war zu sorgenvoll; mehr unterhielten mich die Sachen, die in der Stube waren. In der einen Ecke hing eine Hängematte, an den Fenstern sah man seltsame bunte Vögel in Käfigen, auch einen großen Papagei. Auf den Tischen lagen Muscheln und standen seltsame Gefäße und ein Kaffeeservice aus lauter Gewürznägelein aufgereiht; auf dem Fußboden kroch eine lebendige Schildkröte umher. Bald waren meine Sorgen vergessen, ich ging fragend und schwatzend von einem Stücke zum andern, und als mein Oheim, nachdem er mit bedächtigen Schritten immer im Zimmer auf- und abgegangen war, dasselbe verließ, setzte ich mit dem alten Matrosen die Unterhaltung noch lebhaft fort. Mein Oheim blieb aber gar nicht lange weg; er kam zurück, setzte sich in einen Lehnstuhl und sagte feierlich: Ludwig, ich habe mir die Sache überlegt. Weil du denn ein so ausgezeichneter Strick bist und meinst durchaus, auf die See zu müssen, so sollst du eine Seereise machen; ich sage dir, es wird das sicherste Mittel sein, dich von deiner Narrheit zu kuriren. Willst du glauben, daß ich selber nach meiner ersten Seereise dem Leben gern hätte Valet gesagt, wenn mein Oheim es damals gelitten hätte? Ich

habe es nun durchmachen müssen in Unruhe, Noth und Lebensgefahr, und obgleich es mir vor vielen andern geglückt ist, was habe ich denn? Das Seemannsleben leidet nie ein glückliches Familienleben, setzte er leiser hinzu. Und nun höre, Ludwig, was du auf dem Schiffe zu erwarten hast! Er schilderte mir jetzt meine mühevollen Arbeiten als Schiffsjunge: so und so viel Eimer Wasser aufwinden, scheuern, putzen, schlechte Behandlung von den Matrosen und Prügel und Püffe genug. Ich hörte aufmerksam zu, und es ward mir nicht wohl dabei; aber ich blieb bei meinem Entschlusse; denn ich fürchtete mich doch immer noch mehr vor dem Vater und vor dem Leben, das mich zu Hause erwartete. Nun überlege es dir diese Nacht, schloß der Oheim, entweder du gehst heim, nimmst mit einem Buckel voll Prügel fürlieb und wirst ein vernünftiger Mensch, oder du gehst auf die See und wirst da auskurirt von deiner Schwindelei und fängst in künftigen Jahren gerade da an, wo du jetzt aufgehört hast! — Ich fiel dem Oheim vorläufig um den Hals, und der schien nicht ungerührt von meiner Zärtlichkeit. Er befahl dem alten Karl, für mich aufs beste zu sorgen und wünschte mir eine gute Nacht.

Karl war mein Schlafgefährte oder vielmehr mein Wachgefährte; denn an Schlaf war für mich wieder nicht zu denken, und der Alte war gutmüthig genug, meine vielen Fragen nach Kräften zu beantworten. Nach seiner Aussage war es so schlimm mit der Dienstzeit nicht, und ich glaubte ihm weit lieber als dem Oheim, und als mich dieser am andern Morgen

fragte, wie es stehe mit meinem Entschlusse, sagte ich tapfer: Es bleibt beim Alten. — Kurz und gut, am Nachmittage schwamm ich schon die Weser hinab, und das ging so zu. Mein Oheim ging mit mir zu einem Vetter, der soeben im Begriff war, nach Amsterdam zu segeln, und nach gehöriger Verabredung und Instruktion wurde ich ihm mit der Weisung übergeben, mich an Peter Harmsen, einen intimen Freund meines Oheims, abzuliefern. Peter Harmsen war Kapitän eines Schiffes, das noch in demselben Monate nach der Kapstadt unter Segel gehen sollte, und mein Oheim hoffte sicher, sein Freund würde mich als Kajüten- oder als Steuermannsjungen mit an Bord nehmen. Mir war das übrigens für jetzt sehr unwichtig, ich war nur froh, daß ich sicher vor dem Schusse war und hinaus in die schöne weite Welt segelte. Dazu war ich ein reicher Mann, ich saß vor einer kleinen Kiste, worin sich Nähnadeln, Messer und bunte Perlen befanden; ich packte hin und her, ich beschaute und berechnete und zählte die Tausende, die ich bei glücklichen Umständen damit gewinnen könne. Meinen Oheim hielt ich übrigens für einen knauserigen Mann. Karl hatte mir erzählt, er sei nie von Europa abgesegelt, ohne etwas von Handelsartikeln mitzunehmen; er hatte mir wunderliche Schicksale von Kameraden erzählt, die durch eine Lumperei Millionäre geworden seien. Ihm war es zwar nicht geglückt, aber einem glückt es, dem andern nicht, und mir würde es sicherlich glücken, hatte ich gedacht, kurz ich wollte Handelsartikel mitnehmen und spielte bei dem Oheim darauf an. Er aber lieh mir nur drei Gulden, in Ab-

zug auf meine Schiffsjungengage, die sich monatlich auf sechs Gulden belaufen sollte. Das war freilich wenig, und das Kistchen, das davon gefüllt wurde, war klein; aber es gehört ja nur eine Lumperei dazu, um ein Millionär zu werden, und darum träumte ich lebhaft, dies Kistchen würde der Kern zu meinem Glücksbaume sein. Ich hatte auch Zeit genug zu träumen, denn bis Amsterdam war ich nur ein Passagier und hatte keine Arbeit, außer der, die ich mir selber machte.

So kamen wir nach Amsterdam; aber hier sollte erst mein Herz hoch aufwallen in Reiselust und Reisemuth. Ich sah eine Menge großer Schiffe im Y vor Anker liegen, die nach Ost- und Westindien bestimmt waren. Die Christina war eines der stattlichsten Schiffe, und mein heißestes Verlangen war, nur erst drüben an Bord zu sein. Der Vetter meines Oheims, dem daran gelegen war, mich als überflüssigen Ballast vom Schiffe los zu werden, fuhr mit den Briefen, die ihm der Oheim gegeben hatte, nach dem Ostindienfahrer, indessen ich, von Furcht und Hoffnung bewegt, auf den Bescheid zu warten hatte. Es war eben nicht der beste: Kapitän Harmsen war nicht an Bord, und morgen früh sollten die Anker der Christina gelichtet werden. Der Vetter hatte die Briefe mit der Weisung dort gelassen, der junge Bursche sei zu jeder Stunde bereit; wenn der Kapitän mit der Sache einverstanden sei, möchte er nur schicken. Ich blieb die Nacht auf dem Verdecke, legte mich auf einige Segeltücher und schlief so gut ich konnte. Mit Tagesanbruch ward es lebendig auf allen Schiffen: hier

ward musizirt, da getrommelt, dort mit Kanonen geschossen. Meine Unruhe stieg immer höher, noch konnte ich die Christina in der Ferne erkennen, aber bald mußte ihre Zeit abgelaufen sein. Endlich kam die ersehnte Schaluppe, die den kleinen Burschen holen wollte, und lustig sprang ich mit meinem Kistchen und Päckchen hinein. Mein Abschied von dem kleinen Fahrzeuge hinüber nach dem stolzen Ostindienfahrer wurde mir nicht schwer.

Mein Herr Kapitän empfing mich nicht mit sonderlicher Freundlichkeit, ich wußte nicht, was ihm mein Oheim geschrieben, er murmelte nur von zarten Bürschchen, die nicht zugreifen könnten. Ei, dacht ich, der soll sich wundern, es giebt gewiß keinen tüchtigeren und gewandteren Jungen, als du bist. Der Lootse hatte sich indessen eingefunden, der Anker ward aufgewunden, und wir gingen unter Segel. Ich ging mit großem Eifer an meinen Dienst als Kajütenjunge. Fieke hatte, mich nicht umsonst gelehrt, Stiefel und Messer zu putzen, zu klopfen und zu bürsten; ich that alles zur Zufriedenheit meiner Vorgesetzten, und bemühte mich, auch das, was ich bis jetzt noch nicht gethan hatte, zu lernen. In Texel versahen wir uns noch einmal mit frischem Wasser und dann gingen wir in See. An der Seekrankheit hatte ich etwas gelitten bei der Fahrt nach Amsterdam; da aber das Wetter schön und das Meer nicht ungewöhnlich bewegt war, fühlte ich mich hier über dem Wasser so wohl wie die Fische im Wasser. Mein Kapitän schien immer zufriedener mit mir zu werden. Daß ich außer meinen Diensten ihm auch als guter Leute Kind so zu

sagen, ein angenehmer Gesellschafter sein könnte, schien ihm wohl zu gefallen. Außerdem machte ich mich bei dem Schiffsvolke beliebt. Es kam mir jetzt zu gute, daß mir daheim kein Krähennest zu hoch gesessen war; ich kletterte bald wie die andern Schiffsjungen an den Tauen und Raen hinauf. Ich fand in dieser ersten Zeit nichts an meinem Seemannsleben auszusetzen; nur zuweilen fiel es mir schwer auf das Herz, das Schiffsvolk so schwören und fluchen und so rohe und gotteslästerliche Gespräche führen zu hören; selbst der Kapitän war nicht frei davon, und ich mußte oft an meines Vaters schlechte Meinung von diesen Leuten denken. Deswegen kannst du doch immer fromm und rechtschaffen bleiben, dachte ich, und schaute wohl zu meiner seligen Mutter auf, wenn das Schiff in stiller Nacht so leise und schnell durch die klaren Wasserwogen schnitt.

Unsere Fahrt ward glücklich, wenn auch nicht schnell zurückgelegt. Ende Novembers gingen wir in dem Hafen der Kapstadt vor Anker. Mein Oheim hatte mir vor meiner Abreise gesagt, ich solle jede Gelegenheit benützen, die englische und holländische Sprache zu lernen; denn auch auf der See müßte ich gescheidt sein, sollte etwas Ordentliches aus mir werden, und würde es mir zur See nicht glücken, so könnte ich vielleicht Kaufmann werden, und die fremden Sprachen seien in jedem Falle nützlich. Dieser Weisung war ich mit Eifer nachgekommen. Es war auch ein Spaß, mit den Matrosen hin und wieder zu kauderwelschen, und ich zog es dem Erlernen der la-

teiniſchen Regeln und Ausnahmen weit vor. Der Unterſteuermann ſprach fertig engliſch, und der gab mir das Zeugniß, ich ſei ein wahrer Dauß im Lernen; denn was zur Lebensnothdurft und Nahrung gehörte und zu unſerer Hantierung, verſtand ich wohl, als wir zur Kapſtadt kamen. Noch mehr Intereſſe aber hatte für mich das Holländiſche und noch mehr die Sprache, die man an der Weſtküſte Afrikas ſpricht, ein Gemiſch von Engliſchem, Portugieſiſchem und verſchiedenen Negermundarten, womit man ſich dort beim Handel verſtändlich macht. Meine albernen Träume von unerhörten Glücksſpekulationen ſpukten jetzt gar mächtig in meinem jugendlichen Gehirne. Unſer Kapitän, der früher den Sklavenhandel und den Handel mit Elephantenzähnen und Goldſtaub an der Küſte von Guinea getrieben, hatte noch einen alten Schwarzen von dieſer Küſte an Bord. Dieſer wurde mein Lehrmeiſter in der Landesſprache und im Holländiſchen, und in beiden Sprachen meinte ich zur Nothdurft weit genug zu ſein, um in der Kapſtadt den Inhalt meines Kiſtchens in Gold und Elephantenzähne verwandeln zu können. Bei unſerer Ankunft vor der Kapſtadt bekamen wir unſere Gage ausgezahlt und gingen ans Land. Die Matroſen, die während der Fahrt zu einem ſehr regelmäßigen und einfachen Leben gezwungen ſind, benützen ſolche Gelegenheiten, ihre böſe Luſt zu kühlen. Das Geld wird auf eine entſetzliche Weiſe verpraßt und kaum ſo viel erübrigt, um die nöthigen Kleidungsſtücke anzuſchaffen. Ich hätte es ebenſo treiben können, ich war ganz ohne Aufſicht, der Kapitän hatte nur dem ſchwarzen Georg,

der ein gutmüthiger und treuer Bursche war, ganz beiläufig den Auftrag gegeben, sich meiner anzunehmen. Ich bekam vierundzwanzig Gulden Gage; drei Gulden legte ich davon für den Oheim zurück; mit dem übrigen in der Tasche ging ich ans Land. Mein Kistchen ließ ich vorerst auf dem Schiffe. Du mußt erst sehen, wie das Ding aussieht! dachte ich sehr vorsichtig. Nun, bunt genug sah es aus in dieser Stadt. Leute von allen Farben liefen durch einander, und alle Sprachen hörte man hier reden. Zu meiner Betrübniß aber merkte ich, daß es mit meiner Fertigkeit in fremden Zungen nicht weit her sei. Ich konnte wohl einzelne Redensarten verstehen und mich selbst etwas verständlich machen; aber an Handelsunternehmungen war ohne große Gefahr für meine Gulden nicht zu denken. Ich schloß mich deshalb vertrauend an den alten Georg, meinen schwarzen Freund, an und berieth mit ihm, wie mein Kapital anzulegen sei. Als ich mit meinem Elephantenzahn und Goldstaub, die mir besonders im Kopfe spukten, herausrückte, ward ich tüchtig ausgelacht und merkte, daß hier in der Kapstadt das Gold eben so rar war als in Amsterdam und Bremen; ich sah auch nirgends Gelegenheit zu Abenteuern und Glücksbäumen, und ging sehr niedergeschlagen und ohne meine Gulden verhandelt zu haben, wieder auf das Schiff. Viele der Matrosen, auch der alte Georg, blieben die Nacht am Lande und kamen am andern Morgen mit wüsten Köpfen und leeren Taschen zurück. Sie rühmten das genossene Vergnügen lebhaft, und der alte Georg rieth mir, einige Gulden daran zu setzen und ihre Lust zu kosten;

eine langweilige Seereise sei gar nicht auszuhalten ohne die Aussicht auf diese Abwechslung. Der Untersteuermann, der Vernünftigste von der Mannschaft, warnte mich ernstlich vor solchem Treiben, und ich folgte seinem Rathe. Wenn er aber auch nicht gewarnt hätte, so würde doch schon der Gedanke, mit dem Gelde etwas Großes auszurichten, wenigstens meine Lieben in der Heimath reichlich damit zu beschenken, mich bewahrt haben. Georg rieth mir endlich, für das Geld Südfrüchte und Wein zu kaufen, und für den Inhalt der Kiste Muscheln und Vögel einzutauschen; das ließe sich in Amsterdam leicht zu Geld machen, und einen Theil könnte ich davon nach meiner Heimath schicken. Gut, — der Vater bekommt eine Kiste mit Kapwein, damit mag er den Herrn Superintendenten und die Demoiselles traktiren; für Fieken werden Mandeln, Rosinen und Citronen beigepackt; für Katharinchen schöne Muscheln und Korallen und für die Brüder einige ausgestopfte Vögel und Orangen u. s. w. Wenn du bei der ersten Fahrt auch nichts weiter gewinnst, dachte ich bescheiden, als den Angehörigen, deren Angedenken mir in der Ferne immer mächtiger das Herz bewegte, eine so herrliche Sendung zu machen!

Mit größerer Sicherheit und festen Entschlüssen ging ich das zweitemal mit Georg ans Land. Einige Südfrüchte hatte er schon zu meiner Zufriedenheit eingehandelt; ich nahm keinen Anstand, ihm meine Kasse zu übergeben. Da gehe ich nun hinein und kaufe den Wein, mein Junge, sagte der alte Schelm; du kannst unter der Zeit die Vögel ansehn und auswäh-

len, die kommen dann an die Reihe. — Ich folgte ſeiner Weiſung, ſuchte mir einige prächtige Vögel in einem Laden aus und dachte an die Verwunderung meiner Brüder, wenn ſie die Kiſte auspacken würden. Georg blieb mir aber gar zu lange; ſehnſüchtig blickte ich nach der Thür, durch die ich ihn hatte verſchwinden ſehen; endlich trat ich an das Fenſter der Schenkſtube und blickte hinein. Ich ſah den Alten am Tiſche bei einer Flaſche ſitzen, ich rief ihn, er fuhr erſchrocken auf als er mich ſah, und nach einigen Augenblicken erſchien er in der Thür und reichte mir ein Glas. Hier, mein Junge, ſagte er mit unſicherer Stimme, trink, trink! es ſchmeckt gut und iſt beſſer trinken als verpacken. — Es ward mir unheimlich bei dieſer Rede, aber mein Unglück ahnte ich nicht, und da ich ſehr durſtig war, trank ich das Glas aus. — So brav, du Kleiner, ſchade, daß ich nicht mehr habe, fuhr er fort. — Georg, ſagte ich jetzt dringend, wo haſt du die Flaſchen? wir wollen noch zu den Vögeln und anderen Sachen und bald wieder an Bord, es iſt zu heiß. — Ja, heiß, das iſt wahr, komm zurück, es iſt heiß hier, lallte der Alte. Als ich jetzt wieder auf die Flaſchen drang und meine Börſe dazu verlangte, ſtotterte er einige Worte, aus denen ich die ſchreckliche Gewißheit meines Unglücks erkennen mußte. Er gab mir die leere Börſe zurück. Alles, alles hatte er vertrunken. Meine Thränen und mein Zorn machten ihn etwas nüchtern, er bat mit den demüthigſten Worten um Verzeihung; ich aber brannte vor Wuth, und mein einziges Verlangen war zum Kapitän, um den Sünder zu verklagen. Eine

gehörige Strafe war ihm gewiß, ebenso der Abzug von seiner zukünftigen Gage. Der Alte aber ließ nicht nach mit Bitten, und was half mir auch sein zerfleischter Rücken, der ihn sicher als Strafe erwartete? mein Geld bekam ich dadurch nicht zurück. Ich weinte bitterlich, aber versprach ihm endlich, die Sache nicht anzugeben. Meine schönsten Hoffnungen waren nun zerstört, ich handelte mir zwar nach und nach für den Inhalt meiner Kiste verschiedene Kleinigkeiten, als Muscheln, Korallen und ähnliche für meine Heimath seltene Dinge ein, aber der werthvolle Theil der Sendung, der Wein und die Sachen für Fiekens Speisekammer mußte aufgegeben werden.

Ende Februars traten wir unsere Rückreise an. Im Anfang hatten wir viel mit widrigen Winden zu kämpfen und kamen langsam vorwärts, und Spanien gegenüber hatten wir einen so entsetzlichen Sturm auszuhalten, daß wir schon die Hoffnung auf Rettung aufgaben. So etwas hatte meine Phantasie nicht ersinnen können, das Schiff ward auf Höhen getragen und hinab in die Tiefe gestürzt. Mast, Stangen und Rahen knitterten und knatterten; das Wasser stürzte in die Kajütenfenster und über das Deck; überall wurde gestopft und gepumpt. Ein heftiger Windstoß brach den großen Mast und stürzte ihn sammt aller Takelage über Bord. Eilig mußte das Tauwerk gekappt werden, weil der gestürzte Mast sammt Stangen und Rahen mit großer Gewalt gegen die Planken des Schiffes arbeitete. Um unser Unglück vollkommen zu machen, zertrümmerte eine mächtige Sturzwelle, die sich über dem Hintertheile des Schif-

ses brach, das Steuerruder. So, ohne Steuer, ohne Mast, waren wir ein Spiel der rasenden Wellen, die uns fortwährend überspülten. Ich stand, alle Schrekken der Todesangst im Herzen, in der Kajütenthür. Das ist die Strafe deiner Sünde, sprach ich bei mir selbst, wärest du daheim geblieben! ich dachte an unser Dörflein, an die hohen Eichen, an meinen Vater, meine Geschwister. — Seitdem in der Kapstadt meine kindischen Hoffnungen so ganz gescheitert waren, war ich eigentlich schon von meiner Thorheit geheilt; denn das Seeleben an und für sich hatte bald allen Reiz für mich verloren. Dazu kam, daß der Untersteuermann, der es wirklich gut mit mir meinte, mich der Wahrheit gemäß über den Gang des Seedienstes und die günstigsten Resultate belehrte. Er war sechs Jahre im beschwerlichen Dienste, hatte die Aussicht, in einigen Jahren Obersteuermann zu werden und entweder das zeitlebens zu bleiben, oder wenn das Glück gut war, einst Kapitän zu werden. Und was hatte unser Kapitän? eine mühselige Fahrt nach der andern, nie Freude und Ruhe im Familienleben, aber stets eine Sehnsucht danach. Ja, Peter Harmsen strebte sehnsüchtig, sich so viel Geld zu ersparen und zu erhandeln, um sich ein bescheidenes Landgütchen zu kaufen und da mit seiner Familie seinen Lebensabend in Ruhe zu beschließen. Alles das aber war ganz anders, als ich es erwartet hatte, — kurz und gut, ich war gründlich kurirt von meiner Abenteuerlust und sehnte mich mit Zittern und Zagen nach Rettung und Land.

Der Sturm schien uns gerade gegen das Land zu treiben; denn nach verschiedenen Versuchen fand

das Senkblei immer früher seinen Grund. Mit jedem Augenblicke glaubten wir auf eine Klippe zu fahren, die Matrosen jammerten laut, und ich sagte mein Sterbeverslein, gedachte an meine selige Mutter, aber konnte den Gedanken, hier untergehen zu müssen, nicht fassen, und fühlte eine qualvolle Todesangst. Da plötzlich wandte sich der Sturm von Nord-Nord-West nach Nord-Ost; zu gleicher Zeit aber verlor er an Stärke, und unser Schiff, obgleich ohne Mast und ohne Steuer, ward doch wenigstens von den ungeheuren Sturzwellen befreit, und die Mannschaft war im Stande, mit den Pumpen das Schiff vom Wasser zu befreien.

Als am andern Tage der Himmel wieder rein und die See ruhig war, wurde das Schiff mit Nothmasten und noch vorräthigen Segeln ausgestattet; statt des Steuers ließ man einen großen Klotz an verschiedenen Tauen am Hintertheile schwimmen, und so gelangten wir, freilich nach vierzehntägigen mühevollem Umhertreiben mit günstigem Winde in einem portugiesischen Hafen an. Hier mußten wir zwei Monate liegen und alle fleißig an dem schwer beschädigten Schiffe arbeiten. Anfangs Juli stachen wir wieder in See und warfen am Ende desselben Monats im Texel glücklich Anker. So fest mein Entschluß stand, als wir den portugiesischen Hafen erreicht hatten, dem Seeleben Valet zu sagen, so suchte mein Kapitän diesen Entschluß wieder wankend zu machen. Er hatte sich einmal an meine Gesellschaft gewöhnt und eröffnete mir die glänzendsten Aussichten; auch war er jetzt ausnehmend gefällig und väterlich gegen

mich. In dem portugiesischen Hafen zahlte er mir die rückständige Gage aus, und ich hatte die Freude, von dem Steuermann eines portugiesischen Schiffes, das eben von Surinam kam, eine Partie Kaffee und Zucker zu kaufen; auch wußte ich mir am Lande einige Flaschen Madeira zu verschaffen, und die große Kiste, die für die Heimath bestimmt war, stand nun wirklich fix und fertig gepackt, als wir in Texel ankamen. Ich schrieb an meinen Oheim einen langen Brief und beichtete, wie es in meinem Herzen aussah; ich wollte das Seemannsleben aufgeben und Kaufmann werden. Zugleich schrieb ich an meinen Vater dasselbe und fügte noch die renevollsten Bekenntnisse und Versprechungen der Besserung hinzu. Ich bat ihn flehentlich, durch den Oheim mir zu antworten und seine Verzeihung kund zu geben; denn ohne diese würde mich die Noth zwingen, wieder in See zu stechen. Meine Kiste ging nach Bremen ab, und ich malte mir die Freude und das Erstaunen bei ihrer Ankunft in der Heimath aus; zugleich aber sah ich dem Entschlusse meines Vaters ängstlich entgegen. Wird er auch, dachte ich, auf meinen neuen Vorschlag, Kaufmann in Bremen zu werden, eingehen? Ich hatte ihn einmal sagen hören, zum Kaufmannsstande gehöre Geld, ohne dieses gewähre er nur eine traurige Existenz, und ein ehrliches Handwerk sei weit besser, das habe einen goldenen Boden. Mein Vater war ein fester, strenger Mann; ich konnte kaum hoffen, daß er seine Einwilligung geben würde, und zu einem Handwerke war ich nach meinen damaligen hochmüthigen Ansichten doch zu gut.

Wir segelten nach Amsterdam, löschten unsere Ladung, befrachteten das Schiff von neuem, und Ende Septembers sollte die neue Fahrt nach der Kapstadt angetreten werden. Die Antwort meines Vaters blieb aus. Ich war sehr unglücklich darüber und schwankte, ob ich nicht auf gut Glück mich in die Heimath begeben und selbst versuchen sollte, den Vater zur Gewährung meiner Bitte zu bewegen; aber der Kapitän redete mir entschieden zu, unter diesen Umständen bei ihm zu bleiben, und ich war so muthlos, daß ich blieb und mich zur zweiten Seereise rüstete. Mit wie verschiedenen Gefühlen hörte ich jetzt das Musiziren, Trommeln und Böllern auf den Schiffen! Meine Sehnsucht ging nach der Heimath und nicht in die fremde, weite Welt. Ich stand nun im siebzehnten Jahre und war ein mächtiger Bursche; auch hatte mich das letzte Jahr innerlich weit mehr gereift; ich war besonnener und gescheidter geworden.

Unser Schiff hatte auf der Hinfahrt einen Auftrag an der westlichen Küste am Fort St. George de la mina auszurichten, und die Aussicht, in der Gegend einige Wochen zu bleiben und mit den Negern der sogenannten Goldküste in Berührung zu kommen, belebte meine niedergedrückten Lebensgeister wieder etwas. Mein Freund, der Untersteuermann, war jetzt Obersteuermann geworden und hatte die Erlaubniß, für sechshundert Gulden Waaren an Bord zu nehmen und an beliebigen Orten damit zu handeln. Da er diese Summe nicht hatte, so erlaubte er mir, mein kleines Kapital auf meine Rechnung mit anzulegen. Verschiedene kurze Waaren wurden eingekauft; der alte Georg,

der seit meinem großmüthigen Verfahren gegen ihn mir besonders ergeben war, gab verständigen Rath. Er hatte Jahre lang den Handel an den Küsten betrieben und wußte genau, welche Gegenstände bei seinen schwarzen Brüdern die gesuchtesten waren. Mein Geld legte er besonders in Pfeifen, Taback und Nürnberger Spielwaaren an. Nun, mein Junge, kann's doch noch wahr werden mit dem Elephantenzahn! sagte er lebhaft, und ich will nicht der schwarze Georg heißen, wenn ich dein Kapital, das ich dir vertrunken habe, nicht mit hundert Prozent wieder verdiene.

Als wir im Texel noch einmal landeten, gab ich den zweiten Brief an meinen Vater auf die Postschuyte. Mein Herz war, als es nun wirklich zur Abfahrt kam, so schwer, daß ich meinte, ich würde die Heimath nie wieder erblicken. In meinem Briefe nahm ich feierlichst Abschied von meinen Verwandten und bat den Vater noch einmal inständigst, mir zu verzeihen und mich nicht mit seinem Fluche aus der Welt scheiden zu lassen. Ich war nicht mehr Kajütenjunge, sondern war in regelrechten Dienst getreten und mußte arbeiten gleich den anderen Matrosen. Uebrigens erregte in mir das rohe, abscheuliche Wesen der letzteren, das ich nun noch mehr als bisher zu beobachten Gelegenheit hatte, einen solchen Widerwillen, daß ich mich außerhalb des Dienstes nie mit ihnen einließ, sondern mich nur zu meinen bessern Freunden hielt. Unsere Fahrt ging ohne besondere Vorfälle bei gutem und schlechten Winde vor sich. Nach sechs Wochen erreichten wir St. George de la mina. Unser Schiff

hatte bei der letzten stürmischen Witterung einigen Schaden erlitten; wir mußten daher hier mehrere Wochen ruhen, und mein Freund, der Steuermann, erhielt die Erlaubniß, während dieser Zeit eine Handelsfahrt an der Küste zu machen. Er durfte mich, den schwarzen Georg und noch fünf andere Leute mitnehmen. Unser Boot ward ausgerüstet mit Proviant und den Vorräthen, die wir zum Handel mitgenommen hatten; auch an Pulver und Schießgewehren durfte es nicht fehlen. Daß dieser Handel so ganz den Steuerleuten überlassen wurde, rührte daher, daß er sehr dem Zufall unterworfen und nach mehrwöchigem mühseligem Umherfahren der Verdienst doch meistens sehr gering war; aber eben dies Zufällige war es, was meine Phantasie wieder mit goldenen Bildern erfüllte. Hier oder nirgends mußte mein Glücksbaum wachsen! Wir kreuzten nun an der Küste, nahe genug um die ankommenden Schwarzen zu erblicken, aber fern genug, um vor ihren Ueberfällen sicher zu sein. Da der abscheuliche Sclavenhandel gerade an dieser Küste im vollsten Gange war, und englische Korsaren mit Gewalt und Hinterlist diese armen Schwarzen zu überrumpeln und zu fangen pflegten, so war dadurch der Küstenhandel sehr gestört, und die Schwarzen gingen mit großer Vorsicht zu Werke, und rächten sich, wo es in ihrer Macht stand. Die Vorsicht des Steuermannes leuchtete daher uns allen ein. Nachdem wir fünf Tage, ohne einen Neger erblickt zu haben, gewartet hätten, wurden wir ungeduldig, und der Steuermann selbst hatte schon Lust, umzukehren. Da plötzlich sahen wir mehrere Neger

am Ufer mit einem großen Elephantenzahne. Ich schrie laut auf vor Entzücken und wäre am liebsten gleich hinüber gesteuert. Aber unser Steuermann näherte sich nur so weit, um von den Schwarzen verstanden zu werden, dann wurden einige Feuergewehre abgeschossen, um die am Ufer befindlichen Schwarzen mit unsern Vertheidigungsmitteln bekannt zu machen. Darauf begann die Unterhandlung. Wir zeigten ihnen bunte Kattunstücke und ein Fäßchen, dessen Inhalt Branntwein war. Doch schienen sie immer noch zu zaghaft, um sich uns anzuvertrauen; selbst daß Georg ein Landsmann von ihnen und ihrer Sprache mächtig war, befreite sie nicht von allem Verdachte. Georg entschloß sich daher, hinüber zu schwimmen. Die Matrosen machten ihn auf die Gefahr aufmerksam, von einem der Haifische verschlungen zu werden, die die sich in diesen Gewässern heerdenweise finden. Georg lachte dazu und erzählte, daß diese Bestien noch nie einen Neger verschlungen hätten und wahrscheinlich von der schwarzen Farbe abgestoßen würden. Das sollte sich vor unsern Augen bestätigen. Die See war glatt wie ein Spiegel, wir hatten uns vorher belustigt, den umherstreichenden hungrigen Haien einige Brocken hinzuwerfen, die sie mit großer Gierigkeit verschnappten. Als Georg in das Meer plumpste, schossen auch mehrere Thiere nach ihm hin, und mir wollte das Herz stille stehn vor Angst; aber ruhig wandten sich die Thiere ab, und Georg erreichte glücklich das Land.

Nach kurzer Zeit kehrte er mit den Negern zurück, und wir erfuhren, daß sie einem Stamme angehörten,

der eine halbe englische Meile vom Strande seine Niederlassung habe und unter holländischem Schutze stehe. Für uns war also keine Gefahr, mit ihnen zu unterhandeln und auch ihre Furcht schien verschwunden. Der Steuermann handelte um ein Geringes den Elephantenzahn ein und entschloß sich, mit mir, Georg und noch einem Matrosen nach der Niederlassung des Stammes zu gehen und dort den Handel weiter zu betreiben; die fünf übrigen Matrosen sollten zum Schutze des Bootes zurückbleiben. Die Schwarzen machten uns große Hoffnung, dort Vorräthe von Goldstaub und Elephantenzähnen zu finden, und wir nahmen verschiedene Proben von unsern Handelsartikeln mit. Nun passe auf, mein Junge! sagte Georg leise zu mir, deine Waare ist das Beste, ich kenne meine Race. Wenn du ihnen die weiße Pfeife zeigst, da springen sie wie die jungen Elephanten, und für die Wunderdinge aus Nürnberg geben sie dir ihr heiligstes Gold.

Die Schwarzen hatten uns nicht belogen. Nach einer halben Stunde erreichten wir ihre ärmliche Niederlassung. Der Ruf unserer Ankunft verbreitete sich schnell in den zerstreuten Hütten; überall kamen Neugierige hervor, uns zu sehen und da sie bei unserer geringen Anzahl nichts Feindliches befürchten konnten, waren sie zutraulich und gesprächig. Ich und Georg waren die einzigen, die sich mit ihnen unterhalten konnten; ich war nicht wenig stolz darauf, es war zugleich aber auch mein großer Vortheil. Unsere drei Führer hatten sich mit ihren erhandelten Kattunstücken geschmückt und erregten die Bewunderung und Neu-

gierde ihrer Brüder. Ein jeder lief, um die von uns gesuchten Waaren aufzutreiben und dafür eben solche Herrlichkeiten einzutauschen. Doch hatte ihr König den Vorrang, und alle mußten warten, bis er seinen Handel geschlossen hatte. Dieser König erschien in einem sonderlichen Aufzuge. Er trug eine weiße Schürze um den Leib und eine abgetragene Soldatenjacke darüber. Sein Gesicht war weiß und roth bemalt, eine besondere Auszeichnung vor seinen Unterthanen. Während der Steuermann mit Georg, seinem Dollmetscher in die königliche Hütte geführt wurde, unterhielt ich mich außen mit verschiedenen Negern und zeigte ihnen meine Waaren, worunter auch eine Pfeife, eine Rolle Taback und ein Nürnberger Spielzeug war. Die Pfeife brachte ein wahres Entzücken in der schwarzen Gesellschaft hervor; ein jeder wollte mit mir handeln, einer versprach immer mehr Goldstaub als der andere mit an Bord zu bringen. Ich sagte ihnen, ich hätte wenigstens zwölf solcher kostbaren Dinger an Bord; wer am meisten dafür gäbe, würde sie erhalten. Ein junger Bursche, vielleicht in meinem Alter, entfernte sich und kam nach kurzer Zeit in einem ausgezeichneten Schmucke wieder. Sein bunter Kattunumhang war zwar nicht prächtig; aber Hals, Arme und Beine schmückten Reihen von aufgezogenen Goldkörnchen, die, wie ich von Georg wußte, das heilige Gold genannt würden, welches sich in Kiessandblöcken oft reichlich in diesem Lande findet. Der junge Mann stellte sich mir feierlich als den Kronprinzen vor und verlangte das Ding, das ich da in einem Tuche verborgen habe, zu sehen. Harmlos nahm ich dies Ding

heraus. Es war ein Bärenführer mit einer Polenjacke und einer Polenmütze; an einer Kette führte er einen tanzenden Bären, neben diesem saß ein Affe, und wenn der Klimperkasten darunter in Bewegung gesetzt wurde, begann der Bär zu tanzen, das Aeffelein zu springen, der Führer drehte den Kopf hin und her und schlug eine Trommel. Der königliche Prinz hatte den Kopf des Bärenführers aus dem Tuche schauen sehen, und das schon hatte seine Neugierde gereizt; jetzt, als ich das Ding ganz und gar enthüllte, stand er wie bezaubert, — aber nicht er allein, auch die ganze Umgebung. Ich war in Gefahr, daß sie es mir entrissen; da ließ ich es klimpern und sich bewegen und alle fuhren erschrocken wieder zurück. Ich zeigte ihnen die Entfernung an, in der sie stehen bleiben müßten, und nun drehte ich und Musik und Tanz begannen von neuem. Die Bewunderung und das Staunen nahm kein Ende. Der Kronprinz begann zu handeln und fragte, wie viel Schnüre Goldes ich verlange. Ich forderte natürlich viel, ja ich äußerte Zweifel, ob das genug sei, was er da um und an sich hatte. Er drängte, es zu geben, und ich war klug genug, es schnell in die Tasche zu stecken und das Klimperding auszuliefern, denn der Steuermann kehrte zurück, und ich wünschte diesen Handel mir zu sichern. Der königliche Vater näherte sich uns gerade, als der Prinz den Bärenführer in Händen hatte und eilig aus dem Kreise wollte. Jetzt entwickelte sich für uns eine belustigende Scene. Der Papa gerieth in noch größere Begeisterung über das Spielzeug als der Knabe und verlangte es für sich. Mein Sohn, das

ist nicht für Kinder, sagte er feierlich, wann du erst wirst Verstand und Weisheit haben, so etwas zu würdigen, dann wird es dein sein. Der Prinz war sehr unglücklich, und ich legte mich in's Mittel. Mit großer Würde erklärte ich seiner Majestät, daß ich ein ähnliches Kunstwerk an Bord hätte, aber weit erhabener und würdiger für seine Majestät, es stände ihm zu Diensten, wenn er den Werth dieses Stückes bezahlen könnte. Der König schien mit dem Anerbieten einverstanden; aber, fügte er hinzu, bis ich das erhabene Kunstwerk werde besitzen, soll dieses hier in meinen Händen bleiben! und somit war die Sache bis zum folgenden Morgen abgemacht.

Wir gingen für jetzt auf unser Boot zurück, der Steuermann sehr zufrieden mit seinem Handel, der ihm etwa sechszehn Unzen Goldstaub und mehrere Elephantenzähne, zusammen achthundert Gulden Werth einbringen sollte; dabei blieb ihm ein Drittheil seiner Waare noch übrig, welches er morgen früh an Bord zu verkaufschen hoffte. Ich zeigte ihm für jetzt meinen Gewinn noch nicht, und da er die Sprache nicht verstand, so war ihm auch meine Verhandlung mit der hohen königlichen Person nicht ganz klar geworden. Als wir auf dem Boot angekommen waren, sahen wir bald den Strand von Schwarzen wimmeln. Sie waren bemüht, das gewünschte Gold aus dem Meersande zu waschen. Sie saßen dicht neben dem Ablauf des Wassers und schöpften mit hölzernen Schüsseln den goldhaltigen Sand. Sie wußten diese Gefäße so geschickt zu drehen, daß jede anlaufende Welle darüber hinspülte und etwas von dem leichteren Sande über

den Rand mit sich fortschwemmte, während das schwere Metall sich zu Boden senkte. Männer, Frauen und Kinder waren so beschäftigt, und seine Majestät sammt ihrer Gemahlin und der ganzen hohen Familie drehten die Schüsselchen eben so eifrig als ihre Unterthanen.

Am andern Morgen begann der Handel von neuem, von unserer Seite aber mit großer Vorsicht; denn der Leidenschaft dieser heißzornigen Menschen war nicht zu trauen, und wir waren nicht sicher, wenn sie die Macht dazu hatten, von ihnen beraubt zu werden. Nur vier Neger durften auf einmal an Bord kommen. Der König, der Prinz und zwei Anverwandte waren die ersten; alle waren mit den heiligen Goldschnüren geschmückt, und Georg flüsterte mir zu, daß so einer wohl tausend Gulden an Werth um sich hängen habe. Mein Herz wollte bersten bei dieser Nachricht; denn ich hatte ja ein gut Theilchen davon schon in der Tasche. Zu meines guten Steuermanns Verdrusse verlangte der König zuerst seinen Handel mit mir wegen des Kunstdings zu machen; aber ich war gescheidt genug, ihm zu bedeuten, der Steuermann ginge vor. Die Sachen wurden gegenseitig ausgeliefert, ein in der Nähe haltendes Kanoe war behilflich dazu. Mit Freuden sah ich, daß die Goldreihen der Männer noch nicht angetastet waren, und ich holte nun das zweite Stück meiner Nürnberger Spielwaaren. Ein ähnlicher Klimperkasten, ein Turnier vorstellend, war es. Vier Ritter mit Fähnchen drehten sich hinter einander herum; auf einem Balkon saßen Figuren, wovon einige Bewegungen machten. Der König sah die drehenden Figuren an, zu denen ich ihm eine hochtrabende Er-

klärung gab. Er war auch sichtlich bewegt von diesem zweiten Wunderdinge; aber Seine Majestät stimmten doch für den tanzenden Bären, und der Prinz mußte sich mit dem Turniere begnügen. Daß ich zu meines Steuermanns Verwunderung eine unverschämte Forderung an Goldschnürchen machte und sie erhielt, steigerte meine Kühnheit. Meine Spielwaaren gingen zu enormen Preisen ab, so daß ich die Pfeifen im Verhältniß um ein Geringes hingeben mußte, weil der Goldstaub unserer Schwarzen zu Ende war.

Unter gegenseitigen Freundschaftsversicherungen trennten wir uns von den Negern und machten uns auf den Rückweg nach unserem Schiffe. Ich nähte meinen Goldvorrath, den weder der Steuermann noch Georg genau kannten, in einen seidenen Shawl, den ich um den Leib trug, und war in fabelhafte Vermuthungen über den Werth meines Erwerbes vertieft. Wir erreichten glücklich das Schiff und wurden beneidet wegen des Gelingens unserer Handelsfahrt, von der freilich der Steuermann eben so wenig als ich selber viel Redens machte. Wir hatten vor, in der Kapstadt das Gold mit Waaren zu vertauschen, die dann, in Europa verkauft, das Kapital verdoppeln sollten. Kapitän Harmsen hatte Eile, aus dieser Gegend zu kommen, da das ungesunde Klima sich schon hin und wieder an der Schiffsmannschaft bemerklich machte.

Wir waren vielleicht acht Tage wieder auf der Fahrt, die glücklich und schnell vor sich gegangen war. Ich saß feiernd auf dem Deck und träumte mich mit meinem Golde nach der Heimath, träumte, was ich dort damit beginnen könne. Trotz des Gelingens unse-

rer Handelsfahrt fühlte ich doch einen Widerwillen gegen das Seeleben. Es war mir jetzt auf eine fabelhafte Weise freilich geglückt, aber was war es denn eigentlich? Höchstens, sagte mein Kapitän, war ich im Besitz von zwölfhundert Gulden; eine glückliche Speculation als Kaufmann konnte mir das Zehnfache einbringen, und wenn ich die vielfache Todesangst, die mein Hasenherz bis jetzt schon gefühlt hatte, in Anschlag brachte, so war mein Schatz dagegen eine Lumperei. Ich wünschte immermehr, mein Glücksbaum möchte in der Heimath wachsen, und eine geheime Furcht, ich möchte diese Heimath nie wieder sehen, hatte mich auf der ganzen Reise nicht verlassen und erhöhte das Heimweh. Als ich so in wehmüthige Gedanken vertieft an dem Maste lehnte, höre ich den Schiffsarzt zum Kapitän sagen: Es ist wirklich so, wir haben das Nervenfieber an Bord. — Diese Worte fuhren lähmend durch meine Glieder, und es mußte eben ein Krankheitsstoff schon in mir liegen, sonst hätte der Schrecken nicht so an mir rütteln können. Das ists, du bekommst das Nervenfieber und stirbst in der Fremde! jetzt wird die Ahnung erfüllt, die dir im Herzen lag seit der Abreise. Von dem Augenblicke an war meine Kraft gebrochen, ich ging mit schlotternden Beinen an meine Arbeit, und schon am andern Tage sagte der Arzt, auf mich weisend: Das ist sicher ein Kandidat unseres Fiebers. — Nach einigen Tagen stellten sich leise Kopfschmerzen ein; aber immer noch suchte ich mich aufzuraffen und meine Furcht zu überwinden. Die Begräbnißfeierlichkeit des ersten Matrosen, der an dem Fieber starb, gab endlich den Ausschlag, — ich mußte mich zu Bette legen.

Dieſe Tage, ſo wie die erſten auf meinem Krankenlager, ehe ich die Beſinnung verlor, ſind die ſchlimmſten meines Lebens geweſen. Todesfurcht quälte mich; warum? wurde mir ſelbſt nicht klar. Du biſt kein Böſewicht, wollte ich mir vorreden, es wird dir beim lieben Gott nicht ſo ſchlimm gehen. Aber wer weiß? dachte ich dann wieder, du haſt das vierte Gebot nicht gehalten, du biſt deinem Vater heimlich davongelaufen, wer kann ſeinen Gram und Kummer darüber berechnen, vielleicht hat er dir ſogar geflucht. Du haſt auch noch mehr gethan, du haſt gelogen oft genug, an Gottesfurcht haſt du nicht gedacht, du haſt nur auf Abenteuer und Gewinn geſonnen! Deine Mutter hat ihr Engelskleid darüber naß geweint, und zu ihr in den Himmel kommſt du ſicher nicht! Ich ſagte meinen Sterbevers her; aber der brachte mir auch keinen Troſt. Ich verſtand kaum recht, was er ſagen wollte: ich hatte nie darüber nachgedacht, was der Herr Chriſtus für mich gethan hatte; ich kannte ſeine Geſchichte, aber nicht ihre Beziehung auf mich. So ſah ich in ein düſteres Grau und hatte keinen Rath und keine Hilfe, hatte kein Bibel und niemanden, dem ich mich hätte anvertrauen können. Meinem Kapitän hatte ich mein Gold und meine Abſchiedsworte an meine Verwandten übergeben, und ſo überwältigte mich meine Herzensangſt immer mehr, deren Urſache wohl in meiner leiblichen Krankheit lag; aber der Herr hatte mir eben dieſe Krankheit geſchickt, damit ſie mich ſollte in den Abgrund der Troſtloſigkeit hinausſtoßen. Ich ſprach noch immer meinen Vers, bis die Nacht um mich immer finſterer ward, und mein Bewußtſein ſchwand.

Sechs Wochen habe ich so gelegen; ich erwachte und sah den Kapitän und den Arzt an meiner Seite. Nach und nach wurde mir der Hergang meiner Krankheit mitgetheilt, und des Arztes Ausspruch, das alle Gefahr für mich vorüber sei, durchzuckte mich mit unbeschreiblicher Freude. Mein Heimweh aber ward mit jedem Tage der zunehmenden Gesundheit mächtiger, und ich bat den Herrn, der mich vom Tode errettet, mich auch glücklich über das gefährliche Element, das unter mir wogte, nach der Heimath zu tragen. Meine Gedanken gingen zurück in meine Jugend; der Mutter Bild stand deutlich vor mir, und Worte und Lieder die ich von ihr gehört, tauchten in meinem Gedächtniß auf. Während der Zeit meiner glücklichen Genesung fühlte ich mich sehr sanft und fügsam; ich versprach der theuren Mutter dort oben, nun fromm und brav zu werden; ich rechnete es ihrem treuen Schutze zu, daß mich der Tod nicht dahingerafft hatte. Mit meinem wahrhaftigen Helfer wußte ich noch nicht recht von Herzen zu verkehren.

Nach vierzehn Tagen ward mir erlaubt, die Kajüte zu verlassen und auf dem Decke frische Luft zu schöpfen. Ich saß dort, von meinem Kapitän sehr liebevoll versorgt, in weichen Polstern; ich sah zu dem wolkenlosen Himmel auf, ich hörte das Rauschen der Wasserwogen, ich erfrischte mich an der erquickenden Morgenluft und fühlte mich besonders wohl. Das Schiffsvolk begrüßte mich; aber auch einen neuen Gast sah ich zu meiner Verwunderung hier lustwandeln. Ein ungefähr zwölfjähriges Mädchen mit blauen Augen und hellblonden Locken ließ ein buntes Seiden-

tuch auf einem Stocke wehen und tanzte, indem sie mich lächelnd von der Seite ansah, neben mir vorbei. Ich redete sie englisch an; ich glaubte, sie gehöre vielleicht zu einer Familie, die wir als Passagiere aus der Kapstadt mitgenommen hätten. — Ich verstehe das nicht, sagte sie verlegen, und wie eine Zauberformel drang dieser Laut in meine Ohren. Auf dem Schiffe war kein Deutscher; meine Muttersprache wurde nur von einigen und sehr mangelhaft gesprochen. Die Entdeckung einer Landsmännin entzückte mich; denn außer ihr mußten ja auch ihre Angehörigen hier sein. Ich begann nun eine Unterhaltung, und das Mädchen sagte mir, daß sie sich freue, wenn ihr Tüchlein lustig nach Norden ziehe, gerade wie ihr Herz. Sie sagte auch, daß sie in der Kapstadt das Schiff sammt Mutter und Bruder bestiegen habe und mit ihnen zurück nach Deutschland wolle, weil der Onkel, der sie vor zwei Jahren nach der Kapstadt beschieden habe, dort plötzlich gestorben sei. Uebrigens war sie sehr karg in ihrer Unterhaltung, und ich war froh, als ihr Bruder sich uns näherte. Ich begrüßte ihn deutsch, reichte ihm die Hand, und Thränen standen in meinen Augen. Er setzte sich zu mir, wir befreundeten uns als Deutsche und als Jünglinge eines Alters und eines Standes. Ich erzählte ihm sogleich meine Lebensgeschichte, freilich nicht ganz ohne Rückhalt, während er mit großer Ehrlichkeit von seiner Vergangenheit reden durfte.

Daniel Wehrmann war der Sohn eines Pastors in Schlesien; er war früh eine Waise, und seiner Mutter Bruder, der als Kaufmann in der Kapstadt unverheirathet lebte, hatte die Schwester mit den bei-

den Kindern zu sich kommen lassen. Daniel sollte Kaufmann und sein Erbe werden. Vor zwei Jahren kam die Familie glücklich in der Kapstadt an. Sie lebten dort erst in großer Fülle und Daniel dachte schon, ein reicher Mann zu werden; der Herr aber dachte anders. Des Onkels Vermögen war durch einige unglückliche Spekulationen plötzlich zusammengeschmolzen, und er an einem bösen Fieber schnell gestorben. Die Familie kehrte nun mit dem Reste des Vermögens zurück, der gerade hinreichte, einen kleinen einfachen Hausbalt ohne Sorgen zu führen. Daniel hatte die Absicht, zu einem Verwandten seiner Mutter nach einer Herrnhuter Gemeinde zu gehen und dort Handschuhmacher zu werden. In seiner Erzählung war nichts von getäuschten Hoffnungen zu hören; sein Herz zog frisch und froh nach der Heimath, wie das seidene Tüchlein seiner Schwester. Handschuhmacher will er werden? ein Handwerk lernen? und war doch eines Predigers Sohn? Das fiel mir auf, aber noch etwas fiel mir auf, eine besondere Sprache führte er und ein besonderer Geist wehte in dieser Sprache. Ich fühlte wohl, das er erfüllt war von dem, was mir fehlte. In meiner weichen liebesuchenden Stimmung schloß ich mich immer mehr an den treuherzigen Landsmann an. Bald vertraute ich ihm mein ganzes Leben, meine ganze Schuld, mein unruhiges Suchen und Treiben nach Glück, dabei meine Faulheit, meine Furcht vor einem Handwerke. — Wenn du dein Unrecht eingesehen, sagte Daniel, so muß es das erste sein, du läßt davon ab, du bittest den Herrn, deinen Gott und deinen Erlöser, daß er dir Kraft gebe, ein neuer Mensch zu werden; er hat

dich vom leiblichen Tode errettet, — schenke ihm dafür dein Herz! — Ich war wohl bereit, dies alles zu thun, nur war ich sehr ungeschickt dazu. — Doch Daniels Umgang war mir ein Segen, das Seemannsleben versprach ich ihm zuversichtlich aufzugeben und in der Heimath ein braver gottesfürchtiger Mensch zu werden. Selbst wenn der Vater seine Einwilligung zum Kaufmannsstande nicht gab, wollte ich mich fügen, ein Handwerk zu lernen, obgleich ich immer noch hoffte, den Vater zu bewegen; ich rechnete dabei noch auf meinen Goldschatz. Daniel, ein Jahr älter als ich, war zwar fast einen Kopf kleiner, aber geistig weit vor mir voraus. Er erzählte mir viel von dem Leben und Wesen der Herrnhuter, und oft erfaßte mich eine Sehnsucht nach dem Frieden und dem Glück, das mein Freund Daniel dort sicher zu finden hoffte. Durch seinen Umgang lernte ich auch immer mehr von der Religion, auf die ich getauft und gelehrt war, die mir aber sehr wenig im Herzen lebte; ja, jetzt fühlte ich, was der Vers, den mir die selige Mutter auf die Seele gebunden, zu sagen habe, und wenn ich jetzt doch noch an einen möglichen Tod in den Wellen dachte, so war ich ruhiger dabei; ich fühlte wenigstens, daß ich einen Herrn über mir habe, der an Kraft und Gnade reich genug sei, mir zu helfen.

Drei Wochen waren so vergangen; ich hatte meine Kräfte wieder erlangt und hatte auch nach und nach meinen Dienst wieder angetreten. So viel als möglich hielt ich mich noch zu Daniel und zu seiner Mutter und Schwester; ich nahm an ihren Andachten und Unterhaltungen Theil und fand bei ihnen ein Fami-

lienleben, nach dem ich mich unter dem rohen und ungebildetem Servolke so herzlich gesehnt hatte. Ungünstige Winde hatten unsere Fahrt sehr gehemmt: wir befanden uns immer noch an der Küste von Guinea, während wir nach meiner Rechnung schon in der Nähe von Spanien hätten sein sollen. Mit einenmale erhob sich ein kräftiger Wind aus Süd-Ost und trieb uns eilig vorwärts. Nach einigen Tagen aber ging er ganz nach Nord-West, blies stärker und stärker, bis er einem Sturme nahe war, und wir Mühe und Arbeit hatten, uns vor dem Stranden zu bewahren. Daniel war immer an meiner Seite und half nach Kräften, während seine Mutter und Schwester mit stiller, ergebungsvoller Miene sich hin und wieder sehen ließen, meistens aber in ihrer Kajüte blieben. In der Nacht ward das Wetter so furchtbar, wie ich es noch nicht erlebt hatte; dazu befanden wir uns in der Nähe eines steilen Felsenufers; jeden Augenblick erwarteten wir den Stoß, der uns zum Todesstoß werden mußte. Doch graute der Tag während unserer Todesangst, und der Sturm ließ etwas nach. Jetzt erst trieb unser Schiff dem Ufer zu und wunderbar genug in eine Art Bucht, die etwas Schutz vor den tobenden Wellen gewährte. Wir warfen Anker und faßten neue Hoffnung; doch bemerkten wir nach kurzer Zeit einen Leck von solcher Bedeutung, daß wir nun in vollem Ernste das Sinken vor Augen sahen. Der Kapitän kommandirte zu den Pumpen; er beobachtete mit der Uhr in der Hand, wie schnell das Wasser trotz der Pumpen im Schiffe höher stieg, und gab uns noch eine Stunde Frist. Mit der Schaluppe das Landen zu versuchen,

war unser einziger Hilfsweg, obgleich dies ziemlich eben so gefährlich war als im Schiffe zu bleiben; denn die Brandung war noch mächtig und schlug gegen hohe Felswände.

Ich war mit meinen Freunden in der Kajüte; wir sanken auf die Kniee und beteten zum Herrn über Leben und Tod. Die Worte, welche Daniels Mutter sprach, erquickten meine Seele, und ich fühlte lange nicht eine solche Todesangst wie damals, als ich in die Nacht der Krankheit fiel. Nach dem Gebete nahm sie ihre Kinder zu sich und liebkoste sie; auch ich nahte mich ihr, daß noch eine liebesfreundliche mütterliche Hand meine Wangen streicheln möchte. Darauf stiegen wir auf das Verdeck. In diesem Augenblicke riefen mehrere Stimmen: Ein Schiff, ein Schiff! Neuer Lebensodem bewegte die Kräfte der Mannschaft, Signale wurden aufgesteckt, Nothschüsse donnerten über die noch immer tobenden Wellen hin. Wir sind bemerkt! jubelten Stimmen. Ja, das Schiff näherte sich sichtbar; jetzt konnten wir uns mit dem Sprachrohr unterhalten. Wir klagten unsere Noth und erhielten die Aufforderung, mit der Schaluppe hinüber zu kommen, da das Schiff sich dem felsigen Ufer nicht mehr zu nähern wage. Mutter und Schwester meines Freundes waren bei dem ersten Transport und kamen glücklich hinüber, obgleich es unseren zagenden Herzen oft schien, als sähen wir sie in den Abgrund versinken. Jetzt bestiegen wir die Schaluppe, die noch mit Vorräthen und dem wichtigsten Eigenthume des Schiffes beladen war. Wir arbeiteten tüchtig und waren dem rettenden Schiffe schon ziemlich nahe, als ein furchtbarer Windstoß so

ungestüm die Schaluppe bedrängte, daß sie Wasser schöpfte, umschlug und im Augenblicke den Kiel nach oben kehrte. Ich hielt mein Ruder krampfhaft umklammert. Ich dachte nichts, ich fühlte nichts, ich war in einer Art Betäubung, die tobende Fluth brauste über mich hin, hob mich wieder, riß mich fort. Doch dauerte es nur wenige Minuten, bis ich festen Boden unter mir fühlte. Land, Land! dachte ich, und die Lebenshoffnung ließ mich wieder zur Besinnung kommen. Die Brandung hatte mich zwar wieder zurückgerissen, doch noch einmal fühlte ich festen Boden, ich klammerte mich an, das Wasser wich zurück, eilig suchte ich eine Strecke Landes mehr zu gewinnen, es gelang, die nächste Welle überspülte mich wohl, aber ich war gerettet. Ich stürzte auf die Knie, ich dankte dem Herrn für meine Rettung. Wenn ich nun leben soll nach deinem Rathschlusse, Herr, so soll mein Leben dir gehören! stammelte ich. — Werde ich wohl gerettet werden? fragte ich noch bange. Allein auf dem kleinen sandigen Ufer stand ich, durchnäßt, ohne Speise, nur den Shawl mit dem leidigen Golde hatte ich um den Leib. — Will der Herr dir zeigen, wonach du gestrebt hast? Nach einem eitlen Gute, ich fühlte das von ganzer Seele. — Ich wandelte in der Bucht auf und ab, die Wuth des Sturmes legte sich immer mehr, mein Ufer ward immer breiter. Doch hier war keine Rettung für mich, ich schaute nach dem Meer, das Rettungsschiff war verschwunden, auch von unserem gesunkenen war nichts zu entdecken. Nur Fässer und andere Gegenstände trieben auf dem Wasser umher. Aber auch Menschen glaubte ich zu sehen, ja ganz in

meiner Nähe tauchte ein Kopf aus dem Waſſer auf und trieb auf mich zu. Ich ging der Welle entgegen, ſtützte mich auf mein Ruder, griff dem Antreibenden in die Kleider und hatte meinen Freund Daniel neben mir auf dem Sande liegen. Noch wußte ich nicht, ob ich Freude oder Schmerz über dieß Widerfinden fühlen ſollte: Daniel war leblos. Ich ſtellte ihn auf den Kopf, rieb ihm den ganzen Körper in höchſter Aufregung und brach in lautes Entzücken aus, als er die Augen aufſchlug. Bald war er ſo weit, daß er mit mir am Strande auf- und ablaufen konnte, um unſere durchkälteten Glieder zu erwärmen. Wir beide waren aber nicht die einzig Geretteten hier am Strande. Ein alter Matroſe kam zwiſchen den entfernteren Klippen hervor. Auf dem Schiffe hatten wir keine Gemeinſchaft mit einander gehabt, er war einer der roheſten von der ganzen Mannſchaft; hier in gemeinſamer Noth und Verlaſſenheit war er uns eine willkommene Erſcheinung. Wir ſchauten nun alle drei nach dem Schiffe, aber vergebens. Das Wetter hatte ausgetobt, die Sonne brach durch die dunkele Wolkendecke und ſchien angenehm erwärmend auf unſere naſſen Kleider; aber auf dem weiten Waſſerſpiegel war keine Unterbrechung zu ſehen.

Nur höher hinauf, hier an den Felſen!, ſagte nach einiger Zeit der Matroſe, damit wir ſehen, wo wir ſind, auch etwas für den Magen finden; denn der iſt gewaltig leer! — Wir waren mit ihm einverſtanden. — Es war auch gar nicht ſo ſchwer, zwiſchen den Klippen hinaufzuklettern, und oben angekommen wurden wir reichlich für unſre Mühe belohnt.

Wir bogen um eine Ecke, und ein prächtiges Thal lag zu unsern Füßen. Die afrikanische Natur in reichster Ueppigkeit hatte hier eine wahrhafte Wunderwelt entfaltet und prangte mit Blumen von einer Größe und Farbenpracht, wie ich sie nie gesehen hatte. An einer Felsenwand rankte sich ein Kaktus voll purpurrother Blüthen hinauf; hier hingen daturaähnliche Blumen in großblätterigen Bäumen. Daniel und ich wollten voller Freude unsern Weg in das Thal weiter verfolgen, um Früchte oder sonst etwas Eßbares zu finden. Nur gemach, gemach! rief der Alte, nicht so toll hinein! wo das Land so reich ist, da fehlt es auch an Bewohnern nicht, und wenn wir den Schwarzen in die Klauen gerathen, kommen wir nie wieder heraus. — Wir gaben dem Alten Recht und schauten uns erst vorsichtig um. Ein schöner heller Fluß zog sich zwischen üppigen Ufern nach Süd-West und mußte eine halbe Stunde später das Meer erreichen. Leise ansteigend erhob sich das Ufer bis zu uns. Von menschlichen Wohnungen war nichts zu entdecken. Wir konnten schon wagen, einige Schritte vorzuschleichen, unser Matrose bezeichnete uns einen großen Baum in der Nähe als einen Bananenbaum, der eine eßbare Frucht trage. Schon am Strande und jetzt noch mehr beim Durchdringen des Dickichts bemerkte ich, das mein rechter Arm etwas lahm war. Mein Freund Daniel rieth mir, sie allein gehen zu lassen und lieber als Wache oben am Felsenvorsprunge stehen zu bleiben. Sie drängten sich glücklich hindurch bis zum Baume und schon sah ich sie auf den untern Aesten reichliche Ernte halten, als ein jäher Schrecken mich durchbebte,

— unten auf dem Fluß erschien ein Kanoe mit mehreren Schwarzen. Augenblicklich duckte ich mich nieder; meine Gefährten sahen diese Bewegung und kamen eilig zu mir. Gebückt schlichen wir um die Felsenecke; aber auch sie hatten Gelegenheit, die fischenden Neger zu sehen. Hier in der felsigen Bucht waren wir für jetzt wohl sicher; was sollte aber aus uns werden, wenn nicht bald ein Schiff zu unserer Rettung erschien? Traurig sahen wir uns an; aus einer Todesgefahr entronnen, wurden wir jetzt von einer zweiten bedroht.

Was ist das? rief jetzt der Matrose; dort ein Punkt am Horizonte? Seine Augen waren geübter als die unsrigen; erst nach einer ganzen Weile überzeugten wir uns, daß ein Schiff in unsere Nähe komme. Aber wird man uns hier sehen? das war die Frage. Ja, es schien fast unmöglich; denn nichts war in unseren Händen, um uns bemerklich zu machen. Das Schiff segelte vielleicht eine englische Meile von uns entfernt an der Küste hinauf. Unserer Bucht gegenüber stand es sichtbar still. Sollte der rettende Holländer von seiner stürmischen Nachtfahrt zurückgekehrt sein, um bei dem gestrandeten Schiffe noch Rettungsversuche zu machen? Ich kroch wieder nach der andern Seite des Felsens, riß den mächtigen Kaktus herab, griff nach einem trockenen Stamme, der in der Nähe lag, und erschien bei meinen Genossen mit einem Nothzeichen, das nicht übel war. Die brennend rothe Blumenkrone schwankte vor dem blauen Himmel hin und her und mußte gesehen werden. Bald war kein Zweifel übrig, das Schiff hatte sich noch

mehr genähert, die Schaluppe ward ausgesetzt, um in die fast ganz ruhige Bucht einzulaufen. Jubelnd liefen wir ihr entgegen. Ja, es war so; das Schiff nachdem es die meisten aus der verunglückten Schaluppe gerettet hatte, — nur zwei Matrosen waren ertrunken, — war etwas in See gegangen, um sich vor den gefährlichen Klippen zu wahren; jetzt kehrte es zurück, um sich nach den vielleicht Gestrandeten umzusehen, und der Kapitän, der sich selbst mit in der Schaluppe befand, war erfreut, sich in seinen Hoffnungen nicht getäuscht zu finden. Das Wiedersehen der Mutter und der Schwester meines Freundes beschreibe ich nicht; ich aber habe in der Stunde mein Herz ohne Vorbehalt dem Herrn gegeben, wenn auch in großer Schwachheit: Er hat es nicht verschmäht und es nicht verlassen mein Leben lang.

Unser Kapitän hatte mit dem des fremden Schiffes verabredet, am Kap Mesurado, in dessen Nähe wir uns befanden; mit der Mannschaft ausgesetzt zu werden. Er hatte noch die größte Hoffnung, sein eigenes Schiff, das nicht gesunken, sondern auf einer Klippenreihe, halb über dem Wasser, fest stand, wieder flott zu machen. Daniels Mutter aber bat den fremden Kapitän, sie sammt den Kindern mit nach Rotterdam zu nehmen. Ich hatte so großes Verlangen, mich ihnen anzuschließen, daß ich den Kapitän anging, mich aus dem Dienste zu entlassen. Er hatte erst wenig Lust; doch als ich ihm meinen festen Entschluß mittheilte, für immer dem Seedienste zu entsagen, und als er sich überzeugt, daß mein lahmer Arm mich für

die nächste Zeit zum Dienst untauglich machte, hatte er Freundschaft genug, mich ziehen zu lassen.

Unsere Fahrt ging nun ohne besondere Ereignisse langsam, aber glücklich vor sich. Zu Anfang Septembers landeten wir in Rotterdam. Die Trennung von meinen Freunden wurde mir nicht schwer: ich hatte mit Daniel verabredet, wenn ich die Erlaubniß meines Vaters erlangt hätte, und sein mütterlicher Verwandter in der Herrnhuter Gemeinde damit einverstanden wäre, mit Daniel zusammen das Handschuhmacherhandwerk zu erlernen. Mit erster Gelegenheit fuhr ich nach Bremen. Mein Herz ward von Furcht und Hoffnung bewegt, doch nicht mehr wie früher: ich hatte einen Grund gefunden und wußte, daß jede Prüfung mir von meinem Gott zum Heil geschickt sei, um meinen leichten Sinn fest zu machen, ich wußte, daß Glück und Freude mir vom Herrn geschenkt werde, um ihn desto lauter zu loben und zu preisen. Ich kam glücklich in Bremen an. Dort fand ich meinen Oheim nicht mehr in seinem großen Hause, sondern in einem kleinen, freundlichen Hause vor dem Thore. Der Bankerott eines bedeutenden Handelshauses hatte sein Vermögen verkleinert; doch hatte er noch genug, um mit seinem alten Karl in Ruhe und Behaglichkeit zu leben; der Verlust traf nur seine Erben. Seine Freude bei meinem Wiedersehn war nicht zu beschreiben. Man hatte unser Schiff für gescheitert und mich für todt erklärt. Seit dieser Nachricht hatten ihn Gewissensbisse gequält: er war die Veranlassung, daß ich zur See gegangen, und die geheime Triebfeder dazu war, wie er sich nachher gestand, doch ein bitterer

Aerger gegen meinen Vater gewesen. In Folge meiner Todesnachricht und seiner Gewissensunruhe darüber hatte er sich mit meinem Vater ausgesöhnt. — Nun soll mein Herz sich aber erquicken an eurem Wiedersehen! sagte er frohlockend, und die Vorbereitungen zur Abreise wurden getroffen. Daß mein Oheim meine Goldkörner zu klingender Münze machte und zwar funfzehnhundert Gulden rheinisch daraus löste, wäre mir zu jeder andern Zeit wichtiger gewesen; jetzt drängte es mich nach der Heimath. An Geschenken für den Vater, Katharinchen, Fieken und die Brüder durfte es nicht fehlen. Damit wohl ausgestattet und mit vor Freude hüpfendem Herzen reiste ich ab und erreichte nach drei Tagen und zwei Nächten mit dem Oheim mein liebes Dörflein.

Es war ein schöner Abend. Eine warme, milde Oktobersonne lag golden über der lieblichen Gegend, die Eichen prangten in den buntesten Farben, und die Waldwiese daneben leuchtete wie im ersten Frühlingsgrün. O Deutschland, Deutschland, sagte mein deutsches Herz, du bist doch das schönste Land! — Wir schritten die Anhöhe hinab dem Dorfe zu; unser Nachbar fuhr mit einem Fuder Grummet an uns vorüber. Potz! ist das nicht der Ueberseeische? sagte der treuherzige Mann. Hier gab es die erste freudige Begrüßungsscene. Darauf kam unser alter Drescher; er hatte sich von dem abgeernteten Roggenstück eine Karre Schütte geholt. Er wollte mit einem Guten Abend! an uns vorüber; ich aber trat ihm näher. Guten Abend, Boleke! sagte ich. Ach du meine Zeit, Lute! rief er und ließ vor Erstaunen die Karre sinken. Diese

kleine Scenen waren für mein Herz Himmelsgenuß. Jetzt aber lief ich dem Bache zu; dort stand die alte, leidige Weide, worauf ich so viel von dem Glücksbaume geträumt hatte. Ich eilte vorbei und kam an die Gartenwand. Hier hörte ich es in den Pflaumenbäumen rauschen; ich sah hinüber, ja Katharinchen war es, die mit einer Bohnenstange nach den letzten blauen Pflaumen stieß. Katharinchen, rief ich in Entzücken, kennst du mich? — Sie sah mich groß an. — Ludwig; Katharinchen! du weißt doch die Geschichte vom Zicklein?

Jetzt sprang Katharinchen fort, aber nicht zu uns, nein durch den Garten und in das Haus. Ich folgte ihr schnell, aber da schaute Fieke schon aus der wohlbekannten Hinterthür. Auch sie kam nicht zu uns, sie lief nach des Vaters Studierstube, und als ich in den Hausflur trat, kam mir der Vater schon unten an der Treppe entgegen. Ich lag an seiner Brust, wir weinten beide. Ich stotterte: Verzeihung! Er legte als ein Zeichen seines Segens die Hand auf meine Stirn. Nun kamen auch die Brüder, die in den Herbstferien zu Hause waren, und Fieke kam und Katharinchen, und lange konnten die Freudenbezeugungen und das Erzählen kein Ende finden. Ich gehe schnell über diese Zeit hinweg, kein Mißklang war darin, ich war der verlorene Sohn, heimgekehrt, und mit einem neuen Herzen und mit neuen Wünschen; ich wußte jetzt, wo der Glücksbaum zu suchen sei. Mein Vater gab mit Freuden seine Einwilligung zu meinem Vorhaben, mit Daniel zusammen das Handschuhmacherhandwerk zu lernen, und als nach vierzehn Tagen Daniel die beja-

hende Antwort seines Meisters schrieb, währte es nur wenige Tage, bis ich mich nach dem ersehnten lieblichen Orte des Friedens, zu meinem Freunde Daniel begab. Seine Mutter wohnte mit seiner Schwester Malchen eine Stunde von uns entfernt in einem Städtchen, wo sie sich ein Häuschen mit Garten gekauft hatte und mit Hilfe ihres Erbtheils ein stilles sorgenfreies Leben führte. Die Besuche, die wir bei ihr machten, waren Freudentage für sie und für uns.

— Acht Jahre waren vergangen, da war an einem schönen Maitage das Häuschen der Mutter Wehrmann festlich geschmückt und voll von Gästen. Ich führte ihr Töchterlein Malchen zum Altare, mein Vater traute uns, Fieke kochte und backte, und Katharinchen ging stolz als blühende Brautjungfer mit zur Kirche. Auch der Oheim, meine Brüder und Daniel mit seiner jungen Frau fehlten nicht. Mein ältester Bruder war schon Hilfsprediger, einer Kandidat und einer Student. Doch rechneten sich Daniel und ich dem Herzen nach auch zum geistlichen Stande; wir hielten treulich zu unserer lieben Herrnhuter Gemeinde, obgleich wir nicht darin wohnten. Daniel hatte in einem nicht entfernten Orte ein gutes Brod gefunden; mich nahm die gute Schwiegermutter in ihr Haus auf, und mein ziemlich angewachsenes Kapital wurde dem neuen Hausstande zu Grunde gelegt. Ich war dankbar und froh im Herrn. Malchens rothseidenes Tüchlein, das einst so lustig auf dem Schiffe nach der Heimath zog, wehte heute auf einer Stange hoch über den blühenden Kirschbäumen.

— Neun und vierzig Jahre sind wieder pergan-

gen. Aus dem thörichten Knaben, dem ſuchenden Jüngling und glücklichen Manne iſt ein ſtiller Greis geworden. Das Leben liegt weit und reich hinter ihm, reich an Freud und Leid, aber immer reicher an der Gnade des treuen Herrn. Malchen mit ſilberweißen Locken iſt noch friſch und fröhlich neben ihm, und friſch und fröhlich zieht jetzt unſeres Herzens Fähnlein der himmliſchen Heimath zu, wohin unſerer Lieben viele vorangegangen ſind. Katharinchen war glücklich, aber nur kurze Zeit verheirathet; ſie ſtarb bald nach des Vaters Tode. Von meinen Brüdern lebte nur noch Johann; er hatte die Freude, meinen dritten Sohn als Adjunctus in ſeinem Amte zu ſehen. Freund Daniel iſt rüſtiger als ich, und es vergeht kein Vierteljahr, daß er nicht bei uns einſpricht. Mein zweiter Sohn hat ſein einziges Töchterlein geheirathet und ſetzt mit Fleiß und Treue ſein Handwerk fort. Meine einzige Tochter aber iſt hinübergezogen zu den lieben herrnhutiſchen Freunden und führt dort einen Hausſtand voll Sorge und Freude, wie es eben in einem chriſtlichen Hausſtande hergeht. Drüben in dem ſtattlichen Hauſe wohnt mein älteſter Sohn; er ward Tuchmacher, dann Tuchfabrikant, wie man ſagt, und Bürgermeiſter. All die Häuſer ſind voll lieber Kinder, und ich zähle mit meinem Malchen öfters unſere Enkelchen; denn es währt immer nicht ſehr lange, daß wir mit unſerem lieben Rechenexempel nicht in Richtigkeit ſind. Als das kleine Fritzlein ſeinen ſechsten Geburtstag feierte, kam er ſtolz mit Säbel und Czacko; ſeine Schweſter Käthchen kam mit ihm. — Großvater, weißt du, was ich werde? fragte er kühn. —

Nein, ich weiß es nicht, aber möcht es wohl wissen. — Ich werde Kaiser! — Dacht ichs doch! — Und in China! setzte Käthchen hinzu. — Ja in China! wiederholte Fritzlein, wie von einer Sache, die ihm höchst bekannt war. — Aber Großvater, man muß doch wohl nicht übers Meer? setzte er bedenklich hinzu. — Ei, und wie weit! — Nun, dann werde ich nicht Kaiser! sagte er wegwerfend; dann werde ich Handschuhmacher. — Auch eine schöne Sache, Fritzlein! sagte der Großvater, — und so ging die Unterhaltung weiter. So gehts aber auch einen Tag um den andern, und nicht allein mit Fritzlein, die Enkelkinder kommen zum Hause des Großvaters wie die Täublein zum Schlage, und wenns der Herr giebt da soll es nächsten Mai hier hoch hergehen; dann soll ein goldenes Fähnlein wehen und Kind und Kindeskind soll sich sammeln hier zur goldenen Hochzeitsfeier. Der Jubilar aber schließt jetzt seine Erzählung mit dem Psalm, den er einst in kindischem Sinne und sündlicher Thorheit als einen Deckmantel seines Leichtsinns gebrauchte: „Der Herr ist mein Hirt, mir wird nichts mangeln. Er weidet mich auf grüner Aue und führet mich zum frischen Wasser," — und das Sprüchlein der Mutter ist bereit im Herzen und auf den Lippen:

Christi Blut und Gerechtigkeit
Das ist mein Schmuck und Ehrenkleid,
Damit will ich vor Gott bestehn,
Wenn ich zum Himmel werd eingehn!

Balster Meier bei den Franzosen.

Es war Mitte Februar im Jahre 1855, da saß in einer anständigen Bauernstube im nördlichen Deutschland eine große Gesellschaft beisammen, Alt und Jung; die Frauen und Mädchen spannen, die Männer mit den Pfeifen im Munde sprachen über Politik. Der Herr der Stube aber, Stein-Schulze, so genannt, weil es viele Schulze im Dorfe gab, seine Frau eine geborene Stein war, und der Hof von ihr herkam, der führte das Wort. Er war aber auch ein gescheidter Mann, war viel in der Welt umhergekommen, war gelehrt in allen Dingen und stand in Ansehen bei Jedermann. Wer möchte uns wohl rathen, daß wir es mit den Franzosen halten sollen, sagte er jetzt ernsthaft und sah die Andern prüfend an.

Nun, Stein-Schulze, sagte ein jüngerer Bauer, von den Franzosen kommt uns doch Aufklärung und Civilisation!

Schnick schnack! rief Stein-Schulze, so haben sie vor fünfzig Jahren gerade gesprochen, wir wissen, was dahinter steckt. Der Kaiser, der jetzt in Paris sitzt, hat eine Ader von dem Herrn Onkel; wer aber den

Onkel gekannt hat, wird auch wissen, wie die Worte des Neffen zu deuten sind.

Aber die Sachen stehen doch jetzt anders als damals, nahm der junge Bauer wieder das Wort, das ist ja in den Zeitungen deutlich auseinandergesetzt.

Stein-Schulze wollte eben antworten, als seine Frau zu ihm trat und spaßend sagte: Zankt euch ein andermal! heute sind die vielen Gäste hier, daß Du ihnen die Geschichte von dem Balster Meier erzählst.

Schön! sagte Stein-Schulze freundlich; die Geschichte paßt gerade in meinen Kram: die Jugend soll einmal hören, wie es vor fünfzig Jahren ausgesehen hat und daß die Sachen jetzt noch eben so stehen. Also, ich habe euch doch neulich erzählt, wie ich merkwürdiger Weise 1815 in Frankreich die Marketenderin fand, die wie ein Wunder über die Berezina und nach ihrer Heimath gelangt war; vom lahmen Lindemann in Drusenstedt und seinem Zobelpelz habt Ihr auch gehört, — nun von den beiden und von Balster Meier selber habe ich diese Geschichte gehört.

Zwischen Halberstadt und Braunschweig da ist der Strich Landes, wie ihr wißt, gut, da findet man schöne Eichen- und Buchenwälder und die fettesten Kornfelder und die fettesten Wiesen. Ehe nun Chausseen und Eisenbahnen das Land durchkreuzten, war es hier wie in allen abgelegenen Landstrichen still und war wenig Verkehr. Die Leute blieben bei ihrer alten Tracht und bei ihren alten Sitten und waren in der sogenannten Aufklärung ein gut Theil zurück und befanden sich wohl dabei. Auf den Märkten von Braunschweig und Halberstadt waren sie häufig zu sehen

und gleich zu erkennen. Die Männer in den blauen Tuchröcken und mit den thalergroßen Knöpfen, gelben Lederhosen und Pelzmützen, die Frauen mit den kurzen Faltenröcken und bunten seidenen Tüchern und weißen Halskrausen und den Mützen mit den reichen dunkeln Sammetbändern. Das sah stattlich aus; und diese Leute waren überall gern gesehene Gäste; denn der stattliche Bauer erschien niemals ohne den stattlichen Geldbeutel, und wenn er auch höchst vorsichtig war und nach seines Vaters Rath einen jeden Dreier dreimal umdrehte, ehe er ihn ausgab, und ob er die Sache sich hin und her überlegte, die Thaler mußten doch endlich springen, und nöthige Sachen wurden eingekauft. Ein Spaten, eine Sense, ein Waschtübben, ein Paar Schuhe und ein Sonntagsrock, was nun gerade noth that. Dann ging es heim, und nach der sehr plaisirlichen Reise kam das Leben wieder in den alten Schub. Des Alltags hieß es: bete und arbeite, und der Sonntag ward gefeiert und heilig gehalten; das gehörte zu den alten guten Sitten und noch manches andere mehr. Des Morgens nahm der Hausvater die Bibel und ein gutes Gebetbuch zur Hand; er versammelte Kinder und Gesinde um sich und hielt ihnen die Morgenandacht. Des Mittags wurde vor der dampfenden Schüssel, wie es sich gehörte, auch gebetet und des Abends ebenfalls, und bei der Arbeit und in den Feierstunden ward hie und da ein frommes Lied gesungen, was dem Herr-Gott besser gefallen hat, als die Lieder, die er heut zu Tage so vielmals hören muß. Wäre es doch bei den alten guten Sitten geblieben! aber die Welt wollte gar zu

klug sein; sie wollte, wie es damals schon hieß, aufgeklärt sein. Sie ward wie Eva von der Schlange verführt und wollte klug sein wie der liebe Gott. Auf den hohen Schulen waren Leute, die prahlten mit ihrer Weisheit und boten den verführerischen Klugheitsapfel gar zuversichtlich aus, da kamen denn eine Menge und bissen an und wurden dafür auch alle aus dem Paradiese verjagt, das heißt, sie mußten ihren Glauben daran geben und waren keine Kinder Gottes mehr. Mit der Gottesliebe hörte die Gottesfurcht bald auf, und es ging immer mehr bergab und wurden elend, und gingen dahin ohne ihren Gott.

Wiesendorf oder Wischedörpe, wie es dort zu Lande genannt wurde, ist ein großes Dorf, und den Häusern und Gehöften ist anzusehen, daß die Leute dort keine Noth haben. Ja mit dem täglichen Brode hatte es keine Noth, wohl aber mit der zweiten Bitte. Seit dreißig Jahren stand auf der Kanzel ein Mann, der auch in den Apfel gebissen hatte, und predigte darnach. So viel Worte und so viel gelehrtes Zeug, den armen Bauern ging es wie ein Mühlrad im Kopfe herum. Dazu konnte er selbst nicht genug davon kriegen: beinahe zwei Stunden währten seine Predigten, und weil ihm das im höheren Alter beschwerlich fiel, ließ er sich einen Stuhl auf die Kanzel bringen; eine Stunde sprach er stehend, und die andere Stunde setzte er sich. Das war dann ein tröstliches Werkzeichen für die Gemeinde, sie schöpfte wieder neuen Muth. Hei sit ja schon, sagte ein erwachter Schläfer gähnend zu seinen Nachbarn. Ja, hei sit ja schon, war die Antwort. Zu diesem alten Pa

ſtor kam nun ein junger Schullehrer, der noch weit gelehrter als ſein Herr Paſtor war. Seine Schule war eine Muſterſchule, die dickbäckigen Jungens und Mädels ſperrten Mund und Augen auf, ſo etwas war ihnen noch im Traume nicht eingefallen. Sie ſollten nicht allein lernen, wie es heutzutage in der Welt ausſah, auch wie es vor hundert und tauſend Jahren ausgeſehen hat; ſie ſollten nicht nur wiſſen die nächſten Dörfer und Städte von Wiſchedörpe, ach was! die Erde nach allen Himmelsrichtungen ſollten ſie ſtudiren, unten und oben, und die Linien und Grade und den Wendekreis des Krebſes und des Steinbocks und den Aequator. Ne, Vadder, ſagte der Schulze zu ſeinen Nachbarn, uſe Schaulmeſter is en Kapitalkerel, wat da bei Krabben leeret! hat hei denn ſchonn mal von dei Striche und dei Aequatorſch ehört, dei upper Ere rumgahn, nich wit von Wiſchedörpe ſoll ja ok ſaun Ding ſien, dat müſſe ſek doch geläentlich opſinnen laten. Ja, ſagte der Nachbar, ek hebbe mien Lewdag nist dervon ehört, un in uſen Felle is et wiſſe nich. Darüber wurden ſie einverſtanden, aber auch darüber, daß der Schulmeiſter doch ein gelehrter Mann und ein rechter Schutz für ſie und Kinder ſei.

Wie dieſe beiden dachten noch Viele im Dorfe; ein Mann aber dachte ganz anders, das war der große Meier, ſo genannt, weil er dem Leibe nach der größte Mann im Dorfe war, aber auch, weil er den größten Bauernhof inne hatte. Der große Meier war ein geſcheidter Mann, wenn er auch von den Strichen nichts wußte, die auf der Erdkugel ſind, ſeine Weisheit war auf himmliſche Dinge gerichtet, in ſeinem Herzen wohnte

der Glaube, der da hellsehend macht; des Kantors Windbeuteleien hatte er bald durchschaut und stand auch bei dem gehörig in Respekt. Des Sonntags, wenn der Kantor mit der Schule aus dem eingeführten neumodischen Gesangbuche seine Lieder anstimmte, fiel der große Meier mit seinem ganzen Hausperſonale recht kräftig aus dem alten ein, und bei den bekannten Liedern trug er oft genug den Sieg davon, und sang die Gemeinde nicht mit dem Kantor, sondern mit dem großen Meier. So ähnliche Stückchen passirten mehr, des Kantors Hauptärger aber war, daß Meiers einziges Söhnlein, der Balster nicht in die Schule geschickt wurde. Balster (abgekürzt von Balthaser) war ein Junge von sieben Jahren und also eigentlich schon schulpflichtig; Meier aber hatte vom Doctor die Aussage, daß sein Söhnchen sehr schwächlichen Körperbaues sei und nicht angestrengt werden dürfe. Also für jetzt blieb er darum zu Hause; aber auch später mußte Rath werden: Meier und seine Frau wollten das Kind nicht zu dem Seelenverkäufer schicken. Wenn nun die übrige Dorfjugend ihre Wissenschaft lernte und neumodische Lieder und Reime, hieng der Balster seiner Mutter an der Schürze oder trieb sich im Gehöfte umher. Er hatte allerhand Arbeit, mußte des Abends die Schaafe mit in den Stall zählen, er mußte die jungen Gänse hüten, die Eier absuchen; er mußte auch dem Knechte das Stroh in die Häckselbank schieben oder der Mutter die leeren Milchtuppen aus der Hand nehmen, oder er stand dabei, wenn die Mutter haspelte und zählte das Klappen: So ward der Junge klüger von Tag zu Tag, und er blieb auch nicht unge-

lehrt in den Wissenschaften. Er konnte schon buchstabiren und konnte m und n und i in Menge machen, und, was das beste war, er wußte im Katechismus besser Bescheid, als der Herr Kantor, und konnte wunderschöne Sprüche, Gebete und Lieder aus dem Kopfe hersagen.

So standen die Sachen in Wischedörpe und bei Meiers, als Anno 1806 der Krieg mit den Franzosen ernstlich losgieng. Bei den Kriegsaussichten kratzten sich die Bauern hinter den Ohren: sie wußten, was Krieg für den Bauernstand sagen will. Der junge Herr Kantor aber wußte ihnen die Sache besonders vorzustellen. Erstens, sagte er, ist Preußen ein kriegerischer Staat, gedenkt an den alten Fritzen! mit welchen Feinden hat er siegreich gekämpft! Unsere Armee hat sich nur zu zeigen, und die Franzosen machen augenblicklich Kehrum und werden siegreich verfolgt bis nach Paris. Oder sollten wunderbarer Weise die Franzosen nicht gehindert werden, sich ein Stückchen im Preußenlande umzusehen, so kann uns das nicht erschrecken, die Franzosen sind das liebenswürdigste, aufgeklärteste Volk; selbst als Feinde sie hier zu haben, wird für uns zum Glücke sein; denn mit ihnen wird Bildung und Aufklärung in unserem Volke verbreitet werden.

Der zweite Fall trat wirklich ein, und die Franzosen haben sich im Preußenland und in Deutschland genug umgesehen. Am 14. October wurde die unglückliche Schlacht bei Jena verloren, und plötzlich war der noch weit geglaubte Feind wirklich da. In Eilmärschen kam er an und zog ebenso weiter nach Ber-

lin. Drei Tage nach der Schlacht waren Franzoſen in Halberſtadt, der Schulze von Wiſchedörpe hatte ſie ſelbſt geſehen, zwar nur aus der Ferne; denn er hatte ſich eiligſt auf den Rückweg gemacht. Aber er ſollte ſie noch näher ſehen. Am anderen Morgen ſcholl die Kunde durch das Dorf: die Franzoſen kommen!' Das war eine Aufregung, ein Hin- und Herlaufen und Berathen, und der Herr Kantor führte das große Wort. Seid ohne Sorge, ich kann parliren, das heißt, ich ſpreche franzöſiſch wie Waſſer; ich werde mich mit den Herren unterhalten und alles vermitteln. Ich verſichere euch, es iſt das höflichſte Volk von der Welt, und iſt nichts von ihnen zu befürchten. Die Leute hörten das gern, und viele von ihnen, ihren Kantor an der Spitze, zogen neugierig vor das Dorf, um die Franzoſen zu ſehen. Der Kantor blieb in Würde ſtehen und erwartete, daß die Gäſte heran kämen; einige Burſche aber ſchritten noch etwas weiter vor. Es war ein Trupp leichte Reiterei; ſie machten Halt vor den Burſchen und richteten einige Fragen an ſie. Die aber verſtanden ja das Kauderwelſch nicht und zeigten auf den Herrn Kantor. Der kam auch ſchon mit höflichen Dienern näher und fieng zur Verwunderung ſeiner Bauern wirlich an zu parliren. Einer der Franzoſen fragte, welche Uhr es ſei, und im ſtolzen Gefühle, daß er der einzige hier ſei, der die Frage verſtehe, holte der Kantor geſchwind ſeine Uhr aus der Taſche. Trois heures passées, Monsieur! rief er dienſtfertig; das heißt nämlich: es hat drei geſchlagen. Mercie, Monsieur! ſagte der Franzoſe, riß dem erſchrockenen Kantor die Uhr aus der Hand und ritt

lachend mit seinen Gefährten in das Dorf, um dort zu holen, was sie nöthig hatten. Der Kantor und seine Bauern waren ganz verblüfft über diese französische Höflichkeit, und kopfschüttelnd gingen sie sachte in das Dorf zurück. Der große Meier war indessen nicht neugierig gewesen; er sehnte sich nicht nach dem Anblick der Franzosen. Vielmehr verrammelte er klüglich Thorweg und Pforte seines großen Gehöftes, um sich so viel als möglich vor den ungebetenen Gästen zu schützen. Er gieng auch in den Garten, um dort die Pforte zuzuriegeln. Der Garten lag an dem Anger und war mit einer großen Mauer umgeben. Ich meinte, der Balster wäre hier, dachte Meier; er wird in irgend einem Stalle stecken, der Balster war aber doch im Garten gewesen. Es war ein hübscher Octobertag, und er hatte sein Vergnügen daran, die letzten Birnen und Aepfel von den Bäumen zu schlagen. Ein Knecht war ihm behülflich dabei. Da rief ein junger Bursche dem Knechte, der gerade auf einem Baume saß, von außen zu: Andreas, komm mit, die Franzosen sind vor dem Dorfe! Andreas war rasch vom Baume, nahm den Balster an die Hand und trabte nach der Seite hin, woher die Franzosen kommen sollten: Ja wirklich, da sind sie! Ein Bagagewagen stand auf dem Wege, und die Reiter kehrten eben von ihrem Raubzuge aus dem Dorfe zurück und bepackten den Wagen. Die beiden Burschen standen mit dem kleinen Jungen hinter einer Ulme und wagten sich nicht weiter vor, die Soldaten aber hatten sie erblickt und sprengten zu ihnen heran. In demselben Augenblicke nahmen Andreas und sein Gefährte Reiß-

aus, bogen in eine Winkelgaſſe, ſetzten über eine Hecke und waren in Sicherheit. Da ſtand nun der arme Balſter allein, die Soldaten wandten ſich zu ihm: ſie wollten den Weg nach dem nächſten Dorfe wiſſen, ſie brachten auch einige deutſche Worte vor, aber Balſter wußte von nichts. Er ſtand angſtvoll da, der kleine Kerl, und ſah komiſch aus. Er hatte eine enge gelbe Lederhoſe an und eine kurze Jacke mit großen Knöpfen; auf dem Kopfe hatte er eine runde Pelzmütze und ſchaute nun mit großen Augen und offenem Munde auf die fremden Menſchen. Der eine Soldat aber griff im trunkenen Muthe lachend nach dem jungen Bären, wie er Balſterchen nannte, und warf ihn in den Bagagewagen, und der Zug ſetzte ſich in großer Eile in Bewegung. Dieſem erſten Zuge folgten noch mehrere, und die Unruhe im Dorfe war groß. Zu des Kantors Schrecken war ein Trupp ſo unhöflich als der andere: ſie fragten mit franzöſiſchen Kolbenſtößen, die auch den Bauern verſtändlich waren, nach Karolins, das heißt Goldſtücken, und ungefragt nahmen ſie Gänſe und Enten und was ihnen ſonſt in den Weg lief. Meier ſaß ganz ſtill hinter ſeinem Bollwerke. Die Franzoſen donnerten freilich oft an das Thor; es aber einzunehmen, war ihnen zu umſtändlich, hatten ſie es doch auf den Nachbarhöfen bequemer. Der unglückliche Kantor mußte nun von einem Hofe zum anderen ziehen, mußte den Dolmetſcher abgeben, mußte erklären, was Karolins bedeutet, und daß die liebenswürdige Franzoſennation lieber Gold als Silbermünze nehme. Dem Schulzen, dem nächſten Nachbar vom großen Meier, der ganz beſonders gerupft wurde, wollte

sich der Franzose dankbar beweisen, und der Kantor mußte ihm verdolmetschen, daß er künftig sollte ein solcher Filou sein wie der Nachbar, fest zu machen Thüren und Fenster, ganz still sitzen, nicht aufmachen.

Der Abend war herangekommen, und die Franzosen, die nur so kleine Streifzüge nach rechts und links gemacht hatten, waren zurückgekehrt nach der Hauptstraße. Das Dorf war wieder ganz ruhig, und die Nachbarn kamen zusammen und klagten sich ihre Noth. Da ward auch Meiers Hof wieder aufgemacht, und Meier und seine Frau traten heraus und fragten ängstlich, ob denn Niemand ihren Balster gesehen hätte? Bei der Unruhe und Aufregung hatten die Eltern an den Jungen weiter nicht gedacht, oder sie hatten gar nicht gezweifelt, daß er irgendwo im Hause oder im Hofe sich aufhalte, er ging ja sein Lebetage nicht allein fort. Andres, der es wußte, wo er den Jungen gelassen hatte, sagte nichts, und auch der Kumerad hatte Verschwiegenheit gelobt, sie hofften ja, daß der Junge sich wieder einfinden werde; selbst wenn ihn die Franzosen mitgenommen hätten, würden sie ihn im nächsten Dorfe doch wohl abgesetzt haben. Er fand sich aber nicht ein der Junge. Nachdem die Eltern mit den Hofleuten das ganze Dorf noch in später Nacht vergebens durchsucht hatten, gingen reitende Boten nach allen Gegenden hin; der Vater selbst war dabei, aber alle Nachforschungen blieben fruchtlos. In jedem Orte, wohin sie kamen, war Unruhe und Schrecken genug, und Wenige hatten Theilnahme für den armen Vater. Franzosen waren überall durchgekommen und zogen noch immer durch; aber einen kleinen Bauern-

jungen hatte Niemand bei ihnen gesehen. Meier setzte seine Nachforschungen bis hinter Magdeburg fort, und endlich kehrte er traurig zurück. Wer weiß, was die schlimmen Feinde mit dem kleinen Balster angefangen haben! Die Eltern mußten ihr einziges Kind für todt halten. Der Schmerz aber war zu groß, die Mutter ging weinend und händeringend im Hause umher, und Meier, dem das eigene Herz vor Kummer brechen wollte, mußte die schwache Frau noch trösten. Wenn sie sich Abends hinlegen sollte, trat sie erst an Balsterchens kleines Bett. Er hatte mit ihr des Abends das Vaterunser und dann noch den Vers gebetet:

Abends, wenn ich schlafen geh',
Vierzehn Engel bei mir steh'n,
Zwei zu meiner Rechten,
Zwei zu meiner Linken,
Zwei zu meinen Häupten,
Zwei zu meinen Füßen,
Zwei, die mich decken,
Zwei, die mich wecken,
Zwei, die mich weisen
In das himmlische Paradeisen.

Un min Vaderken un Müderken ok! setzte das Kind jedesmal hinzu. Jetzt war das Bett leer und kalt; sie konnte nicht dem Kinde Stirn und Wangen streicheln und konnte es nicht mit mütterlicher Liebe warm zudecken, ja, was das Schlimmste war, sie wußte nicht, wo sie ihr Kind mit den Gedanken suchen sollte, lebte er vielleicht noch? aber wo und wie? der arme liebe Junge! Tage gingen darüber hin und Wochen und Monden, der einsame Winter ging vorüber, es wurde wieder bestellt und gesäet und wieder geerntet,

und die Sache mit dem kleinen Balster kam nach und nach in Vergessenheit. Meier blieb immer ernst und traurig, und seine Frau war bleich und abgemagert; aber sie murrten nicht, sie waren ergeben in ihr Schicksal, sie beteten und sangen nur fleißiger und herzlicher und blieben ihrem Gott getreu. Am übelsten aber war der Andres daran; er wagte sein Unrecht nicht zu gestehen, fraß den Kummer in sich und verging wie ein Schatten. Was der Andres doch unser Kind lieb gehabt hat! sagte die Meierin oft zu ihrem Mann, er vergeht vor Gram, und wenn ich ihn trösten will, da fängt er an, laut zu weinen. Meier bemerkte das auch mit Wohlgefallen, und Andres wurde gehalten, nicht wie ein Knecht, nein wie ein guter Freund.

Der Krieg hatte indessen immer seinen bösen Fortgang genommen, eine Festung nach der anderen war erobert, eine Provinz nach der anderen; die blutigen Schlachten bei Friedland und Eilau waren geschlagen, und der Friede von Tilsit brachte dem Lande zwar Frieden, aber brachte es auch unter die Herrschaft der Feinde. Wischedörpe wurde westphälisch, und sie hatten nun das Glück, die französische Bildung recht in der Nähe zu genießen. Es war ihnen aber gar nicht recht; trotz aller höflichen Freundschaftsversicherungen und schönen Redensarten mußten sie Scheunen und Fässer zum Unterhalte der französischen Soldaten offen haben. Da gab es Kriegssteuern zu zahlen und Kontributionen, Requisitionen, und Spione waren überall im Lande, und kein deutscher Mann durfte seine deutschen Gesinnungen laut werden lassen; ja, das Schlimmste war noch, daß die jungen Männer unter

den Fahnen des Unterdrückers kämpfen und für seine ehrsüchtigen Pläne Blut und Leben lassen mußten.

Es war im März 1809; der Schnee war geschmolzen, die Sonne schien warm, und Frühlingsluft und Frühlingshoffnung belebte die Herzen der Menschen. Die Meierin stand in der Hofthür und erfreute sich an dem schönen Gefühle des kommenden Frühlings. Der Winter mit seiner Stille war vorüber, Alles war wieder lebendig. Die Tauben gurrten auf den Dächern, die Hühner gackerten, die jungen Lämmer riefen nach ihren Müttern, knarrend zog der Pflug zum Thorweg hinaus, die Egge und Walze ratterten hinter her, und der Bauer stand mit dem Säelaken bereit, seinen Leuten zu folgen. Da trat ein alter Dreſcher zur Frau und sagte: Wißt Ihr es schon? drüben Buſchens Fritze ist aus Spanien wieder gekommen. — Nun Gott sei Dank, da wird die Mutter sich freuen! sagte die Meierin theilnehmend. Ja, aber der arme Bengel! sagte der Dreſcher, sein rechter Arm ist lahm, er ist ein Krüppel sein Leben lang. Kaum hatte der Alte das ausgesagt, als der Besprochene in den Hof trat. Meier legte nun das Saatlaken wieder fort, führte den Eintretenden zu seiner Frau, und alle drei gingen unter recht herzlichen Begrüßungen in die Stube. Buſch erzählte von seinen Erlebniſſen ganz kurz hin; aber, sagte er, eine sonderbare Geſchichte habe ich erlebt, die ich euch doch erzählen muß. Die Meierin war immer in Aufregung, wenn Leute aus der Fremde und von den Franzoſen kamen: sie hoffte noch Kunde von ihrem Kinde zu hören, und heute, als der Er-

zähler so sonderbar anfing und so geheimnißvoll um sich schaute, schlug ihr Herz gewaltig schnell.

Ja, also begann Busche, wir waren schon weit umhergekommen, hatten Deutschland und Frankreich passirt und standen in den Pyrenäen, als es hieß: nun noch weiter vor nach Madrid. Eines Tages waren wir einem französischen Corps zugegeben und marschirten den ganzen Tag bei rechter Hitze in einem engen Thale. Das Marschiren ging schlecht, wir konnten unmöglich unser Quartier erreichen und blieben die Nacht in einem kleinen Dorfe mitten im Gebirge. Solche Nachtlager suchten wir gern zu vermeiden, weil sie gar gefährlich waren; denn die Spanier sind ein wüthendes Volk, und sie hassen die Franzosen bis auf's Blut, und wenn ihre regulären Truppen es auch mit uns halten mußten, so führt das Landvolk ganz und gar für sich einen Krieg, fällt aus heimlichem Hinterhalt und schlägt todt, wen es findet. Wir bekamen auch von unseren Offiziers die Ordre, uns den Abend nicht auszuziehen und immer kampffertig zu bleiben. Ich erhielt mein Quartier in einer Mühle, ganz am Ende des Dorfes. Ich war so müde, daß ich mich nur nach einem kühlen Plätzchen sehnte, um schlafen zu können. In dem einzigen kleinen Stalle lagen ein Paar Franzosen; ich ging daher in das Wohnhaus. Gleich vorn am großen Heerde fand ich eine französische Marketenderin. Wir merkten bald, daß wir uns verständigen konnten, sie war von Straßburg her. Nun sagte sie mir, daß es hier im ganzen Dorfe nicht geheuer wäre, und vor einer Viertelstunde hatte sie gesehen, wie der Müller einen jungen Burschen abge-

fertigt hatte, der dort über die Berge gelaufen war. Wir verabredeten uns, hier am Heerde zu bleiben und abwechselnd zu wachen. Dicht daran war ein Alkoven, worin des Müllers Kinder schliefen. Wir meinten hier am sichersten zu sein. Der Marketenderin ihr eigen Kind, ein Junge von ungefähr neun Jahren, lag dicht an der Alkoventhür auf Heu im festen Schlafe. Der Junge sah possierlich aus in seinen rothen Hosen und der Soldatenjacke; aber es war auch ein hübscher Junge, und das Herz that einem im Leibe weh, wenn man dachte, er sollte hier abgeschlachtet werden. Ich legte mich in eine andere Ecke auf Heu, und die Marketenderin legte sich vor den Jungen. Der Müller und seine Frau gingen zu den Kindern, und es wurde endlich ganz dunkel und Alles still. Ich schlief zuerst: ich war gar zu müde; die Marketenderin wollte wachen. Ich mochte wohl schon eine gute Weile geschlafen haben, da mit einem male hatte ich einen schweren Traum und wachte auf. Ich machte nur ein Bischen meine Augen auf und sah, daß heller Mondschein war, und bei dem Mondscheine sah ich, daß die Kammerthüre ganz sachte aufging und der Müller und seine Frau heraustraten. Die Marketenderin war auch eingeschlafen und schnarchte laut. Ich war vor Schrekken starr; denn der Müller hatte eine blanke Axt in der Hand und die Frau ein langes spanisches Messer. Der Mann machte ein Zeichen, als ob er erst mich vornehmen wollte; die Frau nickte, — da mit einem Mal erhob sich der kleine Junge von seinem Lager, faltete seine Hände und wandte sein Gesicht nach dem hellen Monde. Die Frau hielt jetzt den Mann an

der Jacke feſt und zeigte erſtaunt nach dem Kinde. Und nun denkt euch, der kleine Junge ſpricht das Vaterunſer deutſch ſo ſchön und deutlich, als wenn er es hier gelernt hätte, und dann mit einem Male ſagt er:

Abends wenn ich ſchlafen geh',
Vierzehn Engel bei mir ſteh'n,
Zwei zu meiner Rechten,
Zwei zu meiner Linken,
Zwei zu meinen Häupten,
Zwei zu meinen Füßen,
Zwei, die mich decken,
Zwei, die mich wecken,
Zwei, die mich weiſen
In das himmliſche Paradeiſen.
Un min Vaderken un Müderken ok!"

Herr Gott, das iſt ja unſerem Kind ſein Abendgebet! ſagte die Meierin zitternd. Meier nickte auch deutlich mit dem Kopf und forderte dem Erzähler mit bangem Herzen auf, fortzufahren. — Ja, ſagte Buſche, wenn ich nur mehr wüßte! Ich ſprang in dem Augenblick auf und zu dem großen offenen Fenſter hinaus, die Leute haben da nämlich gar keine Glasſcheiben, und ſtürzte in das Dorf, um meine Leute zu wecken. Aber es war ſchon hin und wieder Lärm in den Häuſern und wurde von Minute zu Minute mehr. Wir waren wirklich überfallen und hatten Noth, uns durchzuſchlagen. Die Marketenderin war von uns abgekommen, und weil wir nach einigen Tagen uns von dem ganzen franzöſiſchen Corps trennen mußten, habe ich ſie nie wieder geſehen; aber gehört habe ich, daß ſie wirklich ſammt dem Kinde noch lebt. Sie iſt mit

nach Portugal marschirt, das habe ich von einem verwundeten Rheinbündler erfahren.

Diese Erzählung brachte das ganze Dorf in Bewegung, am meisten aber die Herzen der Eltern. Ein neuer Hoffnungsstern war aufgegangen: der Junge lebt noch, zwar in Portugal; und das ist weit, aber er lebt doch! Was man nicht erleben kann! sagte der Schulze; Balster in Portugal! Nun, Gevatter, alle Segel aufgespannt! den Jungen müssen wir wieder haben. — Wir werden ihn wieder haben, sagte Meier, wenn der Herr es so bestimmt hat. Ja, Mütterchen, wandte er sich zu seiner weinenden Frau, wir werden ihn wieder haben; ich habe den Glauben im Herzen, daß der Herr Gott unsere Gebete erhören wird. Die Frau reichte ihm die Hand und nickte und hatte trotz der Thränen viel Hoffnung und Trost in dem blassen Gesichte.

Auf Zureden seiner Freunde that Meier manche Schritte, um Nachricht von seinem Kinde zu erhalten. Es wurden Briefe an einige höhere Offiziere geschickt, die in Spanien standen! aber erst nach vielen Monaten kam die Nachricht, daß man von keiner Marketenderin mit einem deutschen Jungen etwas wisse.

Der Herr Kantor, der jetzt unter der Fremdherrschaft wieder oben auf war und nur immer von seinen guten Freunden am Hofe des Königs Hieronymus sprach, machte dem Meier nun Vorwürfe. Er hatte sich doch erboten, damals gleich selbst nach Kassel zu reisen und durch die höchsten Personen die Nachforschungen einzuleiten; jetzt war es freilich zu spät. Herr Kantor, sagte Meier, der wohl wußte, daß des Kan-

tors Worte nur Prahlereien waren, und daß er die Reise nach Kassel lediglich zu seinem Vergnügen gemacht hätte, Herr Kantor, Sie sagen, Sie haben hochgestellte Freunde; ich habe aber den allerhöchsten, das ist, der über alle Könige regiert und Jedem seinen Weg weist und der auch die Schritte unseres Kindes leiten wird, und wenn es sein gnädiger Wille ist, wird der Junge ohne die langen Arme in Kassel schon wieder zu uns kommen. Der Kantor ging achselzuckend fort, aber zu seinen Freunden sagte er: Das ist ein rechter Thor! kommt da immer mit seinen alten Geschichten, glaubt wirklich, der Herr Gott werde in einem solchen Troubel, zwischen so vielen Menschen, die Schritte seines Balsterchens leiten. — Die Thoren sprechen in ihrem Herzen: es ist kein Gott! Aber dem Gerechten muß das Licht immer aufgehen und Freude dem frommen Herzen. Harre des Herrn, sei getrost und unverzagt, und harre des Herrn!

Und wirklich dort in der spanischen Mühle, das war der kleine Balster, und die Marketenderin war seine Pflegemutter. Sie hatte ihn in der Gegend von Magdeburg in großer Unruhe und zwischen vielen Soldaten aufgegriffen und ihn treulich verpflegt. Durch ihr weniges Deutsch wurde es ihr möglich, sich mit ihm zu verständigen, wenn es auch schwierig war; denn der Junge sprach nur sein Plattdeutsch. Sie faßte aber eine so närrische Liebe zu dem kleinen frischen Jungen, daß sie sich gleich entschloß, ihn als gute Beute zu behalten. Sie sprach ihm vor, sie wollte ihn zu seinen Eltern zurückbringen; dabei aber ging sie mit der Armee immer tiefer in's Preußenland hinein.

Sie war auch mit bei der Schlacht von Eilau. Als sie am Wagen nach dem Gefechte mit dem Jungen über das furchtbare Schlachtfeld ging, und er entsetzt war von den vielen Todten und den Blutsümpfen, die in den weißen Schnee gedrungen, — da machte sie ihm begreiflich, daß es Krieg sei, und viele Menschen sterben müßten, und auch in Wischedörpe Alles todt sei; sie aber wollte seine Mutter sein und ihn noch lieber haben als sein Müterken. Balster hörte das weinend an, aber seine Maman, wie er zu ihr sagen mußte, war so zärtlich und sorgsam, daß er ihr Alles glaubte und sich endlich immer mehr an sie hing. Der Junge wurde nun umhergeschleppt von einem Lande zum andern; bald wurde er es ganz gewohnt und wußte es nicht anders. Von Preußen ging es zurück durch ganz Deutschland, durch Frankreich bis nach Spanien hinein. Seine Bauerntracht, die kleine gelbe Lederhose und die Tuchjacke und runde Pelzmütze, war gleich mit rothen Hosen und Tressenjacke vertauscht worden. Auch seine Sprache verlernte er immer mehr und lernte dafür das Französische; nur seine Gebete, die er treulich alle Tage hersagte, blieben fest in seinem Gedächtniß, und wenn auch seine frühere Lebenszeit meistens nur in schwachen Erinnerungen in seiner Seele blieb, so waren doch einige Bilder ganz fest und deutlich darin gewurzelt, wie der Ort, wo sein kleines Bett stand, und wann er darin lag und seine Mutter vor dem Bette kniete und mit ihm betete, — dann noch das Eine: wenn er des Morgens aufgewacht war, hatte er gerade die große Uhr vor sich, auf dem weißen Zifferblatte waren in zwei Ecken große rothe

Rosen und oben drüber ein Hahn. Das Bild hatte er jeden Morgen studirt und jeden Morgen mit demselben Vergnügen. Außerdem wußte er nur, wie die betrunkenen Soldaten ihn in den Wagen rissen und auf das Schlachtfeld von Eilau. Von dem anderen vielen Hin- und Herziehen, das immer unter denselben Umständen geschah, verwischte in seinem Gedächtniß eines das andere. Den Abend in der spanischen Mühle hat er auch nie vergessen. Er hätte sich den Abend todtmüde hingelegt und war ohne zu beten eingeschlafen. In der Nacht wacht er auf, und es fällt ihm schwer auf die Seele, und er richtet sich auf und betet. Gleich nach dem Gebet entstand ein Lärm vor dem Hause; die Müllerin riß ihn und seine Pflegemutter in die Kammer zu den Kindern und geleitete sie gegen Morgen auf einem Wege, der sie rascher auf die große Straße und zum Heere brachte. Von Spanien waren sie wirklich nach Portugal gegangen; als aber die Marketenderin hier eine harte Verletzung am Kopfe erhalten hatte, entschloß sie sich, dem Kriegsleben zu entsagen und in ihrem Geburtsort, einem kleinen Dorfe in den Vogesen sich niederzulassen. Balster zog nun die rothen Hosen aus und wurde ein französischer Bauernjunge, der Stolz seiner Maman, die ihm gleich von Anfang an den Namen Leon gegeben hatte. Von Gemüthsart war der Junge freilich kein Löwe und eher ein Lamm; aber sein Körper, durch das Leben in der freien Luft abgehärtet, that sich mächtig hervor. Seine frühere Schwächlichkeit war verschwunden, die Natur seines Vaters schlug durch, und er machte Anstalt, ein rechter großer Meier

zu werden. Während nun seine Pflegemutter meinte, er habe seine Heimath ganz vergessen, weil er nicht davon sprach, lebten doch die Bilder aus der Kindheit treulich in ihm fort. Auch behielt er fest, daß er Balster Meier heiße und aus Wischedörpe sey. Hier in dem stillen Dorfe in den Vogesen, da kam er erst recht zur Besinnung, und Stunden lang saß er auf einer Anhöhe und schaute nach Deutschland hin, und immer fester dachte er sich in den Plan hinein: wenn er größer sei, wolle er seine Heimath aufsuchen und sehen, wer von seinen Freunden noch lebe. Seine Pflegemutter durfte das nicht ahnen; sie meinte es so gut mit ihm, und er merkte es wohl, daß sie gern die Vergangenheit aus seiner Seele ausstreichen möchte. Er wollte sie auch nicht betrüben, er war ein ehrlicher deutscher Junge; auch später, wenn er sie verließ, sollte sie seine Pflegemutter bleiben und mit ihm ziehen.

So war das Jahr 1812 herangekommen. Der Kaiser Napoleon rüstete sich gegen Rußland; mit großem Lärmen und Pompe setzte er sich und seine Armee in Bewegung. Balster merkte schon lange, daß es in seiner Pflegemutter unruhig wurde, und obgleich das Kriegsleben seiner eigenen Natur zuwider war, so redete er seiner Mutter zu, hinauszuziehen in die Welt, — ging es doch zuerst nach Deutschland. Balster bekam wieder eine rothe Hose und eine Soldatenjacke, und seine Mutter schwärmte schon von seinem Glücke: er sollte Tambour werden, und dann sollte er immer mehr werden und wer weiß, was endlich! So marschirten sie mit ihrem Regiment über den Rhein und

in Freude und Luſt bis nach Dresden. Balſter aber war nicht ſo luſtig; er war ſtill und nachdenklich. Seine Mutter war nicht zufrieden damit. Junge, ſei luſtig! ſagte ſie zu ihm; Du biſt ein Franzoſe, gehörſt zur großen Nation und darfſt den Kopf nicht hängen laſſen! Er mußte dann wohl ein franzöſiſches Liedchen mit ihr anſtimmen; wenn das vorbei war, blieb er aber doch der deutſche Junge und lernte Deutſch, wo er nur wußte und konnte. Als die herrlichen Tage in Dresden vorüber waren, und der neue Weltgebieter von den Huldigungen der deutſchen Fürſten, die alle gekommen waren, ſeinen Hofſtaat zu vergrößern, ſatt war, ging der Zug weiter. Wie eine Lawine wälzte ſich der Heereshaufen vorwärts, von allen Seiten ſchloſſen ſich die Hülfstruppen an, bis im Juni die Grenzen Rußlands erreicht waren. Am 18. Juni wurde der Niemen mit einer ungeheuren Menſchenmenge paſſirt. Nie, ſo lange die Welt ſteht, ſo hieß es damals, gab es eine ſchönere Armee, und ſchwerlich werde je eine ſchönere zu ſehen ſein. Kaiſer Napoleon ließ ſeine Geſammtmacht in Parade vor ſich defiliren, und im feierlichen Pompe zogen ſie über zwei zum Uebergang geſchlagene Brücken. Sie zogen hinüber, und hier war der Gipfel des Stolzes und des Uebermuthes der großen Nation erreicht. In Polen iſt nicht viel zu holen! ſo ſagt ſchon das Sprüchwort. Das ruſſiſche Polen war auch bei guter Jahreszeit ein ſchlimmes Land für die verwöhnten Feinde. Der tiefe Sand, die weiten hungrigen Gegenden waren ſchwer zu durchwandern. An friſchen Quellen fehlte es oft Tage lang; halb verfaultes Waſſer voll der häßlichſten

kleinen Thiere mußten sie trinken, und die schönen fetten Bauerndörfer, die sie hier bei uns gefunden hatten, fehlten da ganz. Hunderte von Soldaten unterlagen schon jetzt den Mühseligkeiten und Entbehrungen des Marsches. Die Marketenderin war immer noch wohl auf; sie sorgte für gutes Fuhrwerk und gute Kost und ließ sich und ihren Schützling keine Noth leiden. Balster aber war stiller als je und sehr traurig. Erstens lag Deutschland hinter ihm, und er hatte nichts von seiner Heimath erforschen können, und zweitens hatte seine Pflegemutter die Bekanntschaft mit einem Tambourmajor gemacht, den sie heirathen wollte. Seitdem behandelte sie ihn nicht mehr so liebreich; ja sie litt es, daß der Tambourmajor, bei dem er jetzt Unterricht im Trommeln hatte, ihn oft genug recht hart und schlecht behandelte.

Es war Ende Juli, da erreichte das Regiment nach einem beschwerlichen Marsche die Stadt Plozk. Es ward vor der Stadt ein Bivouac aufgeschlagen, und Balster saß mit seiner Pflegemutter an einem lustigen Feuer. Bei ihnen saß außer anderen Soldaten auch der Tambourmajor. Traurig schlich sich Balster endlich von der lustigen Gesellschaft fort und schlenderte an anderen Gruppen vorbei. Plötzlich blieb er stehen; das waren ja wunderbare Töne, die sein Ohr erreichten! Deutsch wurde hier gesprochen, ganz eigenthümlich deutsch. Er glaubte es noch nie gehört zu haben und verstand doch jedes Wort. Neugierig trat er näher. An einem glimmenden Feuer saßen zwei Soldaten im vertraulichen Gespräche, drei lagen schlafend dabei. Der eine wandte sich jetzt und sagte: Was

will denn der Franzosenjunge hier? — Balster trat furchtsam näher. Ich bin kein Franzose, ich bin ein Deutscher, sagte er. — Danach siehst Du doch nicht aus, sagte der Soldat mißtrauisch. — Ich heiße aber Balster Meier und bin aus Wischedörpe, sagte Balster etwas dreister. — Wischedörpe? fragte der andere Soldat, der weit freundlicher als der erste war. Junge, dann sind wir gar Landsleute. Wischedörpe, das liegt doch wohl im Braunschweigischen? — Ach, wenn ich das nur wüßte! seufzte Balster. — Hm, sagte der erste kopfschüttelnd, das klingt ja seltsam. — Komm her, mein Junge, sagte der Andere wieder, erzähle mal, wie Du in den Rock gekommen bist! — Balster mußte sich zwischen Beide setzen; aber anstatt zu reden, fing er an bitterlich zu weinen. Ei, wer wird denn weinen? sagten die Soldaten gutmüthig und fragten ihn weiter. Zwischen Thränen und Schluchzen mußte er erzählen; sie berathschlagten hin und her, — und forschten wieder, und endlich war Alles klipp und klar. Als das Franzosenvolk das erste Mal gekommen war, hatten sie den Jungen mitgeschleppt. Die Marketenderin hatte ihm etwas vorgelogen und ihn seinem Vaterlande abspenstig gemacht. Warum sollten seine Eltern nicht mehr leben? so schlimm ist es nirgends zugegangen. Ach ja, sie werden noch leben, sagte Balster; aber Wischedörpe ist auf keiner Karte zu finden. Ja, Du dummer Junge, lachte der freundliche Soldat, Wiesendorf wird drauf stehen! Du hast doch gemerkt, daß wir anders deutsch reden, als die Rheinbündler. — Balster sah ihn an, als ob ihm ein Licht aufginge. — Siehst Du in unserer plätten Sprache wird nichts

gedruckt; die Sache ist aber richtig, Du bist Balster Meier aus Wischedörpe, und ich bin Friedrich Lindemann aus Drusenstedt, kannst mich aber schlechthin Fritze nennen; denn ich bin Dein guter Freund, will auch Vaterstelle an Dir vertreten, redlicher, als der Schlingel, der Tambourmajor. Deine Maman laß nur im Stich! Das ist eine Lügenmaman und eine Franzosenmaman; Du bist ein deutsches Blut, und wenn wir aus diesem schändlichen Kriege glücklich heimkehren, bringe ich Dich zu Deinem Müderken. — Als sie noch so sprachen, ward es mit einem Male unruhig im Lager, und „Feuer in der Stadt!“ hieß es. Ja wirklich, die hellen Flammen wirbelten zum Himmel auf. Balster eilte jetzt zu seiner Pflegemutter; aber er fand sie nicht mehr: wie viele Andere war sie mit ihren Freunden in die brennende Stadt gelaufen. Die Sturmglocken klagten durch die dunkle Nacht, das Getöse des Brandes, das Rufen der fliehenden Einwohner, das Geschrei der Plünderer und das Brüllen des Viehes klang fürchterlich in das Lager herüber. Balster, der so etwas zum ersten Male mit recht verständigem Bewußtsein erlebte, war starr vor Furcht und Schrecken. Endlich versuchte er es, sich noch einmal zu seinen neuen Freunden zurückzufinden. Kaum war er hundert Schritte gegangen, da kam er an dem Tambourmajor vorbei, der sich fluchend nach seinem Bivouac vergeblich umsah. Er war mit geraubten Schätzen beladen und wollte sie in Sicherheit bringen. Balster aber war ihm nicht behülflich; ungesehen schlich er sich an ihm vorüber und erreichte glücklich die beiden Deutschen, die wie zuvor an ihrem Platze saßen.

Laß die Hallunken nur plündern! sagte Lindemann; wir thun, was unsere Pflicht ist, und bleiben an unserem Platze. Am liebsten aber möcht' ich darein schlagen!

Trotz des kalten Regens dauerte die Zerstörung die ganze Nacht fort. Balster befolgte gern seines Freundes Rath und kroch mit unter die von Tannenzweigen gemachte kleine Hütte und verschlief das Ende des Gräuels. Als am andern Morgen aufgebrochen wurde, redete Lindemann seinem Pflegling zu, schon jetzt sich zu den Deutschen zu halten; aber Balster konnte das nicht über's Herz bringen: seine Pflegemutter hatte ihm viel Gutes gethan, und wenn er sie seit den letzten Monaten auch mit anderen Augen betrachten mußte, er wollte ihr doch nicht den Kummer machen, sie zu verlassen. Zu seinem großen Schrecken fand er das französische Corps schon aufgebrochen, und es blieb ihm jetzt nichts übrig, als sich unter des braven Lindemanns Schutz zu stellen. So mußte es kommen, sagte Lindemann, der Herr Gott weiß, was er will, und wohin Du gehörst. Sie marschirten nun zusammen durch die fast ganz verwüstete Stadt; selbst der vom Feuer verschont gebliebene Theil war öde, verlassen und ausgeplündert. Balster, präge dieß Jammerbild in Dein deutsches Herz, flüsterte Lindemann, und gieb Acht, Du wirst noch mehr erleben, und Alles hat der große Kaiser und seine große Nation auf ihrem Gewissen! Eine friedliche Stadt in Brand stecken, um morden und plündern zu können, das ist die Geschichte von Plozk und ist nicht die erste Schandthat.

Ja, Balster sollte noch mehr erfahren; es war ja immer noch der Siegeszug der stolzen Nation, und sie und ihr Herrscher wollten weder von Menschen noch von dem allmächtigen Gott darin gehindert sein. Die ungeheure Menschenmenge aber verlangte Lebensmittel, ja der Hunger fing schon sachte an sich einzustellen, nach allen Seiten hin wurden große Requisitionskommandos ausgeschickt, um das Nöthige herbeizuholen. Lindemann und ein Theil seiner Kameraden wurden einst zu diesem Zwecke einem französischen Bataillons-Chef beigegeben. Das Betragen dieses Räubers und seiner Horde war fürchterlich. Kein Haus blieb ungeplündert, keine Habe unzerstört. Prächtige Schlösser und stattliche Häuser, welche die armen Bewohner erst kurz vor der Ankunft der Feinde verlassen hatten, wurden verwüstet, die Gärten zerstört, das unreife Obst herabgeschlagen, Möbel und kostbares Porzellan zertrümmert, ganze Bibliotheken in das Wasser geworfen. Kein Fenster blieb ganz, alle Lebensmittel, die sie nicht fortschleppen konnten, traten sie in den Koth, und nicht selten machte der Brand der Plünderung ein Ende. Da half kein Bitten und Flehen, ja, wer von den Einwohnern sich nicht geflüchtet hatte, wurde auf das schrecklichste mißhandelt. Während dieser Unthaten mußten die armen Deutschen die Räuber vor Ueberfällen decken und durften nichts einwenden. Ob sie gleich wußten, daß dieser Offizier gar nicht den Auftrag zu solchen Gräuelthaten hatte, so mußten sie sich doch augenblicklich seinem Kommando fügen.

Eines Abends, als die Franzosen wieder ein Meisterstück ausgeführt hatten, saß Balster mit Linde-

mann in einer halbzertrümmerten kleinen Hütte, und ſie ſättigten ſich, vom Hunger gezwungen, mit dem geraubten Gute. Da trat Lindemanns Offizier, ein rechter Deutſcher, leiſe in die Hütte. Lindemann, ich hätte Dir einen Vorſchlag zu machen, ſagte er. — Nur heraus damit, Herr Lieutenant! entgegnete der Soldat, welcher der beſondere Vertraute des Offiziers war. — Es gehört freilich nicht zum Dienſte, begann der Offizier, aber ich kann es nicht mehr ertragen, der Henkersknecht von ſo vielen unſchuldigen Menſchen zu ſein, und ich glaube ſelbſt, daß ich mit meinem Vorhaben unſeren Ober-Offizieren nur einen Gefallen thue. Morgen ſoll unſer Weg nach einem Schloſſe gehen, ungefähr drei Stunden von hier. Ich möchte die heute gewarnt wiſſen; ich ginge gern ſelbſt, aber ich habe Dienſt. — Ja ſo, und ich ſoll gehen? wahrhaftig, von Herzen gern! ſagte Lindemann. — Nicht gehen, Du nimmſt mein Pferd! unterbrach ihn der Offizier. Kannſt Du aber ſo viel franzöſiſch, um Dich der Herrſchaft verſtändlich zu machen? — Nein, ſagte Lindemann traurig, nicht ein Wort! — Aber ich kann franzöſiſch, ſagte Balſter lebhaft, und Du nimmſt mich mit! ich will Alles ſagen. — Der Vorſchlag war nicht übel und wurde angenommen. Während die Franzoſen in trunkenem Muthe die Nacht verjubelten und verſchliefen, führten Lindemann und Balſter leiſe das Pferd aus den Grenzen des Lagers an einer Seite, wo die Deutſchen Wache hielten. Auf der großen Straße angekommen, die gerade nach dem Schloſſe führte, ſetzten ſich beide darauf, und nun ging es im ſcharfen Trabe vorwärts. Es war heller Mon-

denſchein; das Schloß und die kleinen Häuſer rund herum lagen in tiefſter Nachtruhe. So ſchien es wenigſtens; aber kaum hatte Lindemann an die große Hausthüre geklopft, als ein Herr im vollſtändigen Anzug öffnete. Er redete die nächtlichen Gäſte franzöſiſch an. Lindemann ſtand nun freilich ſtumm und dumm daneben und verſtand nichts; aber Balſter gab den ſchönſten Dolmetſcher ab. Die Sache war bald im Gange: was Lindemann im ehrlichen Plattdeutſch vorbrachte, überſetzte der Junge wie der Wind in das Franzöſiſche. Ein deutſcher Offizier alſo ließ den Herrn des Schloſſes warnen, ſich ſelber und was ihm lieb und werth ſei, zu retten; er ließ ihm berichten, welche Gräuelthaten in dieſen Tagen in aller Eile geſchehen waren. Man kann ſich denken, was der ruſſiſche Herr da geantwortet hat; er war gerührt von des Deutſchen Großmuth und wollte die Boten belohnen. Lindemann aber ließ ſich nicht gern für ſolche Dinge, die doch nur eines Chriſten Pflicht ſind, lohnen, nein! er gab dem reichen Ruſſen erſt noch einen beſſeren Rath, als ſein Herr Offizier gethan. Sie nehmen Lebensmittel genug mit und flüchten mit allen Leuten, ſagte Lindemann; aber vorher ſchlagen Sie einige Thüren und Fenſter ein, auch ein Paar alte Tiſche und Stühle und Flaſchen und Teller, und werfen das ſo recht zum erſten Anblick hin. Sie können auch eine alte Hütte abbrennen, ſo daß es den Anſchein hat, als wären ſchon vorher den Franzoſen ihre Kameraden hier geweſen. Alle Vorräthe, die noch im Schloſſe bleiben, müßt Ihr natürlich ſo gut als möglich verſtecken. — Der Ruſſe klopfte dem Lindemann

immer auf die Schulter und sagte: merci, merci! und das verstand Lindemann auch. Vor seinen Augen ging dann das Kobolden los. Er hätte gern selbst mitgeholfen, aber viel Zeit hatte er nicht zu verlieren. Wenn sein nächtlicher Ritt im Lager bekannt geworden wäre, hätte es ihm eine Kugel vor den Kopf bringen können. Nachdem er und Balster und das Pferd sich gehörig gestärkt hatten, traten sie den Rückweg an. In der Nähe des Lagers stiegen sie beide wieder ab, und leise schlichen sie um die Franzosen herum und zu den Deutschen hin. Es war wirklich die höchste Zeit: der Morgen fing an zu dämmern, die Franzosen hatten ihren Rausch ausgeschlafen, und hier und da schlich schon eine rothe Hose umher. Glücklich kamen die Beiden zu dem Herrn Offizier, der sie mit Unruhe erwartet hatte und sich herzlich über das Gelingen seines Planes freute. Sie traten bald darauf den Marsch an. Die gottlosen Reden und Hoffnungen der Franzosen ärgerten sie heute gar nicht, sie wußten ja, was passiren sollte. Als sie aus einem Birkenwäldchen traten und das Schloß sehen konnten, jubelte die Mannschaft. Aber was ist denn das? es raucht ja hinten und vorn! rief der französische Offizier. Und sieht aus, als ob Ihre Freunde schon hier gewesen wären, fügte der deutsche Offizier hinzu. Erwartungsvoll zogen sie näher und untersuchten die Sache; aber da blieb kein Zweifel. Einige Hütten rauchten noch und aus der Schloßthür drang ein fürchterlicher Qualm von verbrannten Bettfedern heraus. In den Speisekammern sah es wüst aus: zerbrochene Flaschen und Teller lagen umher, und von Eßwaaren

fand sich keine Spur. Fluchend rüsteten sich die Räuber zum Abmarsch; sie wollten nun nach einem kleinen Städtchen einige Stunden weiter und hofften dort das Nöthige zu finden. Der deutsche Offizier aber bat, hier Mittag machen zu dürfen. Seine Leute hatten für sich noch Vorrath von gestern und fanden hier wenigstens gutes Wasser und Futter für die Pferde. Die Franzosen hatten nichts dagegen: so konnten sie den nächsten Raub für sich behalten und marschirten eilig weiter. Die deutschen Soldaten waren damit nicht zufrieden und raisonnirten unter sich: wenn einmal geraubt würde, wollten sie auch die Beute theilen. Lindemann redete sie zur Ruhe und sprach von einem Tischchen Deckedich, daß sie ihren Augen nicht trauen würden. Auf einem großen Rasenplatz unter schattigen Bäumen wurde ein Bivouac aufgeschlagen, und nun ging der Offizier mit einigen Leuten in das Schloß, um sich die Sache näher anzusehen. Balster hatte sogleich den Auftrag bekommen, die versteckten Bewohner des Schlosses herbei zu holen. Das war ein Hauptvergnügen für den Jungen; denn er war durch Lindemanns Gesellschaft und durch die letzten Erlebnisse ein rechter Franzosenfeind geworden. Lindemann war bei seinem Offizier, als das Schloß untersucht wurde, und er mußte herzlich darüber lachen, wie gut die Russen seinen Rath befolgt hatten. Vorn in der großen Hausflur war ein Bett verbrannt worden, und die herumliegenden Federn machten das Eindringen sehr unangenehm. In den Stuben sah es bunt aus: leere Kommoden, Kästen, abgerissene Gardinen und umgeworfene Stühle lagen wie Kraut und Rüben durch-

einander. Doch war es ein Spaß, Alles wieder in Ordnung zu bringen, und das war geschehen, ehe die Bewohner des Schlosses sich zeigten. Dem Offizier wurde es schon bange um den kleinen Baron; aber Lindemann hatte ja in der Nacht mit dem russischen Herrn Baron verabredet, wenn die Sache glücke, ihn zu benachrichtigen, und er solle deßhalb einige Vorposten ganz in der Nähe des Schlosses verstecken. Die Unruhe sollte auch nicht lange währen. Es war keine halbe Stunde vergangen, da kam der Zug an. Es hatte darum etwas länger gedauert, weil der Sohn des Hauses, ein Offizier, in einer der letzten Affairen mit den Franzosen schwer verwundet worden war und in einer Tragbahre behutsam transportirt werden mußte. Der Tag war für Lindemann und Balster und alle Deutschen ein rechter Freudentag. Die anderen Soldaten haben nie den Zusammenhang erfahren; sie waren ganz gemüthlich bei dem Tischchen Deckedich auf dem schönen grünen Rasen. Der Offizier und Lindemann aber und Balster mußten oben im Schlosse bleiben, und da ging es hoch her. Die Deutschen bedauerten nur die Feinde der Russen sein zu müssen; aber der blessirte junge Russe prophezeite mit großem Feuer, sie würden noch einmal zusammen fechten und zusammen den übermüthigen Feind vernichten. Ja, ja, in Deutschland sehen wir uns wieder! sagte er und schüttelte dem deutschen Offizier die Hand, und auch der kleine Balster mußte zu ihm treten. Du bist ein braver Junge, nur Deine rothen Hosen ängern mich, sagte er. Balster nickte, denn er war einmal ein schweigsamer Junge und konnte nicht viel Worte

machen; aber die Hosen hätte er am liebsten gleich ausgezogen. Das war der einzig schöne Tag vom ganzen Feldzug, aber auch der letzte Sonnenschein. Jetzt sollten entsetzlich düstere Tage kommen. Das kleine Häuflein marschirte ab, begleitet von dem aufrichtigsten Danke der Familie, aber auch von verschiedenen Schinken und Speckseiten und Broden und kleinen Fäßchen, die wohl verpackt im Bagagewagen steckten.

Am Abende trafen sie mit den Franzosen zusammen; die waren wieder in guter Arbeit, aber es war auch ihr letztes Vergnügen der Art. Wo sie jetzt hinkamen, waren die Bewohner meistens geflohen und ihre Wohnstätten verwüstet. Das Kommando kehrte wieder zur Armee zurück, und immer öder und trauriger wurden die Märsche. Anstatt des Gelächters und der lustigen Lieder hörte man nur Stöhnen und Fluchen und grausame Verwünschungen auf die armen matten Pferde, die vor Hunger und Entkräftung dem Reiter unter dem Leibe hinstürzten. Die Noth des Fußvolkes war ebenso verzweiflungsvoll. Die Straßen lagen oft so voll Todter und Sterbender, daß man meinte, es sei eine Schlacht geschlagen worden; aber Hunger und Elend hatte sie zu Boden geworfen, und der Brand der Sonne sog ihnen auf dem glühheisen Sande die letzten Lebenssäfte aus dem vertrockneten Körper. Es läßt sich gar nicht beschreiben das Elend dieses Marsches, und war doch immer noch nicht der Höhepunkt des Jammers. Mit großer Geschwindigkeit und mit der großen Täuschung, daß es ein Sie-

geszug sei, drang das Heer tiefer in Rußland ein. Smolensk wurde eingenommen, die Russen zogen sich zurück, die mörderische Schlacht an der Moskwa wurde geschlagen, und das ersehnte Ziel, die große Zarenstadt, rückte immer näher und erschien der ausgehungerten, abgemagerten Armee als das Ende aller Leiden, als das wahre Schlaraffenland.

Am 14. September, als die Armee eine Anhöhe erstiegen hatte, lag die Stadt zu ihren Füßen. Ein prächtiger Anblick: in der hellen Mittagssonne blitzten die Dächer und Kuppeln und Thürme. Ein Freudentaumel ergriff die Soldaten, Alles klatschte in die Hände und rief: Moskau! Moskau! Lindemann hatte seinen Freund Balster an der Hand und schaute nachdenklich dem Jubel zu. Eine schwere Ahnung lag auf seinem Herzen. Damals glaubte er, es sei der Kummer, daß der übermüthige Eroberer nun doch seinen Zweck erreicht und wieder ein mächtiges Reich unterjocht hatte; aber es war wohl die Ahnung von dem entsetzlichen Jammer, der über diese armen Menschenkinder hereinbrechen sollte. Balster hatte auch nicht mit in die Hände geklatscht, der arme Junge, so weit von Vaterken und Müterken und so müde des wilden Kriegslebens! Er tröstete sich aber: wenn sie nun Moskau haben, giebt es Friede, und es geht heim, von deiner Pflegemutter bist Du los, nun kannst du schnurstracks nach Wiesendorf marschiren. Leon, mon chèr Leon! rief mit einem Mal eine laute Stimme. Die liebenswürdige Maman war wieder da, ja, sie drückte den armen Balster vor Liebe bald todt; sie hatte

geglaubt, der Junge sei umgekommen. Der Tambourmajor war in einem Spital zurückgeblieben, alle Heirathsgedanken waren aufgegeben, und daß sie ihr charmantes Kind wieder hatte, war ihr eine Freude zum Herzspringen. Der arme Balster wußte nicht recht, was er dazu sagen sollte. Im Grunde freute er sich herzlich, daß sie nicht am Wege verhungert lag, und dann dachte er: Du bist jetzt weit von deiner Heimath, der Herr aber wird dich hinführen, und dann wird er dir auch sagen, was du mit deiner Pflegemutter thun sollst. Lindemann aber nahm kein Blatt vor den Mund. Er sagte der schwarzäugigen Französin, daß er Balsters Landsmann sei und ihn nach Wischedörpe zurückbringen werde. Balster! sagte das Frauenzimmer, Balster! pfui, welch' ein Name! und Wischedörpe! pfui, ebenso albern! Mon chèr Leon, Du gehörst der großen Nation an! nur Geduld, jetzt hört alle Noth auf, und Du theilst mit uns Glück und Ruhm. — Aber, Du lieber Herr Gott! was weiter passirte, ist bekannt: die stolze Stadt, das geträumte Paradies war bald ein verödeter Schutthaufen, und eine allgemeine Verzweiflung ergriff die Armee. Sie lag um das brennende Moskau herum in einer menschenleeren Wüste; täglich strömten die hungrigen Soldaten nach der Stadt und versuchten zu plündern, oder sie zerstreuten sich in der Gegend und suchten verzweiflungsvoll nach Brod. In den Wäldern und Morästen lagen die Bauern im Hinterhalte, und Hunderte von den Soldaten wurden täglich erschlagen. Balster war eines Tages mit seiner Pflegemutter und einigen Lanziers in die Stadt geeilt; unter einem verschütteten

Hause fanden sie wirklich noch einen Vorrath von Flaschen, aber der Junge hätte fast sein Leben dabei eingebüßt. Die Soldaten betranken sich, fingen Händel an, auch mit der Marketenderin, und wollten ihr und dem Jungen zu Leibe. Beide retteten sich durch Flucht. Die betrunkenen Soldaten schwankten hin und her und konnten auch kaum wieder auf die Pferde kommen. Balster und seine Pflegemutter, beide von Hunger und Durst jämmerlich geplagt, mußten sehen, wie der eine betrunkene Soldat sammt einem Korbe voll Weinflaschen vom Pferde fiel. Seine Kameraden ritten lachend fort, und er wird wohl in der einsamen Straße von Moskau seinen Rausch ausgeschlafen haben und sich beim Erwachen über die zerbrochenen Flaschen geärgert haben. Indessen aber schlichen Balster und seine Pflegemutter sich hin und tranken die Reste vom Wein, die noch in den Scherben saßen.

Endlich kam es zum Rückzug. Der stolze Kaiser hatte vergebens die geflohenen Einwohner Moskau's mit süßen Worten zur Rückkehr eingeladen, sie möchten nur kommen und sich des Schutzes der großen Nation erfreuen. Die Russen waren aber nicht dumm; sie wußten, was sie von den heuchlerischen Worten zu halten hatten, und wie der große Napoleon die eroberten Länder zu beglücken pflegte. Als er darauf ganz holdselig von Frieden und Waffenstillstand sprach, sagten die Russen, der Krieg ginge erst recht an. Jetzt war es Zeit, bessere Winterquartiere zu suchen. Mit eben der Eile, wie nun die Franzosen sich von Moskau entfernten, wurden sie auch von den Russen verfolgt, immer enger zusammengedrängt und endlich fast ganz

auf die große Straße beschränkt. Die ganze Armee lebte beinahe von nichts, als von Pferdefleisch. Aber immer noch nicht Elend genug! jetzt trat die erste und zwar so ungewöhnlich harte Kälte ein; das war fürchterlich. Keine Nahrung, keine Kleidung, und auf Schnee und Eis bivouaquiren! Hunderte starben täglich vor Kälte und Ermattung. Die Soldaten warfen haufenweise ihre Gewehre fort, alle Ordnung hatte aufgehört, Alles marschirte in bunten Haufen durcheinander, ein Jeder sorgte nur für sich selbst. Lindemann theilte mit Balster und mit der Marketenderin das Elend, und im Grunde war die Marketenderin jetzt die beste Stütze von dem Kleeblatt; ihre Schlauheit und List schaffte doch hin und wieder das Allernothwendigste an. Einmal brachte sie zwei rohe Schaffelle, und Lindemann machte ein Paar Schuhe und Handschuhe daraus. Das gewährte einigen, aber doch nicht hinreichenden Schutz gegen die grimmige Kälte, die von Tage zu Tage sich steigerte.

Einige Tagemärsche von der Berezina erreichten die drei Leidensgefährten ein Dorf, das heißt, einige menschenleere verwüstete Gebäude, in der Mitte eine Kirche. Balster hatte die letzte Strecke, weil er nicht mehr gehen konnte, auf einem Munitionswagen zurückgelegt; aber die Noth war jetzt auf das Höchste gestiegen. Wenn sie nun nicht Kleidung und Speise fanden, mußten sie, wie unzählige ihrer Kameraden, hier ihr Ende erwarten. Balster lehnte mit geschlossenen Augen an dem Wagen; Lindemann stand verzweifelnd daneben und betrachtete die armen Pferde, die das trockene Stroh und Moos von einem Dache

abknusperten. Nur die Marketenderin blitzte mit ihren schwarzen Augen lebhaft umher und ging, die Häuser durchzustöbern. Nach einiger Zeit hörte Lindemann ein trauriges Stöhnen ganz in seiner Nähe; er trat um die Ecke des Hauses und fand einen französischen Obersten, der eben noch einmal aus seinem Todesschlaf erwacht war und um Hilfe rief. Er hatte beide Beine erfroren und lag jetzt in den letzten Stufen des Hungertodes. Er schlug einen prachtvollen Zobelpelz, den er umhatte, zurück und zeigte seine Ehrenzeichen, um seiner Bitte noch mehr Gewicht zu geben. Lindemann hatte aber selbst nichts und konnte nichts geben. Plötzlich entstand eine Jagd zwischen den Gehöften: ein Hund hatte sich gezeigt und wurde von wenigstens dreißig Menschen verfolgt. Der Glückliche, der ihn kriegen wird! seufzte Lindemann, und sein Magen ward ganz rebellisch bei dem Gedanken an ein frisches Stückchen Hundefleisch; denn seit mehreren Tagen hatten sie nur gefrorenes Fleisch von den gefallenen Pferden gegessen. Lindemann, zu Hilfe! schrie da die Marketenderin. Wie ein Blitz war er in das Knäuel von Menschen hinein, wie ein Löwe schlug er um sich und half der Marketenderin und noch drei Soldaten, die den Hund gefangen hatten, ihren Raub behaupten. Zum Glück wurde die Aufmerksamkeit der Menge nach einem General hingewendet, der ganz in ihrer Nähe war und mit dem goldenen Ehrendegen in der Hand sein Pferd fortzutreiben suchte. Es half aber nichts, das Pferd sank mit ihm zur Erde, und ruhig mußte er es ansehen, daß die Hungrigen, die mit Gier darauf gewartet hatten, vor

seinen Augen das Thier zerfleischten. Eine Thür wurde ausgehoben, zertrümmert und ein Feuer davon gemacht; in einen alten Kessel wurde Schnee gethan, und das Pferdefleisch gekocht, und der General erhielt die Erlaubniß mitzuessen. Während dessen konnte der Hund auch in Frieden gekocht werden, und weil die Marketenderin etwas Salz dazu hatte, wurde es wirklich ein delikates Essen. Balster lag seiner Pflegemutter im Schooß; das Feuer und die warme Suppe hatten ihn wieder lebendig gemacht, und Lindemann und die Marketenderin wären auch erquickt. Es fehlte nur noch an einigen warmen Kleidungsstücken, um die Reise mit neuem Muthe fortzusetzen. Die Marketenderin ging mit Balster fort, um vielleicht eine Leiche zu finden, die noch nicht ausgeplündert war, und Lindemann trug vorerst einen Rest warme Suppe und einen Bissen Fleisch in einer Scherbe zu dem jammernden Obersten hin. Mit Hast schlang er es hinab und sah den Geber dankbar an, ja er nahm Lindemanns Hand und zeigte nach seinem Zobelpelz: er mochte wohl fühlen, daß es aus mit ihm war. Es dauerte auch keine zehn Minuten, da that er seinen letzten Athemzug. Lindemann war nun der rechtmäßige Erbe; aber eine Stunde saß er noch, bis die Leiche kalt und steif war, dann zog er den Zobelpelz an. Die sonstige Kleidung des Obersten war scheußlich, und die Russen werden ihn darin wohl begraben haben. Lindemann war nun versorgt; er dachte theilnehmend an seine beiden Unglücksgenossen, als die Marketenderin lachend und schwatzend mit Balster angelaufen kam. Sie hatte die geplünderte Kirche noch

einmal durchstöbert und wirklich in dem dunkeln Glockenthurm einen Kasten mit den herrlichsten Sachen gefunden. Sie selbst war in eine sammtene Altardecke mit Goldfranzen eingehüllt, und Balster steckte in einem geflickten Priesterrock. So ausgerüstet zogen sie im schrecklichen Gewimmel weiter fort. Jeder Tag brachte sammewolle Ereignisse! aber die Sinne waren so abgestumpft, daß die Meisten kaum sahen und hörten, was um sie vorging. Wie das liebe Vieh dachte ein Jeder nur an seine eigene Erhaltung.

Während so das Elend über alle Begriffe gestiegen war, schickte der große Kaiser die lustigsten Nachrichten in die Welt. Im 25. Bülletin, wie die Zettel hießen, die von der Armee Nachrichten geben wußten, erfuhren alle Freunde der Franzosen mit Vergnügen, daß Napoleon seine Armee in die wohlverdienten Winterquartiere nach dem Gouvernement Smolensk führe, daß die Russen den mit der größten Ordnung ausgeführten Marsch gar nicht ernsthaft zu beunruhigen wagen, daß die Armee in der besten Stimmung von der Welt sei und Ueberfluß an Allem habe, daß das Wetter die Armee wunderbar begünstige, und daß der Kaiser den Marsch in die Winterquartiere so meisterhaft eingerichtet habe, daß man ihn eigentlich wie einen Angriff auf Petersburg betrachten könne, weil Smolensk Petersburg näher als Moskau sei. Solche frevelhafte Lügen waren schauerlich; nur die eine Benennung hatte ihre Richtigkeit, die wohlverdienten Winterquartiere, denn die Greuel, welche über die Armee zusammenbrachen, waren mit Greuelthaten genug verdient. Am 13. November kam die Armee, die durch be-

blutende Gefechte, durch die heftige Verfolgung der Russen und durch Elend aller Art grausam zusammengeschmolzen war, an der Berezina an. Die Sache ist bekannt genug und kann doch gar nicht beschrieben werden, wie es gewesen ist. 40,000 Mann kamen noch über die Berezina, und 600,000 Mann waren in Rußland eingezogen. Lindemann und Balster und die Marketenderin waren auch hinübergekommen, sie wußten aber gar nicht, wie. Ueber Lebende und über Todte, die wie eine Burg vor der Brücke lagen, wurden sie fortgeschoben, und drüben angekommen, war es noch nicht besser. Die Marketenderin war gleich in der ersten Viertelstunde verschwunden. Lindemann hielt seinen jungen Gefährten fest an der Hand, und beide gingen in einer qualvollen Betäubung weiter. Es war dunkel geworden; sie steuerten einem Dorfe zu, das auf einer Anhöhe gerade über der Brücke lag, und das von vielen Bivouacfeuern erleuchtet war. Aber sie waren kaum eine Viertelstunde gegangen, da versanken sie fußhoch in Moor! sie wandten sich nach der Seite und konnten mit ihren schwachen Kräften sich wieder kaum durch den Schnee arbeiten. Das war eine wahre Höllennacht; ja, war das Elend jenseits der Berezina schon groß, so war es hier ganz schauerlich. Vorher war doch noch einiger Zusammenhang, einer hatte einen guten Freund, der Herr hatte wohl seinen Diener, auch ein Reiter noch sein Pferd; jetzt war Alles zerrissen und zerstreut. Das Geschrei der Unglücklichen, das Getöse der Waffen, der Donner des Geschützes, das Knarren der zusammenfahrenden Wagen, das Winseln der Kinder, die ihre Mütter ver-

loren hatten, und Mütter, die nach den Kindern jammerten — das war schaurig genug anzuhören. Dieser Höllennacht folgten Tage dumpfer Verzweiflung; eine neue heftige Kälte gab den Truppen völlig den Rest. Lindemann hatte jetzt um einen Fuß einen Tornister und um den andern einen alten Hut gebunden; der Zobelpelz war ihm sonst ein guter Schutz. Dem armen Balster hing das Priestergewand schon in Fetzen um den Leib, und glücklicher Weise fand er eine frisch abgezogene Pferdehaut, in die er sich wikkeln konnte. Von der Marketenderin hatten sie nichts mehr gehört und meinten sie wäre wohl irgendwo am Wege liegen geblieben. Trotz all dem Elend hatten aber Lindemann und Balster das stille Vertrauen auf Rettung. Noth lehrt beten; Lindemann hat damals das Beten gelernt, und Balster hat ihm noch eifriger als früher obgelegen, und der Herr, der im Zorne die Menschen schlug, hat gnädig ein Häuflein errettet, damit es reden könne von der Macht seines Zornes und von den Wundern seiner Gnade. Aber auch zur Warnung für das junge Geschlecht, das da vergessen möchte die Stimme des Herrn, und auf welche Seite es sich mit seinen Fahnen stellen muß. Und wie war der Schluß des Feldzuges? Die meisten Soldaten warfen die Waffen fort; mit untergeschlagenen Armen und tief verhüllten Gesichtern zogen Offiziere und Soldaten nebeneinander her; die Garden unterschieden sich gar nicht mehr von den Uebrigen, sie waren ebenso zerlumpt, ausgehungert und ohne Waffen, der russische Kosack brachte ganze Reihen in Trab, und Hunderte wurden oft von wenigen Kosacken gefangen genom-

men. Der Weg, den die Armee zog, füllte sich mit Leichen, und jedes Bivouac sah am andern Morgen wie ein Schlachtfeld aus, und so wie einer vor Ermattung hinstürzte, fielen die Anderen über ihn her, ja sie zogen ihn oft bei lebendigem Leibe aus, um sich mit seinen Lumpen zu bedecken. Alle Häuser und Scheunen wurden verbrannt, und auf jeder Brandstätte lagen Haufen von Todten, die sich hatten am Feuer wärmen wollen und vor Mattigkeit dann nicht entfliehen konnten. Andere, von Rauch und Schmutz ganz schwarz, schlichen wie Gespenster auf der Brandstätte unter ihren todten Kameraden umher, bis sie hinfielen und auch starben. Mit bloßen Füßen, in denen der Brand schon war, hinkten noch manche bewußtlos fort, Andere hatten die Sprache verloren, und viele waren vor Hunger und Kälte ganz betäubt, so daß sie die Leichname am Feuer rösteten und verzehrten, oder auch an den eigenen Händen nagten. Ja, so war das Ende der großen Armee. 400 Fußgänger und 600 Reiter befanden sich noch unter den Waffen, als der flüchtige Franzosenkaiser Wilna passirte. In einem elenden Bauernschlitten kam er in Warschau an, und als die polnischen Minister, die er ja mit seinen Lügen und Schmeichelworten auch bethört hatte, ihm bei der schleunigen Abreise ein gutes Befinden wünschten, hat er geantwortet: Ich habe mich nie besser befunden; wenn ich des Teufels wäre, würde ich mich noch besser befinden! Nun ja, wenn er menschliches Herz hatte, mußte ihm die Erde eine Hölle jetzt sein; aber sein Kopf steckte nur voll von neuen ehrgeizigen Plänen; er überließ die unglückliche Armee ihrem

Schicksal und eilte nach Paris, um neue Armeen zu schaffen.

In Wilna angekommen, verkaufte Lindemann an einen Juden einen flachen silbernen Becher und ein Stück von einer goldenen Kette, das er im Zobelpelz gefunden hatte. Er kaufte für sich Stiefeln und für Balthen Rock und Mütze, auch kräftige Lebensmittel, und der Herr brachte sie glücklich aus Rußland und Polen ins deutsche Vaterland. Beide sahen freilich mehr wie Gerippe als wie Menschen aus und waren eben so schwach am Geist wie am Leibe, es fehlte beiden jetzt die Lust und Hoffnung am Leben, und nur instinktmäßig schwankten sie von einem Orte zum andern.

In Wischedörpe war indessen nichts Besonderes vorgefallen, ein Jahr nach dem andern war unter der Fremdherrschaft hingegangen, von der Franzosenfreundschaft war nirgends etwas zu spüren, selbst den Kantor schien kurirt, er sagte wenigstens kein Wort des Lobes mehr. Das Jahr 1812 däuchte Allen fürchterlich. Napoleons blutrother Ruhm in Spanien war sehr erbleicht. Jedes Jahr fraß wohl an 100,000 Krieger, aber vergebens; die stolzen Spanier ließen sich nicht so geduldig in Ketten schlagen wie die Deutschen. Darum mußte in Deutschland hier die Herrschaft und der Ehrgeiz des unruhigen Tyrannen wieder Nahrung finden. Deutschland sollte völlig unterdrückt und geschändet werden, Preußen und Oestreich sollten ausgeschöpft, und dann beide Mächte, mit Schimpf und Elend beladen, ganz ausgestrichen werden. Aber es kam anders, der Herr sprach: bis hieher und nicht weiter, die französischen Lügenbulletins konnten endlich

auch nichts mehr ausrichten, die Wahrheit drang auch nach Deutschland, Hoffnung und Muth belebte die Herzen, und Ansprachen an das deutsche Volk kamen heraus, daß einem das Herz im Leibe hüpfte. Deutsche Männer! frisch auf! Waffen und Wehr zur Hand! Nun gilt es Kampf auf Leben und Tod, um Gut und Blut, um Ehre, Glück und Freiheit. Eins thut noth: allgemeiner Rachekrieg wider den Erzfeind! Nur keinen Augenblick versäumt, gleich muthig, dran und drauf, fromm, tapfer und standfest! Wohl begonnen ist gewonnen! — Das klang den deutschen Männern bessen, als die Lob- und Schmeichelreden auf den Feind, die schlechte Zeitungsschreiber unter dem Volke verbreiten wollten. Aber das half Alles nichts: die Deutschen begannen ihre Ketten zu schütteln, erst leise, dann immer lauter und lauter, und endlich, hurrah! da ging es los. Im Wischedörpe waren auch brave Männer, und der große Meier war noch nie so gesprächig gewesen, als jetzt. Er legte seinen Freunden die Lügenzeitungen aus und brachte Nachrichten in das Dorf von unglücklichen Leuten, die sich aus Rußland herausgeschleppt hatten. Meier war mit der Vaterlandssache so beschäftigt, daß die Trauer um sein verlornes Kind in den Hintergrund trat; aber seine Frau war tiefer darin, als je. Jetzt, wo die Welt so voll gräulicher Kriege und Unruhe war, und so viele Tausende umgekommen waren, mußte sie auch das Leben ihres Kindes aufgeben, und immer bleicher wurde ihre Farbe und matter und stiller die Augen.

Eines Tages, es war Mitte Januar 1813, hatte

Andres Dünger auf das Feld gefahren und kehrte mit dem leeren Wagen zurück. Es war schon dämmerig, aber auch ein trüber, kalter Tag; Andres wickelte sich fest in seinen grauen Mantel und trieb die Pferde an. Plötzlich hörte er ein Winseln, er hielt an, schaute sich um, und wirklich in dem Graben ganz nahe lagen zwei Menschen. Wenn auch nicht viel Flüchtlinge durch Wischehörpe kamen, so waren diese doch nicht die ersten, und Andres erkannte sie gleich als solche. Du barmherziger Gott, dachte er, du willst die armen Schlucker auf deinen Wagen legen und sie zu der Frau bringen, vielleicht sind sie noch zu retten. Als er näher kam, richtete sich ein Mann auf. Jämmerlich sah sein Gesicht aus, aber bittend zeigte er auf einen Jungen neben sich, als wollte er sagen: rette ihn auch! Andres fühlte es so sonderlich an seinem Herzen, er griff schnell nach dem Jungen, legte ihn auf den Wagen, zog seinen eigenen warmen Mäntel aus und wickelte ihn fest ein; dann holte er den armen schwachen Mann, den er auch mehr tragen als führen mußte. Beide Flüchtlinge waren von Kälte und Elend ganz kraftlos. Nun ging es in schnellen Schritten dem Dorfe zu. Die Meierin stand gerade allein in der einfachen dämmerigen Stube und schaute mit gefalteten Händen zum winterlichen Himmel auf; da rasselte Andres mit dem Wagen so schnell auf den Hof, daß sie erschrocken zusammen fuhr. Aber es mußte auch was Besonderes sein; denn ihr Mann und andere Leute vom Hofe sammelten sich um den Wagen. Sie ging aus der Stube und wollte eben in die Hofthür treten; da kam ihr Mann, eine Last

in den Armen, ihr entgegen. Hier, Mutter, bringe ich einen armen Franzosen, sagte er mitleidig. Es ist ein noch ganz junger Bursche; vielleicht können wir ihn wieder zum Leben bringen. Der Meierin ging das Herz über bei den Worten; schnell steckte sie die Lampe an, schnell war sie ihrem Manne behülflich, dem Jungen auf der Ofenbank ein Lager zu machen, und beide gingen mit Bürsten und Reiben an ihr Werk. Er lebt, sagte die Meierin freudenvoll, sein Herz schlägt! nun schnell in ein Bett! Während Andres den anderen Flüchtling in sein Bett legte, wollte die Meierin den Jungen nicht aus der Stube lassen. Es wurde ein Bett an die leere Stelle getragen, wo Balsterchen einst geschlafen, und nun wurde reine warme Wäsche besorgt und der Junge in das Bett gelegt. Die Augen hatte er noch nicht aufgeschlagen; aber begierig schlürfte er den Thee, den die Meierin ihn löffelweise eingab. Darauf fiel er in einen sanften Schlaf. Meier setzte sich zu seiner Frau an das Bett, und die Meierin fing mit einem Male an zu weinen. Er reichte ihr traurig die Hand; ja, die Stelle war wohl ausgefüllt; aber ein bleiches, fremdes Kind lag da, und wer wußte, wo ihr eigenes Kind einst auf ähnliche Art umhergeirrt und umgekommen war! Er verstand ihre Gedanken und wußte sie nicht gleich zu trösten. Als die Meierin sich spät Abends zu Bette legen wollte, trat sie noch einmal zu dem Jungen. Die Paar Stunden Schlafes hatten ihn schon verändert: seine Züge sahen hübsch und friedlich aus. Sie sah immer aufmerksamer hin, ja, sie schienen ihr bekannt; aber, dachte sie, du bist eine thö-

richte Frau, und trat wieder weg. Meier hätte gern gewußt, wen er eigentlich unter seinem Dache hatte; aber der Soldat in Andresens Bett lag auch in festem Schlafe. Er hatte vorher einen Teller Suppe gegessen und vor Mattigkeit kaum einen Dank sagen können.

Am andern Morgen standen die Eheleute wieder lauschend an dem Bette des jungen Gastes. Laß ihn schlafen, sagte Meier, der Schlaf ist sein bester Doktor! Um alle Unruhe zu vermeiden, holte die Meierin nur für sich und ihren Mann das Frühstück in die Stube; die Hausleute mußten in der Küche bleiben. Beide saßen jetzt flüsternd zusammen, als sie ein Geräusch in dem Bette hörten. Sie konnten dieses nicht sehen, es war durch das große Himmelbett verborgen, darum lauschten sie desto aufmerksamer. Ja, der Schläfer bewegte sich, und mit einem Male begann eine leise, zitternde Stimme in deutscher Sprache: „Vater unser, der Du bist in dem Himmel! Geheiliget werde Dein Name. Dein Reich komme. Dein Wille geschehe auf Erden, wie im Himmel. Unser täglich Brod gieb uns heute. Vergieb uns unsere Schulden, gleichwie wir vergeben unsern Schuldigern. Führe uns nicht in Versuchung, sondern erlöse uns von dem Uebel. Denn Dein ist das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit in Ewigkeit! Amen." Meier und seine Frau hatten die Hände gefaltet und beteten leise mit. Nach dem Amen kam eine kleine Pause; da begann die schwache Stimme noch einmal:

„Vierzehn Engel bei mir steh'n,
Zwei zu meiner Rechten,

Zwei zu meiner Linken,
Zwei zu meinen Häupten,
Zwei zu meinen Füßen,
Zwei, die mich decken,
Zwei, die mich wecken,
Zwei, die mich weisen,
In das himmlische Paradeisen.
Un min Vaderken un Müderken ok!"

Als der Kleine das Gebet anfing, ergriff die Meierin ihres Mannes Hand; sie sah ihn starr an und wurde bleich und roth. Meier drückte die Hand der Frau, die Thränen liefen ihm über die Backen; er zeigte nach dem Himmel und Herr Gott! Herr Gott! sagte er leise; aber, fügte er vorsichtig hinzu, wir können uns doch noch irren! — Ja, ja, sie könnten sich irren, dachte auch die Meierin, das Glück wäre zu wunderbar; das Kind konnte ja wohl das Gebet auch gelernt haben. Beide standen eine Weile mit gefalteten Händen und betenden Herzen und traten dann leise näher. Der Knabe saß im Bett und schaute nachdenklich nach dem bunten Zifferblatte der großen Stubenuhr; dann griff er mit den abgemagerten Fingern nach dem karrirten Vorhang des großen Himmelbettes. Nun, hast Du ausgeschlafen? fragte Meier. — Der Junge nickte. — Bist Du denn kein kleiner Franzose? fragte Meier mit zitternder Stimme. — Ach nein, entgegnete der Junge ruhig, ich bin ja Balster Meier aus Wischedörpe. — Da legte der Vater die Hand auf seine Augen und drängte die Frau zurück. Sie konnten nicht anders und weinten laut. Vorsicht! Vorsicht! daß er uns nicht vor Schrecken stirbt! sagte zwar Meier, aber die Frau ließ sich nicht

halten. Nein, er wird nicht sterben! sagte sie. Sie legte des Kindes Kopf ganz sanft an ihre Brust und sah es mit den alten Augen und der alten Liebe an. Ich weiß es wohl, Du bist mein Müderken, sagte der Junge; er war sehr matt, aber auch seinen Vater konnte er herzen, und die Freude hat ihm nicht geschadet.

Was nun geschah, läßt sich besser denken, als sagen. Freude und Verwunderung war im Haus und im ganzen Dorfe. Andres war aber fast der Glücklichste; denn er konnte sein Gewissen erleichtern. Nun der Junge da ist, sagte er, ist Alles gut; Ihr könnt mich nun aus dem Haus werfen! ich werde doch glücklich sein. Aber er wurde nicht aus dem Haus geworfen, wiewohl er seine Schuld haarklein erzählte. Für's Erste wurde er ein treuer Krankenpfleger. Lindemann lag noch eine ganze Zeit am Nervenfieber im Meier'schen Hofe; daß er es gut hatte, läßt sich denken. Er wurde auch ganz neu gekleidet, ehe er Wischedörpe verließ, und nahm seinen Zobelpelz nur zum Andenken mit nach seiner Heimath.

Was in der Weltgeschichte passirte, ist genug bekannt. Napoleon wurde aus Deutschland gejagt trotz seiner hochfahrenden Reden. Die Deutschen sind da, um geknechtet zu werden! hatte er noch kurz vorher gesagt; sie werden nie Spanier sein, sie sind wie die kleinen Hunde, die bellen zwar, aber beißen nicht. Nun, sie haben gezeigt, daß sie auch beißen können, und das ist den Franzosen heut zu Tage noch ein Aerger. Der jetzige Franzosenkaiser möchte gar zu gern in die Fußstapfen seines Onkels treten, und die

Frau Kaiserin hat schon gesagt, sie würde ihren Herrn Gemahl mit an den Rhein begleiten. Ja, die Deutschen wissen, was sie von den Nachbarn über dem Rhein zu erwarten haben, und nur die franzosenfreundlichen Zeitungsschreiber, die es jetzt ebenso giebt, wie zu des ersten Kaisers Zeiten, die wollen den Leuten gern etwas weißmachen. Da hieß es schon: Freiheit und Aufklärung kommt von den Franzosen, und die Barbarei und Knechtschaft von den Russen! Was das aber eigentlich heißen soll, haben wir einmal erfahren, und der Herr gebe, daß wir es nie vergessen! Was die Zukunft bringt, wissen wir nicht. Möglich ist es wohl, daß der Herr das abtrünnige und leichtfertige Geschlecht will seinen Zorn einmal wieder fühlen lassen; da mag ein Jeder seine Seele behüten, daß, wenn der Feind einstens will das Leben verklagen, wir einen Herrn zum Fürsprecher haben, der gewaltiger ist, als der Herr der Finsterniß. Amen.

Der Bankerott.

Ich war zur Tanzstunde gerüstet, noch einmal schaute ich, mich prüfend, in den Spiegel, der Scheitel war kunstgerecht, die Glacehandschuhe noch hinreichend sauber, mein kleiner englischer Herrenhut glänzte wie Seide. Ich ging in das Wohnzimmer, um meine jüngere Schwester Thereſe abzuholen. Es war sonderbar, auf dem Tische brannte die große Astrallampe, aber niemand war darin, es war ganz unheimlich still, und plötzlich fiel es mir ein, daß schon seit einigen Tagen eine sonderbare Stille im ganzen Hause herrschte. Die Dienstboten flüsterten so viel mit einander, die Eltern verstummten, wenn ich und meine Schwester in das Zimmer traten, und Tante Dorette, des Vaters Schwester, die stets guter Laune war, hatte seit einigen Tagen keinen Scherz für uns. Für den Augenblick war mir aber die Tanzstunde wichtiger als die Gesichter der Hausbewohner, und da ich glaubte, Thereſe werde noch angezogen, setzte ich mich in die Ecke des dunkelrothen Sammetsophas und hing meinen Gedanken nach. Ich weiß nicht, wie es kam, daß diese Gedanken mich auf die prächtige Ausstattung unseres Zimmers führten. Ich betrachtete mir alles sehr genau, die goldverzierten

Tapeten, die kostbaren Oelgemälde, die seidenen Vorhänge, die in reichen, schweren Falten an den hohen Fenstern herabhingen, die Kronleuchter, die Konsolen und Marmortischchen mit den Vasen und Statuen und die vielen kleinen Nippessachen auf den Servanten, den türkischen Teppich, die Sammetsophas und Sessel bunt durcheinander, die üppigen Schling- und Blattpflanzen an künstlichen Gittern und die beiden hohen Trümeaux, in denen das strahlende Licht der Lampe alle diese kostbaren Gegenstände zu verdoppeln schien. Ein solches Zimmer können deine Freunde nicht aufweisen, dachte ich mit nicht geringem Stolze, sie sind freilich alle nicht so reich, als wir es sind!

Diese angenehmen Betrachtungen wollte ich eben weiter ausspinnen, als Therese, die zwölfjährige Schwester, in das Zimmer hüpfte. Gefalle ich Dir? fragte sie herausfordernd, indem sie in ihrem Rosamuslinkleide eine Contretanztour zu tanzen begann. — Wo ist Mama und Tante Dorette? unterbrach ich sie ungeduldig, wir haben keine Zeit zu verlieren. — Sie werden im Kabinet sein, entgegnete Therese. — Im Kabinet nicht, da ists muksmäuschen still, war mein Einwand. Aber Therese hatte die Thür schon geöffnet und wirklich, Mutter und Tante saßen beisammen. Tante Dorette war noch eben dabei, einige Worte zu flüstern; bei unserem Eintreten verstummte sie. Die Mutter hatte sich fest in einen großen bunten Shawl gehüllt, sie sah bleich und verweint aus; Dorette schaute ernst auf eine Bibel, aus der sie wahrscheinlich eben vorgelesen hatte. Ich war etwas erschrocken; aber Therese rief unbesorgt: Mama, jetzt

wollen wir zur Tanzstunde. — Zur Tanzstunde? fuhr die Tante verwundert auf. — Ja wohl zur Tanzstunde, entgegnete die Mutter hastig: geht nur, Kinder, geht. — Tante Dorette schüttelte den Kopf. — Ich glaube aber, daß es etwas schneit, sagte Thereſe bedenklich, wir können nicht gehen, Friedrich muß anſpannen. — Hat Euch Papa nicht geſagt, begann die Mutter verlegen — Was geſagt? fragten wir neugierig. — Daß er die Pferde verkauft hat. — Die Pferde verkauft! rief ich ganz verwundert. —. Ja, ſagte die Mutter, weil wir bald aufs Land gehen und dort Pferde finden. — Aber, Mama, fuhr ich ſehr naſeweis heraus, ich begreife nicht, was wir jetzt auf dem Lande wollen, es iſt kaum Mitte März, kein vernünftiger Menſch geht jetzt ſchon aufs Land. — Geht nur jetzt in die Tanzſtunde, es iſt hohe Zeit, unterbrach mich die Mutter abwehrend. Tante Dorette aber verließ ſichtlich aufgeregt das Zimmer, und in Beſorgniß, ſie möchte unbegreiflicher Weiſe unſerer Tanzſtunde etwas in den Weg legen, nahm ich Thereſens Hand und beeilte mich mit ihr das Haus zu verlaſſen.

Die Frau Juſtizrath Strombeck empfing uns im Vorzimmer, aber ſonderbar genug, ſie war befangen und ſchweigſam, wie die Leute in unſerem eigenen Hauſe; ſie fragte weder nach den Eltern, noch nach der Tante, war uns nur eilig beim Ablegen behülflich und führte uns in das Zimmer zu unſeren Tanzgenoſſen. Auch hier wurden wir von ſonderbaren Geſichtern empfangen. Luischen, die vierzehnjährige Tochter des Hauſes, wollte mit uns reden, ſie war aber ſicht-

lich verlegen und zerstreut, sie redete von der unerträglichen Hitze im Zimmer, aber Mama werde bald für Thee sorgen. Die anderen Kinder kicherten über diese wunderliche Rede, sie kicherten aber sicher auch über etwas anderes, sie sahen mich und meine Schwester neugierig an und wollten das wieder verbergen durch alberne Redensarten. Kurz und gut, mir wurde das immer unheimlicher, und selbst Therese war im Begriff, ihre Unbefangenheit zu verlieren, als der Tanzmeister mit der Geige erschien, und die Sache ihren Anfang nahm. In dem allgemeinen Vergnügen bekamen unsere Spielgenossen auch wieder ihre alten Gesichter, und ich suchte mich zu überreden, daß sie auch im Anfang nicht anders gewesen wären, und daß überhaupt mit uns gar in der Welt nichts passirt sein könne, was die Leute so sonderbar mache. Am Schluß saßen wir alle wie gewöhnlich ruhig plaudernd in einem Kreise, um uns abzukühlen. Ich finde es eigentlich noch sehr früh, um auf das Land zu gehen, sagte Therese zu Luischen, der sie ihre Betrübniß mittheilte, daß sie so bald die Stadt verlassen müsse. — Das finde ich auch, war Luischens Antwort. — Der Doctor hat es der Mama verordnet, fuhr Therese harmlos fort. Luischen nickte nur mit dem Kopfe; aber ich sah deutlich, wie meine Nachbarn sich anstießen und wie ein spöttisches Lächeln unverholen um ihre Lippen spielte. Das ärgerte mich, und aus Aerger und Verlegenheit nahm ich sehr altklug das Wort: Wir werden übrigens bald Ende März haben, dann blühen die Veilchen, die Bäume fangen an grün zu werden, und ich finde es ganz besonders

schön, den Frühling nach und nach sich entfalten zu sehen. Für unsere Unterhaltung bin ich auch nicht bange, fuhr ich fort, Papa wird uns Ponies anschaffen, dann reite ich mit Thereſen ſpazieren. — Aber auch einen kleinen eleganten Wagen muß Papa anſchaffen, fiel Thereſe ein, dann fahre ich ſelbſt, und ein kleiner Jokey ſitzt hinten; weißt Du, Edmund, wie die kleine Prinzeß in Carlsbad. — Ich bitte aber zu bedenken, daß der Hafer ziemlich theuer iſt, ſagte einer von den Knaben ſpöttiſch. — Hafer für zwei Ponies iſt ja eine Lumperei, war meine wegwerfende Antwort.

Wir führten in dieſer Weiſe das Geſpräch weiter, und ich ſchäme mich jetzt noch, wenn ich an den Abend zurück denke, wie albern ich redete und wie das ſeltſame widerſprechende Weſen meiner Freunde mich immer eifriger machte und auch Thereſen mit ins Feuer zog. Ja, wir waren erſtaunlich hochmüthige, eitle Kinder. Thereſe machte das durch eine liebenswürdige Freundlichkeit wieder gut, ich aber war hochfahrend und rechthaberiſch im höchſten Grade, und darum gar nicht geliebt. Noch nie hatte ich das ſo bemerkt, wie dieſen Abend, ich war innerlich empört darüber: Wartet nur, dieſen Abend ſollt Ihr mir entgelten, dacht ich in kühnem Zorn, wenn ich erſt die Ponies-Equipage habe, Euch hole ich gewiß nicht zu den Spazierfahrten ab, und Euch nehme ich ſicher nicht wieder in unſere Theaterloge mit.

In höchſter Aufregung kam ich nach Hauſe. Thereſe wurde von dem Mädchen an der Schlafſtubenthür in Empfang genommen, ich ging in das große

Wohnzimmer. Wieder brannte die große Lampe, und niemand war im Zimmer; aber die Thür des Kabinettes war nur angelehnt, ich hörte Mutter und Tante reden, und in unüberwindlicher Neugierde schlich ich mich an die Thür um zu lauschen. Wir wollen sehen, wer Recht hat, sagte eben Tante Dorette, Gottes Wort oder Dein schwaches Herz liebe Emilie. — Das Unglück ist zu groß, seufzte die Mutter. — Du wirst es vielleicht bald anders beurtheilen, entgegnete Dorette tröstend. — Meine armen Kinder! fuhr die Mutter nach einer Pause fort. — Für die ist es wahrscheinlich nur ein Glück, war der Tante sehr ruhige Antwort. — Ein Glück? fuhr die Mutter auf, Dorette, bist Du verwirrt? Ein Glück? wenn der Vater Bankerott macht, wenn der Familie alles genommen wird, wenn die armen Kinder herausgerissen werden aus den gewohnten Verhältnissen, aus all den Bequemlichkeiten, daran sie von Jugend auf gewöhnt waren, wenn ihr Fortkommen, ihre Hoffnungen zerstört sind, wenn ihrer statt Freude und Genuß nur Kummer und Mangel wartet?

Ich war so erschrocken über das, was ich gehört hatte, daß ich mich unwillkürlich in die entfernteste Ecke des Zimmers schlich. Meine Kniee schlotterten, meine Lippen bebten, ich setzte mich auf einen Sessel, und die Wogen des Unglücks schienen mich zu verschlingen. So war also das Wesen der Frau Justizräthin und unserer jungen Freunde und der Leute im Hause aufgeklärt, darum war mein Vater seit mehreren Tagen nicht vom Comptoir gekommen, darum war die Mutter verweint und Tante Dorette so ernst. Aber

die Tante, war sie wirklich verwirrt? sie nannte es ein Glück für uns? ein Glück, daß wir nun wirklich keinen Hafer für zwei Ponies kaufen konnten, daß wir, statt mit Grafen und kleinen Prinzessinnen zu wetteifern, wie Bauer- oder gar wie Bettelkinder leben mußten. War die Tante wirklich verwirrt? dachte ich verzweiflungsvoll in meinem Herzen. Bei alle dem hatte ich doch ein gewisses Gefühl, warum sie es ein Glück für uns nennen konnte. Ihre Ansichten waren von denen der Eltern so verschieden, sie ermahnte uns Kinder oft, sie stellte uns unsere Eitelkeit und unseren Leichtsinn mit solcher Wärme vor; aber dessen ungeachtet befolgten wir ihre Lehren nicht, und ließen uns lieber von der zu gutwilligen Mutter verwöhnen und von einem Vergnügen zum andern führen. Ja, dachte ich selbst sehr weise, Tante Dorette ist von Jugend auf anders gewohnt zu leben als die Mama, sie hat immer in beschränkten Verhältnissen gelebt; darum hat sie so sonderbare Ansichten von der Erziehung reicher Kinder.

Dorette war die einzige Schwester meines Vaters, sie waren die Kinder eines rechtschaffenen kleinen Gutsbesitzers, der, wie sie uns oft erzählte, mit dem Wahlspruch: Bete und arbeite, seine Tage in Glück und Zufriedenheit verlebte. Der Großvater Westroth sah es auch gar nicht gern, daß sein einziger Sohn durch die Vermittlung eines Verwandten nach der Stadt gezogen wurde, um Kaufmann zu werden; aber der Großvater, noch zu rüstig, um das Gut früh abzugeben, ließ es geschehen und gab sogar später ein Kapital, damit mein Vater sich besetzen konnte. Mit

dem Kapital machte er sehr glückliche Unternehmungen und war bald der Eigenthümer eines blühenden Engros-Geschäftes. Die Heirath mit meiner Mutter, einem sehr reichen elternlosen Mädchen, machte seine Verhältnisse nur noch glänzender, und als der Großvater nach einigen Jahren unerwartet früh starb, war das kleine Erbgut kaum der Berücksichtigung werth: es wurde verpachtet. Tante Dorette folgte den dringenden Bitten des Vaters und zog zu uns, um die Führung des großen Haushaltes zu übernehmen, weil die Mutter nie gewohnt war, sich um die Wirthschaftsdinge zu bekümmern, auch war sie zu schwächlich dazu. Tante Dorette lebte seit zehn Jahren im Haus und war allen, aber besonders uns Kindern unentbehrlich. Wir hatten sie herzlich lieb; denn trotz ihrer ernsthaften Ermahnungen war sie stets liebreich gegen uns und war unsere Hülfe und unsere Freundin bei allen Spielen. Nach Dorndorf, nach dem kleinen Erbgut vom Großvater sollten wir nun übersiedeln, so war mir unsere frühe Reise dorthin wohl erklärt; ich wußte aber an diesem Abend, wo ich unser Unglück erfuhr, nicht einmal, daß selbst dieses Gut nicht mehr unser eigen war. Auf Dorettens dringenden Wunsch, der es ja halb gehörte, war es einem Gläubiger übergeben, der Vater sollte wenigstens als ein ehrlicher Mann von dem Schauplatze seines Glanzes zurücktreten; aber die Tante hatte nur unter einer Bedingung ihr Vermögen großmüthig hingegeben, der Vater mußte Pächter des Gutes sein, dagegen hatte sich der Vater verpflichtet, das Kapital mit der Pacht richtig zu verzinsen.

Als ich mich vom ersten Schrecken etwas gesam-

mett hatte, trieb es mich wieder zur angelehnten Thür, um weiter zu lauschen. Die Tante schilderte eben die glücklichen Tage ihrer Jugend in Dorndorf. Freilich mußten die Mutter und ich immer sehr fleißig sein, schloß sie. — Und viel entbehren, fuhr die Mutter fort. — O, Emilie, sagte die Tante warm, wie süß auch Entbehrungen sein können, wie viel sich mit einem fröhlichen Sinn und mit dem festen Vertrauen auf unseren treuen und gütigen Vater im Himmel tragen läßt, Du wirst es erfahren. —, Die Mutter seufzte. — Du wirst Dich auch noch glücklich fühlen in meinem lieblichen Dorndorf, fuhr die Tante fort. — Lieblich? sagte die Mutter wieder heftig, ich war vor drei Jahren dort, ein grauenhafter Aufenthalt, das kleine Haus zerfallen, ganz verschmutzt, verdorben, der Hof ein Sumpf, der Garten eine Wildniß. — Ja, es war in schlechten Händen, klagte die Tante, aber es wird sich ändern lassen, setzte sie tröstend hinzu. — Womit ändern? entgegnete die Mutter, der Pächter hat schon immer geklagt, er könne bei der hohen Pacht nichts in Ordnung halten, wir müssen die doppelte Pacht zahlen, ohne Geld, ohne Vorräthe im Frühjahr anfangen. Dorette, täusche Dich selbst nicht über unsere trostlose Lage. — Nun gut, der Herr wird dennoch helfen, sagte Dorette fest, und es entstand eine leichte Pause, in der ich mich leise fortschlich und auf mein Zimmer begab. Ich legte mich zu Bett, aber schlafen konnte ich nicht, mein jugendlicher Kopf war voller Bilder und Vorstellungen. Ein zerfallenes, kleines, schmutziges Haus, ohne Geld, ohne Vorräthe, wie entsetzlich. Aber, fiel mir etwas Kluges ein, wenn

wir die rothen Sammetsophas, die seidenen Gardinen, die Bilder, die Kronleuchter hineinbringen, so wird es doch ein pompöses Ansehen bekommen, zum Verwundern der ganzen Umgegend, ich begreife nicht, daß Mama daran nicht gedacht hat.

Am anderen Morgen ging ich zur gewöhnlichen Frühstückszeit in das Wohnzimmer, da kam mir Thereſe ſehr lebhaft entgegen. Denke Dir, ſagte ſie, ich ſtehe hinter dem Epheugitter am Fenſter, da treten zwei Damen in das Zimmer, ich ſchaute durch das Gitter, es iſt Fanny und Ida Müller. Sieh nur, ſagte Ida zu ihrer Schweſter, wie unverſchämt! ſie haben unſere ſilberne Kaffeemaſchine noch im Gebrauch! Und Fanny entgegnete: Laß ſie nur, morgen reiſen ſie ab, bis dahin hat ihnen Papa erlaubt, die Sachen zu gebrauchen. Dann haben die beiden Mädchen ſich alles angeſehen und gemeſſen, und als Ida fürchtete, Mama möchte kommen, ſagte Fanny: Frau Weſtroth kommt gar nicht mehr aus dem Kabinett heraus.

Das war ein neuer Schrecken für mich. Alſo dieſe ſchönen Sachen gehörten uns auch nicht mehr, und wir konnten das zerfallene Haus in Dorndorf nicht damit ſchmücken. Ich ſtand ſtumm vor der Schweſter; es wogten in meiner Bruſt Zorn und Kummer. Sie aber fuhr in höchſter Aufregung fort: Dann haben ſie geſagt, die Kinderſtuben-Möbel und Dorettens Möbel wären gerade gut genug für uns, wir müßten Gott danken, daß ſie uns ihr Vater geſchenkt hat. Edmund, iſt das nicht abſcheulich? wie können ſie ſo lügen! — Sie haben nicht gelogen, brach ich jetzt in

bittere Thränen aus, nichts gehört mehr uns, wir sind bettelarm, Papa hat Bankerott gemacht, wir werden aus dem Haus geworfen, und in Dorndorf müssen wir schmutzige Bauernkinder werden und unser Brod selbst verdienen. — Thereſe ſchluchzte jetzt laut mit mir, als plötzlich der Vater zu uns trat, unſere Hand ergriff und uns in das Kabinett führte. Jetzt wurde uns im Beiſein von Mutter und Tante unſer Unglück mitgetheilt. Ich merkte wohl, daß wir es auf der Mutter dringenden Wunſch erſt in Dorndorf und nach und nach erfahren ſollten; aber das war ein Ding der Unmöglichkeit, die Mutter mußte ſich des Vaters und Dorettens Vorſtellungen endlich fügen. Der Vater theilte uns mit, daß verſchiedene große Handelshäuſer fallirt und ihn mit geſtürzt hätten. Wir hatten nur Thränen zur Antwort, und das Frühſtück blieb den Morgen von allen unberührt.

Der Tag war unruhig und wüſt, die nöthigen Sachen, die uns vom jetzigen Eigenthümer des Hauſes geſchenkt waren, wurden eingepackt. In den guten Zimmern waren Silberzeug, Gedecke und Service aufgeſtellt, die von der Familie Müller in Empfang genommen wurden. In dieſe Zimmer wagte ich mich mit meiner Schweſter nicht mehr, in unſerer und der Tante Stube wurde für uns gepackt, und wir Kinder ſaßen trübſelig in den verödeten Ecken. Mit den Abend verließen wir das Haus, die Tante nahm mich und Thereſen zu einer guten Freundin mit, wir ſollten dort die Nacht ſchlafen. Die Eltern gingen in einen Gaſthof, ſie waren zwar von verſchiedenen Seiten eingeladen; aber die Mutter konnte ſich nicht entſchließen,

diese Stunden der Demüthigung unter ihren früheren sogenannten guten Freunden zuzubringen. Mir und Thereſen wurde es nach dem entſetzlich wüſten und unruhigen Tage in dem traulichen Zimmer des guten alten Fräuleins ganz wohl zu Muthe, ich hatte gar nicht geglaubt, daß uns noch ein gebildeter Menſch anſehen würde, und das alte Fräulein war ſo zärtlich mit uns, labte uns mit ſchönem Thee und Kuchen und Butterbrod. Wo werden wir morgen um dieſe Zeit ſein? dachte ich mit ſchwerem Herzen.

Am andern Morgen noch ganz in der Dämmerung gingen wir, unſere Päckchen unter dem Arm, nach dem Gaſthof. Wir mußten an unſerem Hauſe vorbei, es lag ſtumm und grau in dem feuchten, dicken Nebel, es war mir ſo ſchaurig, ich hätte gar nicht hinein mögen. Wir kamen auch vor einem Bäckerladen vorüber, Tante Dorette ließ ſich einen Kober mit ſchöner weißer Waare voll packen. Das giebt es bei uns in Dorndorf nicht, ſagte ſie lächelnd, das wird ein Feſteſſen. Vor dem Gaſthofe ſtand ſchon ein großer Reiſewagen mit zwei geduldigen Miethspferden. Tante Dorette packte nun den Wagen in allen Ecken voll; denn obgleich unſere Möbel und Sachen ſchon früh in der Nacht abgegangen waren, ſo war es doch möglich, wir kämen noch früher in Dorndorf an, und dann ſollte es uns nicht am Nöthigſten fehlen. Der Vater ſetzte ſich zum Kutſcher, wir übrigen in den Wagen. Es war eine ſchweigſame Fahrt, eine Stunde auf guter Chauſſee, dann durch tiefen Schmutz. Die Mutter hatte die Augen immer geſchloſſen und öffnete ſie nur, wenn der Wagen zu gefährlich nach einer Seite hing. Die Tante

ſchaute ſo aufmerkſam nach den braunen Bäumen, den Düngerhaufen und Schmutzlöchern hinaus, als ob es ihr eifriges Studium ſei, aber wo waren wohl ihre Gedanken?

Mittag wurde in einem kleinen Dorfe Halt gemacht. Aus dem Morgennebel war ein tüchtiger Regen geworden, und wir waren froh, den eng verſchloſſenen Wagen verlaſſen zu können. Die Wirthsleute ſahen uns verwundert an, die Wirthin aber that alles Mögliche, uns zufrieden zu ſtellen. Die Tante kochte ſelbſt eine Suppe, und als die große Terrine und Butter und Brod und Käſe auf dem Tiſche erſchienen, und wir dann tüchtig aßen, ſtellte ſich bei uns Kindern wenigſtens die Sprechluſt wieder ein. So ſchönes Brod gibt es bei uns in der Stadt nicht, ſagte ich in aufrichtiger Bewunderung. Thereſe ſtimmte mir bei. Die Tante verſicherte uns, wir würden immer ſo ſchönes ſelbſtgebackenes Brod in Dorndorf eſſen. O, das wird köſtlich, verſicherten wir beide. Die Eltern lächelten zum erſtenmal, als ſie unſer Vergnügen ſahen, und mir ging es wie ein Blitz durch die Seele, wir müßten recht freudig und mit allem zufrieden ſein, um der Eltern Kummer zu erleichtern. Es bedurfte von mir nur einer kleinen Anregung, um Thereſens harmloſe Fröhlichkeit zu erwecken.

Der zweite Theil unſerer Reiſe war etwas belebter. Thereſe ſchwärmte, wie ſie mit dem weißen Milcheimer in den Kuhſtall gehen würde und melken, und dann allerliebſte kleine Stücke Butter machen, und ſchilderte lebhaft das Vergnügen, wenn wir auf einer Waldwieſe von Birken und Buchen umgeben mit dem alten

Christian Heu machen und auf dem duftenden Fuder zurückfahren würden. Der alte Christian war noch der Knecht vom Großvater her, mit ihm und mit seiner erwachsenen Tochter wollten wir wirthschaften, das war der Tante Trost; von unseren vornehmen Dienstboten war natürlich niemand mitgenommen, die Hausarbeit mußte von unseren eigenen Händen gethan werden. Daß der gewissenlose und unordentliche Pächter das Haus geräumt haben würde, hofften wir sicher. Seit dem Herbst war ihm schon gekündigt, und nur aus Nachlässigkeit war ihm noch gestattet, im Hause zu bleiben. Christian hatte mit seiner Tochter seit dem Herbste eigentlich allein wirthschaften sollen.

Als Dorndorf in der Abenddämmerung und in grauen Regenwolken sichtbar wurde, schwiegen wir alle. Die Mutter schloß wieder die Augen, als ob sie gleichgültig alles über sich ergehen lassen wolle. Wir fuhren um das Dorf herum, zuletzt an einer verwilderten Hecke hin, deren Lücken durch halb umgesunkene Dornen ersetzt waren, und als wir uns durch eine Art Sumpf durchgearbeitet hatten, hielt der Wagen still. Die Fenster waren alle dunkel, niemand kam uns entgegen, als aber der Vater die Hausthür aufmachte, stand hier der alte Christian. Er setzte schnell eine kleine Blechlampe an die Erde und reichte dem Vater die Hand und sagte zu ihm: Gott zum Gruß, lieber junger Herr, nun der Herr segne Ihren Eingang, ja Glück und Unglück wechseln im Leben; aber der alte Gott bleibt ewig leben. — Indem der Vater diesen Gruß etwas verlegen entgegnete, hatte sich Tante Dorette an beiden durchgedrängt, um das Haus zu reco-

gnosciren. Aber Christian, wie sieht das bei Euch aus! wandte sie sich sehr aufgeregt zu dem Alten, ich hatte doch geschrieben, daß wenigstens gescheuert und geweißt werden müßte. — Liebes Mamsellchen, das ist nicht unsere Schuld, entgegnete Christian, das Volk hat erst vor einer Stunde das Haus geräumt, mit aller Gewalt, ich habe so viel Aerger gehabt.

Wir standen jetzt alle im Hausflur, die Mutter bleich und still; selbst die Tante schien die Fassung etwas verloren zu haben. Nein, in die Stube können wir nicht, der Schmutz und der Geruch ist abscheulich. — Wir können für jetzt in Christians Stube gehen, schlug der Vater vor. — Das ist wahr, sagte Dorette, und dann machen wir schnell das Erkerstübchen zurecht. — Liebe Emilie, wandte sie sich zur Mutter, nur eine Stunde Geduld, dann soll es Dir wohl und behaglich sein. — Die Mutter wurde in Christians Lederstuhl gesetzt, die kleine Lampe brannte neben ihr düster auf dem weißen Tisch, wir alle aber verließen sie, um auszupacken und zu ordnen. Therese und ich, wir schauten in die eigentlichen Wohnstuben. Wie abscheulich schmutzig, grau und verwohnt sah es da aus! Einige Fensterscheiben waren sogar mit Papier verklebt. Ganz wie bei Bettelleuten, seufzte ich, und Therese sah so niedergeschlagen aus, daß ich wohl merkte, sie hätte ihre idyllischen Erwartungen von Dorndorf völlig aufgegeben. Die Tante störte uns in unseren traurigen Betrachtungen. Nun rasch zur Arbeit, sagte sie frisch, hier darf niemand müßig stehen. Bald trabten wir vom Wagen nach der Erkerstube und wieder zurück zum Wagen. Je wichtiger die Tante unsere Hilfe

machte, deſto zufriedener wurden wir. Die Erkerſtube war ganz leidlich, Dorette hatte ſie ſich immer reſervirt, ein krummbeiniges Sopha, ein eben ſolcher Tiſch, eine Kommode und einige Stühle waren darin, in der Kammer daneben waren Leinen- und Bettvorräthe von ihr aufbewahrt. Während ich mit dem Vater die letzten Sachen aus dem Wagen herbeitrug, und Thereſe auf der Tante Anordnung ganz eifrig den Staub von den alten Möbeln putzte, mühte ſich Dorette ſelbſt, einzuheizen. Aber ein neuer Schrecken: der Ofen rauchte ſo gewaltig, daß wir alle aus der Stube vertrieben wurden. Wer weiß, wie lange der Ofen nicht geheizt worden iſt, ſagte der Vater niedergeſchlagen. — Ach, und er hat ſchon damals geraucht, fügte Dorette hinzu, der ſelige Vater wollte an dieſen Ofen nie etwas wenden, weil die Gäſte, die hier zuweilen logirten, nur im Sommer kamen. — Wir ſtanden wirklich troſtlos da wie Schiffbrüchige, die durch eine unglückliche Welle von dem ſo nah erblickten Lande fortgetrieben werden, als Chriſtine, unſere geſcheite Magd, erſchien und uns einige Bunde Mohnſtroh anbot. Das iſt wie Zunder, das ſoll wohl brennen, ſagte ſie. Der Vater wagte ſich in den dichten Qualm, er legte ein Bündel in den Ofen, — Triumph! Triumph! es brennt ganz herrlich, der Rauch zieht mit der Flamme fort, rief er. Triumph! Triumph! jubelten wir mit, ein freudiger Schauer rieſelte durch meine Glieder, und Thereſen ſtanden Thränen im Auge, ſo hatten wir uns kaum in unſerem Leben gefreut. Die Stube mit den krummbeinigen Möbeln erſchien uns ein paradieſiſcher Ort gegen die übrigen abſcheulichen Räume des Hauſes. Ich ward

nun als Feuerwerker angestellt, es kam darauf an, immer zur rechten Zeit auf die hellen Flammen neuen Brennstoff zu legen. Ich machte meine Sache gut, denn während die letzten Rauchwolken aus den offenen Fenstern hinauszogen, begann der Ofen zu glühen.

Therese hatte während dessen alles sauber gemacht, dann hatte sie mit der Tante einen kleinen wollenen Teppich vor das Sopha gebreitet; eine weiße Serviette, um den Tisch zu schmücken, lieferte der Tante Leinenkoffer, und ich rief von Zeit zu Zeit: Oh, wie schön! Aber es sollte noch besser kommen. In dem einen Koffer zwischen der nöthigsten Wäsche waren Tassen und Theekessel verpackt; die Tante und Therese nahmen sie heraus, und bald war alles auf der weißen Serviette zierlich geordnet, auch Zucker- und Theebüchschen und das Weisbrod der Tante, darüber warf meine frühere grüne Schirmlampe, welche die Tante vorsorglich schon im Wagen mitgenommen hatte, ihr helles freundliches Licht. Jetzt fehlte nur Wasser, Milch, Butter und Brod. Christine ward herauf beschieden. Als sie eintrat, blieb sie erstaunt an der Thür stehen, schlug die Hände zusammen und rief: Ist das aber eine Pracht! Freudig ging es mir wieder durch Mark und Bein, nie hatte die Bewunderung unserer Stadtherrlichkeiten mir solche Gefühle erregt, als Christinens Staunen über unser kleines Paradies unter dem Dache. Christine entfernte sich aber schnell, um der Tante Wünsche zu erfüllen, bald kehrte sie mit dem gefüllten Theekessel und der Butter zurück, Christian folgte ihr mit schönem frischem Brode. Ich hatte aber mit Theresen oben an der Treppe gelauscht, wie Christine ihrem

Vater die Pracht und Schönheit da oben schilderte und wie er sich erbot, das Brod zu tragen, um das alles auch zu sehen. Wir trippelten zurück in das Zimmer und standen in freudiger Erwartung, was Christian sagen möchte. Ei du meine liebe Zeit, na, so was ist doch noch nicht da gewesen! rief er und schlug vergnügt die Hände zusammen. — Christian, es wird noch besser kommen, sagte Dorette stolz. — Morgen packen wir ja erst unsere wunderschönen Möbel aus, sagte Therese, ich habe einen Glasschrank mit Spiegelscheiben, da sind allerliebste Nippessachen drin, — Nippessachen? sagte Christian verwundert. Der gute Alte wußte nicht, was das war. — Ja, fuhr Therese gesprächig fort, und Edmund hat eine Muschelsammlung. — Ei, ei, ei, bewunderte der Alte. Das ist schönes Brod, sagte sie freudig. — Ja, aber vom letzten Roggen, fiel Christian traurig ein, das Volk hat alles alle gemacht. — Der letzte Roggen! entgegnete Dorette etwas betreten, und wir sind erst im März, Christian. — Freilich ist es schlimm, sagte der Alte, ich habe es aber dem Herrn genug sagen lassen. Wie es nun endlich hieß, sie sollten aus dem Hause, da haben sie noch alles auf die Seite gebracht, es war kein Halten, na, Sie habens ja gesehen, Speisekammer und Rauchkammer sind leer. — Ja, ich habe es gesehen, entgegnete Dorette; Christian, wenn man keinen Speck und Schinken hat, dann ißt man keinen, aber Brod müssen wir haben. — Nun ja, und unser Herrgott wird dafür sorgen, sagte Christian, und nun Mamsellchen, kommen Sie, etwas habe ich auf die Seite gebracht. — Er schloß ein Kabutz an

dem großen Schornstein auf und ließ uns schmunzelnd hinein sehen. Wirklich, ein Schinken, eine Speckseite und mehrere Würste hingen darin. Wir jubelten und es ward beschlossen, um der Mutter den Empfang so schön als möglich zu machen, daß einige Schinken-Scheiben heute Abend zum Opfer fallen müßten. Die Arbeit war bald gethan, und nun war alles so weit, daß wir die Mutter holen konnten.

Wir fanden den Vater bei ihr, und wir drei mußten wohl zu freudestrahlende Gesichter haben, die Eltern sahen uns verwundert an. Der Zug setzte sich in Bewegung, Therese und ich, wie die Händlein, liefen ungeduldig voran und blieben wieder stehen, endlich war die Thür aufgethan, die Mutter trat ein. Ja, sie war erstaunt, sie lächelte, sie reichte Doretten die Hand, Thränen liefen über ihre Wangen. Der Vater war an das Fenster getreten, ich glaube, er weinte auch. Dorette führte die Mutter nach dem Sopha, dann stellte sie sich mit gefalteten Händen an den Tisch und sprach — ich weiß nicht, es war wie Singen und auch wie Beten, wir waren alle so bewegt, und hörten nur die Worte: „Danket dem Herrn, denn er ist freundlich und seine Güte währet ewiglich. Was betrübst du dich, meine Seele, und bist so unruhig in mir? Harre auf Gott; denn ich werde ihm noch danken, daß er meines Angesichts Hilfe und mein Gott ist. Ja. Danket dem Herrn, denn er ist freundlich und seine Güte währet ewiglich.“ Meine Mutter weinte jetzt heftig, der Vater setzte sich zu ihr, er küßte ihr die Hand und flüsterte ihr Trostworte zu. Tante Dorette aber schenkte Thee ein und war frisch und fröhlich, und

wir Kinder wurden es ebenfalls. Thereſe war ſo voller Pläne über Wirthſchaftseinrichtungen, über Arbeiten, die ſie allein übernehmen müſſe, und über Verſchönerungen des Hauſes, daß ich erſt nicht zu Worte kommen konnte. Ich erklärte dem Vater nun, wie das Schmutzloch vor dem Hauſe und die Löcher auf dem Hofe mit Kies und Steinen ausgefüllt werden müßten, dicht an dem Hauſe wollte ich dann einen Streifen kurz geſchorenen Raſen legen, auch die Steinbank unter der Linde müßten wieder in Ordnung, ja, ich erbot mich das ganze Haus neu anzupinſeln. Die Mutter lachte herzlich, es war aber mein voller Ernſt, und die Tante verſtand mich beſſer. Ich halte Dich beim Wort, ſagte ſie, während ich mit Thereſen unten die Stuben tapeziere, ſollſt Du die Fenſter und Thüren mit Oelfarbe ſtreichen. Welch ein neuer Jubel für mich und Thereſen. O Tante Dorette, in Dorndorf iſt es zu wunderſchön! rief Thereſe in Extaſe. — Und es wird immer noch ſchöner werden, entgegnete die Tante mit einem ſo ruhigen, feſten Ton, daß gar nicht daran zu zweifeln war.

Eine Stunde ſpäter ſtand ich am Fenſter meines Dachkämmerchens. Den Eltern waren in der Bett- und Leinenſtube ſchöne Betten zurecht gemacht, Thereſe ſchlief auf dem krummbeinigen Sopha, und die Tante hatte ſich Betten davor auf die Diele gelegt. Ich hatte durchaus verlangt, auf Stroh zu ſchlafen. Nicht wahr, Vater? ſagte ich mit vielem Pathos, Du haſt als Soldat oft unter freiem Himmel auf harter Erde ſchlafen müſſen, ſo werde ich doch unter Dach und Fach auf Stroh ſchlafen können. Die Mutter prote-

ſtirte aufs heftigſte dagegen, und ich mußte mir einige Betten auf dem Stroh gefallen laſſen. Ich ſtand im Sternenſchein, erſtens war kaum eine Lampe übrig, und dann war das Oel zu koſtſpielig. Ich konnte auch wirklich genug ſehen, und dieſe Dämmerung ließ meiner Phantaſie viel Spielraum, mir auszumalen, wie herrlich ich dieß Kämmerchen, mein Eigenthum, umgeſtalten wolle. Bis jetzt hatte ich nur einige Nägel an einen Balken geſchlagen, ſehr ordentlich hing mein Ueberrock und meine Mütze daran, die Stiefeln ſtanden daneben. Meine Sachen zu putzen und zu bürſten, ſollte morgen früh meine erſte Arbeit ſein, und was ſollte dann alles folgen, ſo viel wichtige Arbeiten lagen vor mir, und ſie machten mich ſo glücklich. Die Tante hat doch wohl Recht, dachte ich weiter, wenn ſie ſagt, daß es hier in Dorndorf ſchön ſei, und daß der liebe Gott Gedanken des Friedens mit uns habe und nicht Gedanken des Leides. Ich hatte von der Tante manches Gebet gelernt, manchen Bibel- und Geſangbuchvers, ich hatte ſie auch nachgeſprochen, aber nie hatten ſie ſelbſtändig in meiner Seele gelebt, noch nie hatte ich Luſt und Drang gefühlt, an den lieben Vater im Himmel mich wie ein Kind zu wenden. Ich ſah zu den Sternen auf, ich öffnete das Fenſter, milde Frühlingsluft wehte mir entgegen, alle Wolken hatten ſich verzogen, die Umriſſe von ſanften Berglinien ſah ich nahe vor mir den klaren Himmel begrenzen. Es war ſo ſtill, nur das Rauſchen eines Wehres hörte ich aus der Ferne. Ich beugte meine Knie, es war mir ſo wunderſam zu Muthe, als ob ich in einer ganz anderen Welt ſei, ja zum erſten Mal trieb es mich,

die Hände zu falten und hinauf zu schauen. Worte hatte ich nicht; aber ich gab mich so ganz hin dem Herrn, von dem ich wohl wußte, daß er über uns regierte in Liebe und Barmherzigkeit. Mir war dabei so wohl, wie nie zuvor im Leben; alles was mir Tante Dorette von einem gottesfürchtigen Leben in Glück und Frieden und von einem leichtsinnigen Leben in Zerstreuung und Unfrieden gesagt hatte, das stand deutlich vor meiner Seele, ich konnte und wollte es verstehen. — Ach ja, es wird hier schön sein, sagte ich mir, als ich mich müde auf mein Kopfkissen legte, und es ist doch gewiß wahr, daß bei Arbeit und Entbehrungen das Leben süßer sein kann, als im Ueberflusse.

Am anderen Morgen weckte mich Tante Dorette, als eben der Morgenstern im Verbleichen war, ich fuhr rasch in die Kleider, vermißte dabei aber verlegen mein elegantes Waschgeschirr. Ich habe Euch herrliche braune Waschnäpfe eingepackt, sagte die Tante, für heute aber geht, wie die Sperlinge, an den Brunnen, und waschet Euch dort nach Herzenslust. Sie reichte uns ein Handtuch, und Thereſe lief jubelnd mit mir nach dem Brunnen. Ich glaube, wir hatten uns nie mit solcher Lust und so gründlich gewaschen, als den Morgen am Brunnen, wir konnten uns gar nicht genug das kühle sprudelnde Wasser über Gesicht und Hände laufen lassen. Der Tante Stimme rief uns zur Arbeit. Ich saß wieder als Feuerwerker am Ofen, während Thereſe die Möbel putzte. Als sie in die Küche eilte, um unter der Tante Anleitung den Kaffee zu kochen, wurde ich ganz neidisch; aber ich verließ auch sehr bald meinen glühenden Ofen und

begann eifrig des Vaters Kleider und Stiefel zu bürsten. Alle Arbeit im Hause mußte von uns selbst geschehen, das war ausgemacht, Christian und die eine Magd hatten genug im Hof und Feld und Garten zu thun. Das Frühstück stand bald wieder so sauber und nett auf dem Tische, als am Abend vorher das Abendbrod.

Auf eines war ich gespannt. In der Stadt pflegte die Tante mit uns Kindern allein zu frühstücken, weil die Eltern weit später aufstanden, und jedes Mal las die Tante vorher einen Morgensegen und sprach das Vaterunser und las aus der Bibel etwas vor. Die Bekannten meines Alters fanden diese Mode etwas sonderbar, altmodisch, ungebildet, ebenso wie die Tante Dorette selbst; ich natürlich wagte nicht, ihnen zu widersprechen, und hatte die geheime Absicht, mich endlich der Kinderstuben-Ordnung zu entziehen. Daß meine Eltern ebenfalls über diese Mode erhaben schienen, bestärkte mich darin. Wird nun die Tante es wagen, den Eltern, besonders der Mutter, mit dieser altmodischen Gewohnheit zu kommen? Ja wirklich, sie that es, und mit solcher Ruhe und Sicherheit. Die Eltern waren kaum aus der Schlafstube getreten, hatten sich auf dem Sopha niedergelassen, als die Tante den Vater fragte: Lieber Friedrich, willst Du unseren Morgensegen selbst vorlesen? — Bitte, thue Du es, sagte der Vater etwas verlegen. Die Tante übernahm ihr Amt, vorher hatten Knecht und Magd, wie es schon beim seligen Großvater Sitte gewesen war, an der Thür Platz genommen. Es war mir noch nie so gewesen, als bei diesem

Morgensegen, und als wir bemerkten, daß die Eltern weinten, konnten ich und meine Schwester die Thränen nicht zurückhalten. Nach dem Vaterunser reichte die Mutter der Tante weinend die Hand. Je mehr Noth, je näher der liebe Gott, sagte die liebe Tante freundlich. Und wo der liebe Gott ist, fehlt es nicht an Trost und Frieden. Der Mutter Bewegung war mir von großer Bedeutung: also selbst die Mutter gibt der Tante Recht, sie schient das Beten doch nicht für ungebildet und altmodisch zu halten. Ich erschrak jetzt vor meinen eigenen Gedanken. Das Gebet altmodisch? Der Herrgott, der dort über den Sternen wohnt, den ganzen Erdkreis regiert in aller Macht und Herrlichkeit, der sollte uns nicht mehr gelten, als Menschen? Die Sache wurde mir zum ersten Mal in meinem Leben bedenklich und das, was die Tante so lange mit Liebe und Sorgfalt in mein Herz gepflanzt hatte, begann jetzt leise zu keimen.

Nach dem Frühstücke, bei dem Thereſe die Geſprächigſte geweſen, ſchlug der Vater vor, jetzt ernſthaft zuſammen zu überlegen, was zu thun ſei und was wir hier zu hoffen und zu fürchten hätten. Wir Kinder ſollten auf des Vaters Wunſch bei dieſer Berathung zugegen ſein. Ich war nicht wenig ſtolz, und kam mir außerordentlich wichtig vor. Das Reſultat dieſer Conferenz kann kurz gefaßt werden. Die Eltern beſaßen nichts als die zwei Wagen voll nöthiger Möbeln, Wäſche und Hausgeräth, die in der Nacht angekommen waren. Die Tante hatte dreihundert Thaler, nach und nach geſparte Geſchenke des Vaters, für ſich behalten, zweihundert Thäler hatte ſie in der

Sparkasse zurückgelassen, hundert Thaler aber, außer was sie davon ausgegeben, um Tapeten und Farben und die nöthigsten Vorräthe zu kaufen, hatte sie baar mitgebracht. Von den dreihundert Thalern mußte bis zum Herbst gewirthschaftet werden, dazu gehörte der Hafer für die Pferde, auch noch Futter für das andere Vieh, und für die Menschen Brodkorn, Kartoffeln und alle Einsaat auf dem Felde. Das war ausgemacht, wir mußten sparen, sparen an allen Ecken und Enden, fremde Arbeitsleute durften nicht in die Wirthschaft kommen. Wir thun alles selbst, sagte Thereſe äußerst vergnügt. Die Eltern und die Tante lächelten über diese kühne Idee, und obgleich ich mit ihnen lächelte, war ich nicht weniger unternehmend. Mein Kopf war so voll von Plänen, ich wußte nur nicht, womit anfangen: Stuben tapezieren, Fenster und Thüren anstreichen, meine Bodenkammer verkleben und malen, den Garten bestellen, mit Christian auf das Feld reiten, säen und pflügen, Kartoffeln legen, — wenn mir das leise Bedenken kam, ob sich das alles wohl für uns schicke? so überstieg die Lust daran den alten Stolz und Hochmuth.

Endlich wurde meiner Ungeduld ein Ende gemacht, die Arbeit wurde vertheilt. Für heute war leider wenig anzufangen, der Maurer mußte erst die Decken pinseln, die einzige Arbeit, die nicht von uns selbst geschehen konnte. Christian sollte zu gleicher Zeit die Fensterrahmen und Thüren waschen, morgen konnten wir alle an unsere Arbeit gehen. Dorette schlug vor, wenn die beiden Wagen abgepackt wären, sollte im Garten und Feld das Terrain untersucht,

und am Abend mit Christian zusammen der Bestellungsplan gemacht werden. Der Tag ging mir in Unruhe und Ungeduld hin. Weil ich Thüren und Fenster noch nicht anstreichen konnte, begnügte ich mich, auf dem Hofe zwischen Kisten und Möbeln und Geräthen umherzuklettern, auch Ställe und Böden wurden durchkrochen und endlich erfreute ich mich der schönen Frühlingssonne hinter unserem Gartenzaune. Ich saß auf grünem Rasen. Daß es den Tag vorher geregnet und daß ich vorher mit meinen Kleidern den Staub auf den Böden gemessen hatte, überlegte ich nicht; ich schaute zum lachenden Himmel auf, hörte die Lerchen singen, und amüsirte mich mit Therese über eine Gänsefamilie, die ihr von Christinen zur Pflege übergeben war. Die kleinen, weichen, goldgelben Dingerchen hatte ich noch nie so in der Nähe gesehen, und wenn Therese von Zeit zu Zeit eins faßte, damit sie es liebkosen konnte, hielt ich als muthiger Ritter die alte zankende Gans von ihr ab. Aber auch junge grüne Kräuter für ihre Pfleglinge zu pflücken, hatte Therese den Auftrag, sie kroch pflichtschuldigst zwischen der Hecke umher, hier war das Grün am üppigsten. Daß schon an verschiedenen Stellen ihr feines Wollenkleid Angriffe von der Dornenhecke erlitten hatte, that nichts zur Sache.

Endlich trieb uns der Hunger in das Haus. Die Mutter fanden wir mit glühendem Gesicht in der Küche, sie hatte das Mittagessen übernommen, das, obgleich überaus einfach, doch eine ungewohnte Arbeit für sie war. Als später der Milchbrei angebrannt auf den Tisch kam, fand ihn der Vater sehr piquant

und kräftig schmeckend, ja er fand in diesem Geschmack den Ersatz des Fleisches, was es natürlich nicht gab. Thereſe und ich stimmten ihm bei, unser Magen hatte das Gabelfrühstück vermißt, er machte daher äußerst wenig Ansprüche zu Mittag. Vorher aber, als wir der Mutter unseren Besuch in der Küche machten, erlitt unsere vergnügliche Laune noch eine kleine Störung. Die Mutter war entsetzt über unser Aussehen, uns unbegreiflich, — allerdings Thereſens Hände und Strümpfe waren sehr schmutzig, das Kleid sichtbar mit Stecknadeln geflickt, und meine Kleider waren von Staub und Schmutz völlig marmorirt. Aber Mama, ich habe die kleinen Gänse hüten müssen, sagte Thereſe ganz verletzt. — Ich habe die Wagen abgeladen und Heu vom Boden geworfen, entgegnete ich in stolzer Ruh; es sind übrigens meine schlechtesten Alltagskleider, setzte ich wegwerfend hinzu. — Tante Dorette, die hinzugetreten, unterbrach mich. Für Jahr und Tag die Sonntagskleider, mein Sohn, sagte sie ruhig, von neuen Kleidern wird lange nicht die Rede sein. Uebrigens seid Ihr heute unschuldig, wir haben nicht darauf gedacht, Euch passend anzuziehen. Das Erste, was wir dem Edmund machen müssen, wandte sie sich zur Mutter, ist ein leinener Kittel und leinene Hosen. — Ich sah sie zornig an, — ich einen leinenen Kittel, so ungefähr wie ein Holzhacker oder Straßenfeger-Junge! Die Tante aber setzte uns auseinander, daß unsere Hilfe, wenn wir so viel Kleidungsstücke dabei verdürben, ein zu großer Schaden sei; also entweder ruhig in der Stube sitzen, studieren, sich ruhig beschäftigen, wie es sich für sol-

che Toilette ziemet, oder leinene Kleider anziehen. Ich ſchwankte nach und nach doch hinüber zum leinenen Kittel, und als die Tante erklärte, ich dürfe keinen Pinſelſtrich in meinem Rocke thun, wäre ich gern gleich in den Kittel gefahren; da er aber noch nicht exiſtirte, war ich eifrig auf ein interimiſtiſches Koſtüm bedacht. Tante Dorette war mir behülflich dabei, ſie ließ mir die Wahl zwiſchen einem buntkarrirten Schlafrock vom ſeligen Großvater und einem grauen leinenen Jagdrock mit grünem Sammetkragen. Der Jagdrock ſchien mir romantiſcher, ich wählte ihn, und nachdem die Tante mit einigen Heftſtichen Aermel und Taille enger gemacht, ſah ich nach Thereſens Verſicherung höchſt eigenthümlich aus. An die Tanzſtundengeſellſchaft durfte ich freilich nicht lebhaft denken.

Am Abend war ich wieder im Sternenſchein allein in meiner Kammer. Es ſah darin aber ſchon anders aus. Eine Bettlade befand ſich an der Stelle des Strohlagers, daneben ſtand eine kleine Kiſte mit dem erwähnten braunen Waſchbecken und einem friſchen Handtuch. Dem Bette gegenüber hatte ich eine größere leere Kiſte mit einem weißen Leinentuch drapirt. Das war ein ſtattlicher Tiſch. Einige Bücher darauf, ein Waſſerglas und ein buntes Töpfchen mit blauen und weißen Anemonen, das gab dem Ganzen etwas Gemüthliches. Ich ſaß neben den Blumen auf dem einzigen Stuhle, der mein eigen war, und ſchaute nach den glänzenden Sternen. Es war eigentlich ziemlich friſch in der Kammer, aber ich konnte mich nicht entſchließen, mich gleich hinzulegen, ich mußte meine Häuslichkeit noch etwas genießen.

Der andere Morgen ſah mich auf dem Gipfel meiner Wünſche, im grauen Jagdrock, auf einer Standleiter, den Pinſel in der Hand. Welch köſtliche Arbeit, wie weiß und rein legte ſich die Farbe auf die häßlichen, ſchmutzigen Fenſter. Und wie der Wind ging die Arbeit. Nur nicht zu ſtark aufgetragen, ermahnte die Tante unaufhörlich, damit die Farbe reicht. — Die Farbe wird reichen, verſicherte ich, zu allen Fenſtern und Thüren, ſelbſt zu den Dachkammern, zu meiner wenigſtens. Wie einen Hauch werfe ich die Farbe nur hin, das Töpfchen wird nicht leerer. — Während ich pinſelte und raiſonnirte, waren Mutter und Tante und Thereſe eifrig beim Tapezieren. Die Mutter ſchnitt die Streifen, Thereſe in verſchiedene Küchenſchürzen koſtümirt kleiſterte, die Tante legte die Streifen kunſtgerecht an die Wand. Der Vater hatte ſich indeſſen das Amt des Gärtners gewählt; die Mutter war ſehr dagegen, alle unſere Arbeit konnte doch ungeſehen von den Leuten geſchehen, der Vater aber wollte öffentlich und frei die gemeinſte Arbeit thun. Er ließ ſich nicht irre machen, er wollte nicht der einzige Müßiggänger ſein, und da er von der Feldwirthſchaft gar nichts verſtand, im Hauſe auch nichts für ihn zu thun war, blieb ihm nur der Garten. Gegraben und Gemüſe gelegt, das hatte er in einer Jugend genug gethan. Die Verſchönerung des Gartens behielt ich mir vor, ich hatte ſchon den Tag vorher den Anfang damit gemacht, ein kleines, rundes Beet hatte ich mit weißen und blauen Anemonen bepflanzt, die ich, als wir das Feld inſpicirten, am Walde ausgegraben. Thereſe dagegen hatte das Haus

geſchmückt, auf den krummbeinigen Möbeln im Erkerſtübchen ſtanden verſchiedene Töpfchen und Gläſer mit lieblichen Blumen, und auch Chriſtians Stube ging nicht leer aus. Chriſtian mit ſeiner Tochter waren unſere eifrigſten Bewunderer: Was will das werden! — Nein, die Menſchen-Möglichkeit! das waren ihre ſtehenden Redensarten, wir dagegen antworteten ſtets: Es wird immer noch ſchöner. Nach allgemeinem Beſchluß mußte noch einige Tage Milchbrei gegeſſen werden, das koſtete keine Arbeit und erſetzte das Fleiſch, wie Tante Dorette verſicherte. Am Sonnabend aber ſollte Chriſtine mit der Butter nach der Stadt und dagegen Fleiſch auf den Sonntag mitbringen, wieder eine intereſſante Begebenheit! In der Stadt, wo wir die ſchönſten Gerichte immer mir nichts, dir nichts auf dem Tiſche fanden, hatten wir ſie nur mit gleichgültigem und undankbarem Sinne angeſehen, das ſollte hier anders werden.

Am Sonnabend Mittag waren wirklich die Thüren und Fenſter im Hauſe fertig, und die zwei Stuben, die Wohnſtube und die kleine Stube tapeziert, ich ſchwebte jetzt auf einer großen Leiter außen am Hauſe, vier Fenſter hatte ich ſchon angeſtrichen, zwei fehlten nur noch, ſo war die ganze Fronte fertig. Ich hatte ſo geſpart, daß ich dieſe beiden Fenſter, die der Straße am nächſten lagen, beſonders vollkommen anſtreichen wollte, aber die Tante war noch geſcheiter als ich, ſie nahm Farbe davon, miſchte ſie mit dunkelem Ocker und begann eigenhändig der Hausthür ein neues, wenn auch ſehr durchſichtiges Kleid anzulegen. Ich unterhielt von meiner Leiter hinab die Tante eifrigſt, lobte

meine Geschicklichkeit, die Tante dagegen warnte mich immer auf die Leiter Acht zu haben, die da auf etwas schmutzigem, unebenem Boden stand. Tante, fallen kann ich unmöglich, sagte ich keck; wenn die Leiter etwas rutscht, halte ich mich an der Brüstung und balancire sie wieder in die gehörige Richtung. In dem Augenblicke rutschte die Leiter etwas links, ich balancirte vielleicht zu kühn nach rechts, forderte die Tante noch zur Bewunderung auf: Sieh mal, Tante! In dem Augenblick fand ich aber für nöthig, wieder nach links zu balanciren, und nun trat eine unangenehme Schwankung ein, ich fühlte bald, es war kein Halten mehr. Tante! Tante! rief ich, befand mich aber sehr schnell sammt Farbentopf und Leiter und einer klirrenden Fensterscheibe im Kothe. Der Vater war von seiner Gartenarbeit fort und zu uns geeilt, auch die Mutter und Thereſe stürzten aus dem Hauſe, ſie standen bedauernd bei den Scherben, die Mutter nur erkundigte sich nach meinem Befinden. Er ist nicht kaputt, sagte die Tante fast ärgerlich, aber die Farbe und die Fensterscheibe, das ist der Profit von seiner Arbeit, und gerade die beiden Fenster nach der Straße hin. — Wir lassen noch Farbe kommen, tröstete der Vater. Aber nachdem der erste Verschönerungseifer vorüber war, und die Sorgen ernster wurden, wurde nie wieder daran gedacht; die beiden Fenster blieben lange grau trotz ihrer weißen Nachbaren und der goldbraun glänzenden Hausthür.

Der nächste Tag war uns wichtig, weil wir zum ersten Male die Kirche und den Herrn Pastor besuchen wollten, wir mußten eine Viertelstunde nach dem näch-

sten Dorfe, es war also eine kleine Reise. Unangenehm wurde ich am Sonntag Morgen berührt, als meine Absicht, mich in das Tanzstundenkostüm zu werfen, in kurzen Frack, Glaceehandschuh und kleinen englischen Hut, vereitelt wurde, die Sachen waren außer meinem Bereich, sie sollten im künftigen Jahre mein Konfirmations-Anzug werden. Ich stand misvergnügt in meiner Häuslichkeit und suchte mit Hilfe eines kleinen Spiegels meiner Toilette so viel als möglich einen Anstrich zu geben, ich war zu sehr gewöhnt, im Verkehr mit Menschen eitel und eingebildet zu sein. Meine Gedanken auf dem Kirchwege waren nur: Was Pastors Kinder, ein Mädchen von dreizehn Jahren, und ein Knabe von zwölf, zu mir sagen würden, ich war meiner Meinung nach ein ganz anderes Wesen, eine ganz andere Erscheinung, als die ungebildeten Dorfkinder. In der Kirche wurden meine Betrachtungen etwas anders, weil ich die Mutter und Tante Dorette weinen sah, und weil des Pastors ernste und eindringliche Worte meine Aufmerksamkeit fesselten. Die Mutter behauptete nachher, die Predigt sei für uns gemacht; sie handelte von der vergänglichen Lust der Welt und von dem wahren Frieden der Seele. Die Tante machte ihr begreiflich, daß dieses Thema für alle Menschen passe.

Der Besuch in der Pfarre war für mich eine zweite Enttäuschung, ich sah deutlich, daß ich durchaus kein Aufsehen erregte, wenigstens nicht in meinem Sinne aufmerksam betrachtet wurde. Das 15jährige Mariechen war trotz der Dorfbildung ein sehr gewandtes und geistvolles Mädchen. Wir Kinder waren kaum allein, da sagte sie zu mir: Wie wunderlich

trägst Du Dein Haar. — Der Scheitel ist höchst modern, entgegnete ich schnell. — Ei, so alberne Moden machen wir hier nicht mit, war ihre kurze Antwort. — Der Vater hat gesagt, nahm jetzt der etwas jüngere Karl treuherzig das Wort, wenn Ihr auch Bankerott gemacht habt, wenn Ihr brav seid, wollen wir doch mit Euch umgehen. — Aber nicht mit Manschetten und Pariser Scheitel, setzte Marie lachend hinzu. Darauf nahm sie Theresens Hand und lief mit ihr davon, und obgleich ich mich tief verletzt fühlte, konnte ich es jedoch nicht lassen, dem lebhaften Mädchen zu folgen und mich liebenswürdig zu machen. Die nächste Folge dieses Besuches war die Verabredung zwischen unseren Eltern, daß Therese und ich an dem Unterricht der Pastorskinder Theil nehmen sollten. Eine ganz angenehme Aussicht für uns, mein Gedanke aber war zunächst wieder: Du bist auf einem französischen Gymnasium gewesen, du kannst parliren, was wird Marie zu deiner Bildung sagen? Ich hoffte dadurch den Eindruck von dem Pariser Scheitel und den Manschetten zu verwischen, ich schämte mich wirklich im Herzen dieser Albernheit.

Am Montag Morgen stand ich höchst gedankenvoll in meiner Bodenkammer, Kleister und Farbenreste und ein mächtiger Haufen Papierstreifen lagen neben mir. Die eigentlichen Tapetenreste hatte leider Tante Dorette fortgelegt, dieß waren nur die schmalen, grauen Streifen von den ganzen Stücken, doch war das blaue Muster hin und wieder hineingefahren, aus der Ferne betrachtet, gab es eine leidliche Kante ab. Die Verschönerung der Kammer war nicht leicht, die eine Seite

war weiß getüncht, die andere schräge Dachwand mit Holz verschlagen. Das Holz hatte so etwas Kahles und Nüchternes, das mußte erst decorirt werden. Die Streifen aber aneinander zu kleben, war ein Ding der Unmöglichkeit, ich mußte noch etwas anderes auftreiben. Ich entschloß mich zu einer Entdeckungsreise in die Rumpelkammer am Schornstein, es standen da alte Kisten, deren Inhalt mir gänzlich unbekannt war. Welch Entzücken! Gleich die erste Kiste fand ich vollgepackt mit alten Noten, alte Makulatur natürlich, das gab einen schönen, warmen Untergrund, darauf die Kante karirt geklebt, das mußte reizend werden. Damit die Sache schneller ging, holte ich mir Theresen zur Hülfe, die war entzückt über meine Pläne, und die Arbeit flog von den Händen. Sie strich die Bogen, ich legte sie an, Mittag waren drei Viertel der Wand fertig, und es wäre noch schneller gegangen, wenn nicht bei den Noten auch Gesangstücke gewesen; Thereſe, die eine geschickte Sängerin war, mußte hin und wieder eines absingen. Besonders ein Stück, das seinen Platz nahe am Fenster hatte, studierte sie so lange, bis sie es auswendig konnte:

Fort, daß die Leier klinge,
Dann wird das Herz mir still,
Geh, Fanchon, geh und singe
Dir ein fröhlich Vaudeville.

Mittag thaten wir sehr geheimnißvoll; die Eltern forschten, was wir vor hätten, aber nichts wurde gesagt. Ihr werdet schon sehen, war die kurze Antwort. Nur Thereſe konnte sich einmal nicht halte und stimmte an:

Fort, daß die Leier klinge,
Dann wird das Herz mir still —

Das Lied aus Fanchon, lachte die Tante, wo haſt Du denn das her? Wie oft habe ich das geſungen! Und ſie erinnerte nun den Vater an des ſeligen Großvaters Muſikliebe und erwähnte dabei, daß eine Kiſte alter Noten, darunter manche werthvolle, unbenutzt auf dem Boden wäre. Thereſe ſah mich bedenklich an, — unbenutzt ſind ſie wenigſtens nicht mehr, dacht ich, und die werthvollen ſind ſicherlich noch in der Kiſte. Aber oben in der Kammer, ſchlug ich vor, das leere Wandſtückchen für jetzt unvollendet zu laſſen, und mit meinen Kleidern zu behängen; wir wollten die fertige Wand erſt mit dem bunten Papier fächern und dann die Tante um Erlaubniß wegen der Noten fragen. Wir fächerten aber auch die getünchte Wand, das gab dem ganzen Raume eine gewiſſe Harmonie und ſah ſo wohnlich aus. Als die letzten Sonnenſtrahlen in meine Zelle fielen, wurden die Eltern und die Tante triumphirend hineingeführt. Der erſte Anblick machte ſie ſtaunen. Allerliebſt! wunderſchön! klang es aus aller Munde. Die Tante war dem Fenſter näher getreten, ihre Augen fielen prüfend auf die ſonderbare Tapete:

Fort, daß die Leier klinge,
Dann wird das Herz mir ſtill,
Geh, Fanchon, geh und ſinge
Dir ein fröhlich Vaudeville.

Kinder, Ihr habt doch nicht die Noten? rief ſie entſetzt, wir fielen etwas aus unſerem Himmel und ſtanden wie die armen Sünder da. Die werthloſen

— begann ich zu stottern. Die werthlosen? sagte sie in größter Aufregung, die schönsten! Alles meine Lieblingssachen, z. B.:

Mich fliehen alle Freuden
Ich sterb vor Ungeduld!

Sie sagte das mit so tiefem Schmerze, daß der Vater ein Lächeln nicht unterdrücken konnte, das gab mir wieder Muth. Ach hier, Ritter Karl von Eichenhorst und Fräulein Gertrud von Hochberg! — Liebe Tante, sagte Therese plötzlich, wie von einem Lichtstrahl erleuchtet, Du könntest ja immer hier singen. Das war dem Vater doch zu viel, er konnte ein lautes Lachen nicht zurückhalten, und das war ansteckend, auch die Tante stimmte wieder Willen ein. Wir wurden aber auch tüchtig ausgescholten; doch ließ sich die Sache nicht ändern, und die gefächerte Bodenkammer entzückt die jetzige Jugend des Hauses ebenso sehr, als sie damals uns entzückte.

Das Osterfest fand uns in den neuen Stuben. Im Wohnzimmer waren die rothen Zitzmöbel, die früher in unserer Kinderstube standen, im guten Zimmer Tante Dorettens grüne Damastmöbel. Es sah alles sehr proper und schön aus, einen Vergleich mit früher durfte ich freilich nicht machen, wenigstens nicht laut werden lassen; denn als Christian zum ersten Mal durch die Räume geführt wurde, mischten sich zwischen seine Bewunderung auch Aeußerungen ein wie: Nur nicht zu großen Staat machen, nur nicht zu hoch hinaus wollen. Ich hätte ihm gern unsere städtische Einrichtung geschildert, aber seine ehrliche Antwort

hätte ich mir denken können: Da haben wirs! das kommt davon!

Ostern fand uns aber nicht allein in den neuen Stuben, auch bei Kuchen, Braten und bunten Eiern. Die Tante ging immer noch von der Idee aus, uns mit ihrem lieben Dorndorf auszusöhnen und den Aufenthalt so angenehm als möglich zu machen. Am zweiten Festtag waren Pastors eingeladen, uns Kindern wurden die Eier im Garten versteckt, wir waren alle im schönsten Vergnügen.

Nach den sonnigen Frühlingstagen trat eine Regenzeit ein, zugleich aber wurde auch unser Leben, unsere Aussichten trüber und trüber. Die Mutter wurde krank, der Arzt nannte es ein leichtes Nervenfieber, wahrscheinlich die Folge so vieler Aufregungen; denn jeden neu entdeckten Mangel oder Schaden in der Wirthschaft hatte sie mit Schrecken vernommen. Daß der Vater und die Tante bald angefangen, ihr solche Sachen zu verheimlichen, half nichts; die Sorgen waren nur zu sehr in des Vaters Zügen zu lesen, dazu fühlte er sich selbst von der vielen ungewohnten Arbeit angegriffen und gedrückt. Eines Tages war der Vater mit der Tante und mit Christian nach der nächsten Stadt gefahren, um Korn- und Kartoffel-Einkäufe zu machen, die beiden ersten hundert Thaler waren nun ausgegeben, mit Zittern und Zagen war das dritte Hundert angegriffen, um Arznei und nöthige Erquickungen für die Mutter zu kaufen. An demselben Abende saß ich unbemerkt im dämmerigen Fenster, da trat der Vater aus der Mutter Schlafstube und setzte sich seufzend auf das Sopha. Höre

mal, Dorette, sagte er zur Tante, ich habe mir die Sache überlegt, es ist gewiß besser, ich suche mir in der Stadt eine Schreiberstelle, und ein kleiner, gewisser Gehalt ist besser, als diese qualvolle Unsicherheit, oder vielmehr die bestimmte Aussicht, wenn wir unser weniges Eigenthum zugesetzt haben, doch fort zu müssen. — Die Tante schwieg einen Augenblick, und mir stockte fast der Athem in dieser Pause. Der Vater Schreiber in der Stadt! — Eine Ernte warten wir wohl erst ab, lieber Friedrich, sagte die Tante sanft, und sehen dann, was Gottes Wille ist. — Gottes Wille ist unsere Demüthigung, entgegnete der Vater ernst, ja, ich habe mein Leben recht wie ein Thor hingebracht; wenn ich nur die letzten 15 Jahre zurückrufen könnte! — Noch ist die Hauptsache nicht verloren, entgegnete die Tante, wir werden noch einsehen, daß der Herr nicht Gedanken des Leides, sondern des Friedens mit uns hat, laß uns nur geduldig ausharren. — Aber laß uns nicht widerstreben, wenn wir Seinen Willen sehen, daß wir von hier fort sollen, war des Vaters Antwort. — Nur die eine Erndte sagte die Tante noch einmal. — Von dieser Ernte, fuhr der Vater ruhig fort, haben wir nach der Aussage aller Sachverständigen wenig zu erwarten. Der Boden ist ausgehungert, die Saat schlecht gewesen, von der Herbstbestellung sind ganze Stellen ausgewintert, und zum Verkauf werden wir Winterkorn wenig übrig haben. Das Sommerkorn ist nur zum Bedarf der Wirthschaft bestellt, danach würden wir höchstens im Herbst etwas Pacht bezahlen können, und im Frühjahr kaum zu unseren eigenen Ausgaben

Geld genug haben. — Die Tante verſuchte nun, den Vater zu überzeugen, daß er ſich irren könne. Das dritte Hundert von ihrem Vermögen ſollte ſchon zur Michaelispacht mitgenommen werden, ſie rechnete ſo: die große braune Kuh wird in dieſen Tagen ein Kalb haben, dann gewinnen wir täglich 16 Maaß Milch mehr, der Ertrag davon iſt hinreichend zu allen Ausgaben, die jetzt vorkommen. Schlägt dann im Sommer die Heuernte ein, ſo kann für hundert Thaler Heu verkauft werden, weil die Wieſen ganz vortrefflich ſind und gewöhnlich mehr liefern, als den Bedarf.

Die Tante fuhr noch fort nach Art des Milchmädchens ihre Hoffnungen immer roſiger auszumalen, als Chriſtian eintrat. Ich weiß nicht, Mamſellchen, was mit der großen braunen Kuh iſt, ſagte er bedenklich. Wir ſprangen alle drei auf. Was iſt damit? ſagte der Vater haſtig. Sie frißt nicht, ſie ſteht nicht auf, ſagte Chriſtian; die Tante war aber ſchon an ihm vorübergeeilt in den Stall, und ich hinter ihr her. Nun entſtand eine allgemeine Bewegung in Haus und Hof: Die große braune Kuh iſt krank, flüſterte einer dem andern mit Herzklopfen zu, die Mutter durfte es nicht hören. Die Bewegung dauerte die ganze Nacht, wir Kinder mußten uns zwar zu Bett legen, aber ich konnte erſt gar nicht einſchlafen, ich ſchreckte oft angſtvoll auf: wenn die große braune Kuh ſtirbt, ſind wir verloren, dann muß der Vater als Schreiber in die Stadt, ein entſetzlicher Gedanke!

Als ich aufwachte, war es ſchon ganz hell und noch unheimlich ſtill im Hauſe. Ich fuhr unter Zittern und Zagen in meine Kleider und ſchlich in die

Küche. Chriſtine ſtand ganz verſchlafen am Feuerheerd. Die Kuh iſt todt? — Ja, ſagte ſie, wir ſind bis um drei Uhr aufgeweſen. — Ich ſchlich mich zum Hauſe hinaus in den Garten, ich ſetzte mich auf eine Bank, wo man über die Mauer nach Feld und Bergen ſehen konnte. Die Bäume blühten, die Vögel ſangen, es war ein wunderſchöner Morgen. Ich faltete meine Hände, ich war, ſeitdem wir hier waren, ſchon in ein näheres Verhältniß mit meinem lieben Gott getreten, der Glaube und das Vertrauen, daß alles aus ſeiner Hand komme, und Er allein uns helfen könne aus aller Noth, hatte Wurzel in meinem Herzen geſchlagen. Ach, wie ſchön, wie ſchön iſt es hier, dachte ich, o lieber Gott, wenn wir hier bleiben könnten, wir wollten ſo fleißig ſein, — ach, ich wollte nie wieder ein ſo alberner Thor ſein, als ich es in der Stadt geweſen bin, ich will nicht eitel und hochmüthig ſein, ich will auch gar nicht nach Menſchen hin hören, was gehen mich Menſchen an, die auch thöricht ſind. O, ich habe den Morgen ſo warme Gelübde vor dem Herrn niedergelegt, und als ich nachher im Hausflur an Thereſen vorüber eilte, ſagte ich ihr leiſe und haſtig: Bete nur zum lieben Gott, daß wir nicht von hier fort müſſen!

Ich ſaß oben in meiner Kammer, bis mich die Tante ſelbſt zum Frühſtück holte. In banger Erwartung folgte ich ihr: wie werden die Eltern ſein, was wirſt du hören müſſen über die braune Kuh, was wird überhaupt kommen, heute und morgen und noch weiter. Aber wunderbar genug, es war alles beim Alten, der Vater las mit feſter Stimme den Morgen-

segen, und die Mutter, die in ihren Kissen heute zum ersten Mal auf dem Sopha saß und mit uns frühstückte, war so heiter, wie ich sie noch nie gesehen. Der liebe Gott hat deine Gebete schon erhört, dachte ich zuversichtlich, von der braunen Kuh ist gar nicht die Rede, viel weniger von Schreiber werden. Die Ursache dieser Gelassenheit war, daß die Tante den vernünftigen Gedanken hatte, ihre letzten Hundert daran zu geben, um zwei Kühe zu kaufen. Sie hatte schnell berechnet, daß alle Tage zweiunddreißig Maaß Milch gute Zinsen waren. Das Futter konnte um diese Jahreszeit nicht gerechnet werden, wir hatten Freiheit, noch mehr Kühe in den Wald zu treiben. Der Ertrag von Butter und Käse und Milch mußte, das war kein Zweifel, den Verlust der braunen Kuh ersetzen. Ja, dieser Verlust wurde für uns Kinder augenblicklich die Quelle eines großen Vergnügens. Christian hatte zwei Kühe ermittelt bei einem Förster, der eine Stunde hinauf in den Bergen wohnte; die Tante kannte die Leute recht gut von früher, sie wollte selbst mit Christian gehen, und Thereſe und ich, wir sollten sie begleiten.

Das war ein unbeschreiblich schöner Tag zu Ende Mais; die Blüthen waren abgefallen, aber Birken, Buchen und Eichen glänzten mit ihren Blättern so licht und schön, die Wiesen lagen wie dichte Blumenteppiche da, und die Sonne schimmerte in hunderttausend bunten Thautropfen. Schon früh in der Morgenkühle traten wir die Wanderung an, ich im frischen leinenen Kittel und mit dem groben Strohhut gefiel mir sehr wohl, ja, ich konnte jetzt schon lächeln über den klei-

nen englischen Herrenhut, über den Frack und über die Glaceehandschuh. Es ist ein schrecklicher Unsinn, wenn schon Jungens sich anziehen wollen, wie die feinen Herrn. Ein Junge ist ein Junge und muß frisch und frei durch die Welt streifen, unbekümmert um die Moden und um den Pariser Scheitel. Unser Fußsteg führte uns durch die eigenen Wiesen an dem silberhellen Bach entlang, wir berechneten das Heu, das darauf wachsen müsse. Christian legte den Finger an die Nase und sagte bedächtig: Ich mache mich anheischig, da die dreißig Fuder abzufahren, den Ueberfluß gleich nach der Stadt, so könnt es schon zweihundert Thaler geben. — Nicht doch, Christian, sagte die Tante, so viel verlange ich gar nicht. — Wenn es der Herrgott aber schenkt, so nehmen wir es, war seine Antwort. — Ja, ja, wir nehmen es rief Therese und ich, und in Freudensprüngen ging es weiter.

Die Försterei lag wunderschön auf einer kleinen Anhöhe dicht am Walde, an den Garten aber grenzte eine große Wiese. Wir wurden von einem ältlichen Ehepaar sehr freundlich empfangen, dann mußten wir essen, o, so viel essen, Schinken und Schlackwurst und fette Butterbrode, ich bekam eine sehr gute Idee von dieser Försterei. Dann ging es an den Kuhhandel. Tante Dorette und Christian waren keine gewaltigen Handelsleute, Christian lobte die Kühe so unaufhörlich, und die Frau Försterin, die augenscheinlich die Gebieterin des Kuhstalls war, schien darüber so glücklich, daß der Handel zu gegenseitiger Befriedigung schnell abgemacht war. Nach dem splendiden Frühstück gab es ein noch reicheres Mittagbrod, und als wir beim

Kaffee und bei den frischen Waffelkuchen saßen, da hatten sich unsere Herzen im völligen Vertrauen aufgethan. Tante Dorette erzählte von des Vaters Unglück, wie unerwartet und ungewöhnlich es sei; die Alten waren theilnehmend, aber auch gewaltig neugierig, in ihrer Einsamkeit war ihnen unser Besuch ein großes Vergnügen. Was soll denn aus diesen Burschen werden? fragte der alte Förster, indem er mich vertraulich auf die Schulter klopfte. Die Tante setzte ihm unsere bedenkliche Lage auseinander, an irgend eine Carriere sei für mich nicht zu denken, unser höchstes Bestreben sei, das Gut so weit zu verbessern, daß es mit Leichtigkeit die Pacht zahle, dann würde der Herr auch für mein Fortkommen als Oekonom sorgen. Ich schloß nun mit Feuer mein Herz auf, wie das Landleben so schön sei, wie ich gern graben und hacken und pflügen wolle. — Oder Förster werden, fiel der Alte schmunzelnd ein. — Welch ein neuer Ideenkreis that sich bei diesen Worten vor meinen Blicken auf, die Büchse auf dem Rücken durch Feld und Wald zu streifen, dabei doch Ackerwirthschaft, Pferde, Kühe und Wiesen. Ich weiß nicht, welche Freudenergüsse in diesem ersten Entzücken über meine Lippen flossen. Tante Dorette nahm die Sache gleich ernsthafter. Des Försters Kinder waren erwachsen und nicht mehr im Hause, und es ergab sich bei ihrem Gespräch, daß er wohl Lust hatte, gegen ein mäßiges Kostgeld so einen jungen Burschen, wie ich es war, in die Lehre zu nehmen. Das Kostgeld trübte etwas meine rosigen Aussichten, wo sollte das herkommen? Wenn der Vater Schreiber in der Stadt wurde, war gar nicht daran zu denken,

dann war meine einzige Aussicht, auch für Geld zu schreiben. Mein Herz wurde sehr schwer bei diesem Gedanken, der mir plötzlich wie eine gewisse Ahnung meiner Zukunft erschien. Mit Wehmuth nahm ich Abschied von den guten alten Leuten, von der herrlichen Försterei und trat schweigend den Rückweg an. Doch hielt die Wehmuth nicht lange an, der Abend war zu schön, und der Reichthum der neuen Kühe und alles, was sich daran knüpfte, zerstreute mich auf eine angenehme Weise, und durch unsere üppigen Wiesen ging es, wie auf dem Hinweg, mit Freudensprüngen.

In den nächsten vier Wochen bis zur Heuernte begab sich nichts Besonderes, genug war freilich schon die Aufregung, in der wir uns befanden. Das Gras auf der Wiese mußte wegen der zweihundert Thaler noch fußhoch wachsen, aber auch nicht zu schnell in die Höhe schießen durfte es, damit es nicht an den Wurzeln dünn und geil blieb. Als es nach einer Woche starker Hitze nicht regnen wollte, begannen leise Besorgnisse sich zu regen. Christian stand des Abends mit der Tabackspfeife in der Pforte und unterhielt sich mit dem nächsten Nachbar. So ein Gewitterchen, Nachbar, könnte nicht schaden, waren seine etwas bedenklichen Worte. Nein, nein, Nachbar, aber noch besser vierundzwanzig Stunden von oben Regen, sagte der andere. Da ist das Gras, und da ist das Sommerkorn, auch die Kartoffeln, — so folgten die Bedenken. Tante Dorette hielt nicht viel länger mit ihren Wünschen zurück, oder sie schaute wenigstens sehr oft nach dem Wetterglase. Thereſe und ich aber übernahmen in kindischer Ungeduld die Hauptsorge und

Hauptarbeit, wir liefen des Tages vielmals auf den oberſten Boden und ſchauten uns nach einem Wölkchen um, und ich ging wohl kaum in den Garten, daß ich nicht den Finger naß machte, um zu prüfen, ob der Wind ſich nicht gedreht habe. Endlich, welch ein Jubel, als die Sonne ſich eines Abends hinter dicke Wolken hinabſenkte. Am andern Morgen wurden wir geweckt durch das leiſe Rauſchen des Regens auf die vollen Lindenblätter, welch ein entzückender Ton! wir ſaßen ſtundenlang am Fenſter, um uns zu freuen über die Erquickung, die dem ganzen Lande wurde, es war uns, als ob wir ebenſo gedürſtet hätten, als Blumen, Kräuter und Bäume. Ich machte ſehr vernünftige Betrachtungen mit Thereſe und Tante Dorette, wie ich ſolches Wetter in der Stadt immer ſo abſcheulich gefunden habe; jetzt war ich ganz mit der Tante einverſtanden, daß wir damals nur an uns und an unſer Vergnügen gedacht hatten, wenn uns irgend eine Partie verregnet wurde, wenn wir gelangweilt zu Hauſe ſitzen mußten; an des Landmanns Sorgen und Wünſche, an das ganze Land, das nach Erquickung dürſtete, hatten wir nicht gedacht. Man muß daß nur ſelbſt erfahren, ſagte ich verſtändig, o, wie wird das Gras auf der Wieſe nach dieſem herrlichen Regen wachſen, und das Korn auf dem Felde, das eben blühen will, wird noch mächtig Kräfte ſammeln.

Vierzehn Tage nach dieſem ſchönen Regen waren vergangen und die Heuernte begann. Eine herrliche Zeit, aber für mich auch eine Zeit großer Erregung; ich meinte, dafür ſorgen zu müſſen, daß die Sonne acht Tage lang ungetrübt am Himmel ſtünde. Früh,

wenn der erste lichte Streifen sich im Osten zeigte, wanderte Christian fort, mähen läßt es sich am besten, wenn das Gras noch naß ist. Ich begleitete ihn immer ein Stück, um die Stärke des Thaues zu untersuchen, je mehr es des Morgens gethaut hatte, desto sicherer waren wir den Tag vor Regen. Einige Stunden später verließen wir dann alle, außer der Mutter, das Haus und zogen nach der Wiese, es war den ganzen Tag ein köstliches Nomadenleben. Mittags holte uns Christian die einfache Mahlzeit, die dann unter einer mächtigen Buche am Waldesrand verzehrt wurde. Darauf suchte sich ein jeder nach Belieben ein Plätzchen zur Mittagsruhe, da lag ich so gemüthlich, hörte dem Summen der Bienen zu und beobachtete bunte Käfer und Käferchen auf ihren Entdeckungsreisen zwischen den Halmen und Blumen, oder ich unterhielt mich mit vorüberziehenden Reisenden; denn unsere Gegend war ihrer Schönheit wegen im Sommer sehr besucht. Mit neuer Lust ging es dann an die Arbeit, der süße Heuduft berauschte uns fast, wenigstens in Lust und Fröhlichkeit.

Sechs Tage hatte ich das Wetter sorglich, aber glücklich überwacht, am siebenten untersuchte ich mit Christian, wie gewöhnlich, den Thau. Welch ein Schrecken, das Gras war trocken, wie am Abend vorher. Wie schade, sagte Christian, wir hätten morgen anfangen können, das Heu einzufahren. Wir gingen den Tag alle desto eifriger an die Arbeit, bei der mindesten Regengefahr sollte das Heu in Haufen gebracht werden. Bis zehn Uhr stand die Sonne hell am Himmel; aber ihr gegenüber auf den Bergen sammel-

ten sich Wolken, wir brachten also das ziemlich trockene und schön duftende Heu auf den großen Wiesen in Haufen. Die Wolken thürmten sich immer mächtiger und in dunkeln unheimlichen Farben, der Donner grollte immer näher, wir hatten große Eile, unsere Arbeit zu vollenden, und eilten dann recht betrübt und mit schwerem Herzen nach Hause. Von der kleinen Erhöhung im Garten beobachtete die ganze Familie das heranziehende Ungewitter. Doch seltsam genug, die dunkeln Massen hüllten wohl die Berge ein, aber kamen dann nicht weiter. Der Wind brauste wohl bei uns in den Bäumen, einzelne Tropfen fielen, aber Regen war es nicht zu nennen. Dacht ich es doch, sagte Christian jetzt vergnügt, die Gewitter, die in der Ecke aufblühen, gehen selten von den Bergen fort, da ist eine Wetterscheide, und sie ziehen sich immer links ab. — Die Nachbarn traten zu uns an die Mauer, das Donnern und Blitzen, die unheimlichen Wolken wurden besprochen, aber die Sache war richtig; dort in den Bergen mochte es noch so sehr brausen und in Strömen gießen, bei uns blieb es trocken. Wir waren oben auf, aßen gemüthlich unser Mittagbrod, und als die Wolken sich zertheilten, und die ersten Sonnenstrahlen blitzten, entschlossen wir uns, wieder an unsere Heuarbeit zu gehen. Aber da folgte ein neuer Schrekken, der uns arg in unserer Gemüthlichkeit störte. Der Nachbar erschien unter unserem Fenster und rief, so laut er konnte: Herr Westroth, der Goldbach ist übergetreten, oben war ein Wolkenbruch, die halben Wiesen stehen unter Wasser! — Der Vater rieß das Fenster auf, er wollte nähere Nachricht haben, doch

der Nachbar eilte schon um die Ecke, und wir sahen Leute von allen Seiten kommen und nach den Wiesen laufen. In dem Augenblick trat Christian ein: Jetzt flink mit Händen und Füßen geholfen, sagte er wieder bedenklich, was das Zeug halten will. Wer nur helfen kann, muß mit, die Herrschaften müssen voran und mit den Harken so viel als möglich vom Wasser fortschieben, ich aber spanne an, mit dem Wagen schaffts dann besser. Vor drei Jahren kam das Wasser bei Nacht, und ist uns alles Heu fortgeschwommen.

Ich stürzte aus dem Hause, als ob ich den Bach allein halten müsse, ich war auch zuerst an Ort und Stelle. Ja, der unschuldige, silberhelle Bach wälzte sich in trüben Wellen und in mächtiger Breite eilig fort. Er führte auch Zweige und Holzstämme und Heu mit sich, doch glücklich genug, auf unsern Wiesen, das übersah ich mit schnellem Blick, hatte er noch keinen Schaden angerichtet, nur eben bespülte sein trübes Wasser die ersten Heuhaufen. Mit Eifer und Gewalt begann ich sie aus seinem Bereich zu schieben, bald kamen auch der Vater und die Uebrigen an, selbst die Mutter stellte sich zur Hilfe ein, der Vater machte die Schlachtordnung, er war der Feldherr, vertheilte die Kräfte an dem langen Ufer hinauf, und nun mit einer ordentlichen Wuth rissen wir dem abscheulichen Bach unser schönes Heu aus seiner gefährlichen Nähe weg. Christian hatte seine Gelassenheit für heute bei Seite gelegt, nach kurzer Zeit trabten die alten Schwarzen heran. Ja, nur noch acht Männerarme! klagte Christian; aber im ganzen Dorfe war niemand auf-

zutreiben, ein jeder hatte für sich zu thun. Wir begannen auf- und abzuladen und hin- und herzufahren, wir berechneten, daß das Wasser mit unserer Arbeit Strich hielt, aber plötzlich bemerkten wir zu unserem Schrecken, daß es uns doch überholen werde. Eine Reihe müssen wir opfern, kommandirte der Vater, um nur Vorsprung zu gewinnen. Wir überzeugten uns eben von dieser traurigen Nothwendigkeit, als wieder vor dem Walde eine Gesellschaft Reisender erschien. Wir schauten natürlich auf. Das sind Justizraths! flüsterte die Mutter in größter Bestürzung. Diese Entdeckung ließ uns alle Wassernoth vergessen, ich schaute unwillkürlich uns alle an, ich prüfte unsere Kleidung, unsere ganze Erscheinung. Der Vater in Hemdärmeln, ich mit leinenem Kittel, Mutter, Tante und Therese mit Kattunkleidern, in denen unsere früheren Hausmädchen nicht über die Straße würden gegangen sein. Das war meinem kleinen hochmüthigen Kopf ein bitterer Augenblick, mir fielen die Ponies und der Jokey und die kleine Prinzessin ein.

Ich war noch so in meine Gedanken befangen, als der Vater schon zu der Gesellschaft ging. Auch wir müssen einen Augenblick hingehen, sagte Dorette zur Mutter. Sie gingen, und als wir die laute Begrüßung hörten, folgten Therese und ich neugierig nach. Zu meiner Verwunderung waren die Leute ganz freundlich und herzlich, sie bedauerten uns aufrichtig, als sie die Noth hörten, in der wir uns befanden, sie schilderten uns das mächtige Gewitter, welches sie in den Bergen erlebt hatten, und waren entzückt über die Lage unseres jetzigen Wohnortes. Das waren aber alles nur wenige Worte in wenigen Augenblicken; denn auf des Vaters Entschuldigung waren wir wieder an unsere Arbeit geeilt, und der dicke, gutmüthige Justizrath folgte uns mit seiner Gesellschaft theilnehmend bis an den Rand des Wassers. Ei, ei, ei, das ist herzbrechend, rief der Justizrath jetzt eifrig, theuer-

ster Herr Westroth, diese ganze Reihe ist in höchster Gefahr. — Ja, sagte der Vater, die müssen wir aufgeben. — Ei bei Leibe nicht, rief der Justizrath wieder, das wunderschöne Heu, Kinder, ich kann mir nicht helfen, meine Damen, entschuldigen Sie, — und dabei zog der dicke, gute Mann den Rock aus und begann in dem Heu zu wirthschaften. Aber die Frau Justizräthin und Luischen, ihre Tochter, ein erwachsener Primaner, ihr Sohn, noch eine junge Dame und zwei junge Herren waren auch der Meinung, jeder müsse da Hand anlegen, um dem Wasser die duftende Beute zu entreißen. Unter dem fröhlichsten Gelächter hatten wir plötzlich eine Menge Arbeiter gewonnen, und der Justizrath erzählte ganz stolz, daß sein Großvater Schafmeister gewesen und daß er in seiner Jugend auch Heu gemacht habe. Mir dummen Jungen fiel es wieder wie Schuppen von den Augen, selbst diese Leute halten es für keine Schande, wenn man Heu macht. Unglück und Armuth ist keine Schande, hatte die Tante oft genug gesagt. Mir war die Sache nur nicht einleuchtend gewesen. Und jetzt sagte der Justizrath zu meinem Vater: Lieber Herr Westroth, Sie sind ein Ehrenmann, wie muß man Sie bewundern, daß Sie sich so in Ihren neuen Beruf gefunden haben!

Als wir eine gute halbe Stunde gearbeitet und die Gäste im höchsten Eifer mit Händen und Füßen das Heu fortgeschoben hatten, da verkündete Christian mit Kennerblick, das Wasser sei im Stillestehen. Es war ein allgemeiner Jubel. Die Frau Justizräthin umarmte meine Mutter, O liebe Frau Westroth, sagte sie bewegt, verzeihen Sie mir, ich hatte aber nie geglaubt, daß Sie eine so tüchtige Wirthin werden könnten, und der Edmund und die Therese, was sind das für brave Kinder geworden! fügte sie hinzu. Wie mir das so süß klang! Ja, dacht ich feurig, ich will ein braver Junge werden, fleißig und gottesfürchtig, und

wenn ich auch arm bin, wird es mir doch gut gehen, wenn der liebe Gott nur alles glücken läßt, und wir hier bleiben können.

Unsere Gäste ließen sich nicht lange nöthigen, daheim mit wohlverdientem Kaffee erquickt zu werden; Tante Dorette eilte deshalb voraus. Das war wieder ein heller Tag in der Geschichte unseres Kampfes und unserer Sorgen. Die Gäste waren entzückt über das freundliche Haus, über die blühende Linde und den einfachen idyllischen Garten, auch hatte ihnen der Kaffee nie so gut geschmeckt, die frische Milch und das herrliche Schwarzbrod, sie schienen uns in ihrer romantischen Reisestimmung fast um unseren Aufenthalt zu beneiden. Das ist eben die Sache, wenn wir nur hier bleiben können, dachte ich mit stillem Seufzen; der Vater hatte wirklich in vollem Ernste mit dem Justizrath von einer Schreiber- oder Secretärstelle gesprochen, doch tröstete ich mich damit, daß er es selbst noch nicht glaubte und nur auf alle Fälle wollte vorbereitet sein.

Die Heuernte war glücklich beendet, eine Menge Fuder waren verkauft, der Vater hatte den ganzen Schrank voll Geld, nach meiner Einsicht mußte die Sache gut gehen, ich war mehrere Wochen sehr vergnügt. Eine glühende Sommerhitze brachte die Ernte eher zur Reife, als wir erwartet und gewünscht hatten, aber wir wurden deshalb auch eher fertig damit. Die dünnen Halme waren bald abgemäht, zusammengebunden und eingefahren. Die Sache war richtig, es war eine höchst traurige Ernte, noch unter aller Erwartung schlecht. Bange, stille Tage waren es, die uns der Entscheidung unseres Schicksals näher brachten. Es wurde Familienrath gehalten, dem wir Kinder nicht eigentlich beiwohnten, dessen Resultate uns aber auch nicht verheimlicht wurden. Der Vater hatte an den jetzigen Eigenthümer des Gutes, einen alten Regierungsrath, geschrieben und angefragt, ob er sich mit der Pacht gedulden wolle. Bei treuer und fleißiger

Bewirthschaftung war sicher anzunehmen, daß der Werth des Gutes sich heben, und die Einahmen sich von Jahr zu Jahr vermehren würden. Von diesem Tage an war mein Kopf immer voll Rechenexempel, und Thereſe hatte genug Reſpekt vor meiner Klugheit, daß ſie dieſe Exempel geduldig mit anhörte und die ſüßeſten Hoffnungen daran knüpfte. Eines Tages ſaß ich mit ihr vor der Thür und demonſtrirte alſo: Wenn der alte Regierungsrath ſicher rechnet, dann läßt er uns hier ruhig ſitzen. Zu 15000 Tahlern hat er das Gut angenommen, 600 Thaler Pacht müſſen wir zahlen, es iſt aber jetzt nicht 15000 werth; wenn er es verkauft, verliert er mindeſtens 3000 Thaler, wenn er es uns läßt, riskirt er höchſtens das erſte Jahr 400 Thaler Pacht, das zweite Jahr 200 Thaler, das dritte Jahr gar nichts, im vierten und fünften können wir die Pacht nachzahlen und im ſechſten die rückſtändigen Zinſen: die Sache iſt klipp und klar, ich fürchte nur, der Vater ſetzt ihm das nicht gehörig auseinander.

Thereſe ſah mich verwundert an: O Edmund, könnteſt Du nicht hinreiſen und mit ihm reden? — Ich zuckte die Achſeln, in dem Augenblick kam der Briefträger um die Ecke. Ein dicker Brief aus der Stadt, ſicher vom Regierungsrath. Ich fand die Eltern und die Tante in der Stube, der Briefbote ward abgefertigt, jetzt waren wir alle verſammelt, mit klopfendem Herzen, in banger Erwartung die Entſcheidung über unſere Zukunft zu hören. Der Vater erbrach das Siegel, entſetzliche Pauſe! ich wagte kaum zu athmen, der Vater las für ſich, es bedurfte auch keiner Worte, in ſeinen Mienen war alles zu leſen. Er hatte den Brief längſt weggelegt; niemand ſprach. Alſo wirklich! ſagte die Mutter endlich mit einem tiefen Seufzer. — Es iſt ihm eigentlich nicht zu verargen, entgegnete der Vater ruhig, er iſt ſehr böſe, daß wir ihm das Gut mit fünfzehntauſend Thalern berechnet haben, da es doch die Zinſen nicht bringen könne, und es ſei keine

Kleinigkeit, ein mit Mühe und Sorgen gesammeltes Vermögen so hergeben zu sollen. Er will Dorndorf aber jedenfalls sogleich verkaufen, den Schaden lieber jetzt tragen, als uns hier lassen, da er, wie er unser Wirthschaften kenne, die Hoffnung auf eine Verbesserung des Gutes dabei höchst lächerlich finde. — Und wann müssen wir fort? fragte die Mutter. — Noch vor Winter, die Sache ist schon gerichtlich eingereicht. — Die Tante hatte während der Zeit den Brief selbst gelesen. Mit den Sachen irrt sich der Alte aber gewaltig, sagte sie etwas gereizt, die gehören größtentheils mir und an dem Uebrigen haben die Kinder und Emilie auch ihr Theil. — Wie schwer ist es doch, daß wir ihn nicht entschädigen können, sagte der Vater traurig. Wir waren alle still, vom Abendbrod wurde kaum etwas gegessen, der Vater schrieb denselben Abend an den Justizrath um eine Schreiberstelle.

Die nächsten Wochen gingen schwerfällig dahin, Christian und seine Tochter waren traurig mit uns, gewirthschaftet aber wurde dennoch mit großer Treue; dem Vater lag es daran, die Vorräthe so reichlich als möglich zu hinterlassen und dadurch die Verkaufssumme zu steigern. Ich dagegen that alles, was ich that, aus Liebe zu dem geliebten Dorndorf und zu meiner Arbeit. Ich hielt den Garten sauber wie früher, ordnete in den Astern- und Reseda-Beeten, band die Nelken an und pflückte die trockenen Blüthen aus den schönen dunkeln Scabiosen. In meinem Stübchen konnte ich oft allein sitzen, und wenn meine Augen unwillkürlich die lustige Fanchon studierten, ward mir das Herz gar zu weh. Ich wandte mich zum Fenster, hier war ein Kasten mit goldgelber Kresse, die Blüthen hingen weit am Giebel hinab, wie freute sich mein Herz daran; ich schaute in den Abend hinaus nach den goldenen Sternen und höher, ich wagte immer noch zu beten: Lieber Gott, können wir nicht hier bleiben?

Es war ein wunderschöner Tag Ende Septem-

bers, wir hatten den ganzen Tag bei der Kartoffelernte geholfen, gegen Abend gingen wir spazieren, den Fußsteg am Bache entlang, und ruhten jetzt unter der großen Buche über unseren Wiesen. So schön als heute war uns die Gegend noch nie erschienen. Mit Entzücken sahen wir der sinkenden Sonne nach, golden lagen ihre schrägen Strahlen auf der grünen Wiese, leichte Silberfäden zogen vor dem blauen Himmel hin, die fernen Berge schillerten wie lichte Seide, während die nahen Buchenwälder vom ersten Schmucke des Herbstes angehaucht in prächtigen Farben blitzten. Laßt uns nur die Schönheit noch recht genießen, sagte Tante Dorette bewegt, und dann getrost hingehen, wohin der Herr uns führt. Der Vater nickte freundlich, die Mutter hatte ihren Kopf an des Vaters Schulter gelegt, leise rannen Thränen über ihre Wangen. Da stimmte die Tante mit voller Stimme an: „Befiehl du deine Wege, und was dein Herze kränkt," — wir kamen in eine Art Begeisterung und konnten freudig mitsingen, aber bald unterbrach hier und dort ein Schluchzen unsern Gesang, wir stockten, einer nach dem andern, endlich konnte auch Tante Dorette nur weinen.

Nahe Schritte störten uns, wir nahmen uns zusammen, es war Christine mit einem dicken Brief für den Vater. Eilig! stand darauf, er war vom Justizrath. Wie schlug mir das Herz, als der Vater das Siegel löste, jetzt war ja die Schreiberstelle unsere einzige Hoffnung, und mir bangte nur vor einer abschlägigen Antwort. Nein, die war es nicht, der Vater sah so freudig auf. Lies den Brief vor, sagte er und reichte ihn der Tante. Der Inhalt des Briefes war kurz gefaßt: „Lieber Freund. Ich melde mich Ihnen als Ihren neuen Gutsherrn an, ich habe dem guten Regierungsrath Dorndorf abgenommen, Ostern erhält er 15000 Thlr.; mit der ersten Jahrespacht will er sich gern gedulden, bis wir zahlen können, was nach

der Berechnung, die Sie mir im Sommer machten, sicher schon in einigen Jahren geschehen kann. Dorndorf ist ein schönes Gut, und meine Frau ist entzückt über unser neues Eigenthum. Eine Bitte knüpft sich aber daran: meine Ferienzeit, die ich gern in den Bergen verreiste, möchten wir in Ihrer Erkerstube zubringen, wir gedenken, damit gleich einen Theil der Pacht abzuessen. Für mein Vergnügen reflektire ich besonders auf die Heuernte, eine herrliche Arbeit, meine Frau und Luischen aber wünschen an der Butterwirthschaft Theil zu nehmen, und mein rüstiger Primaner wird die romantische Gegend durchstreifen." Der Brief schloß mit Versicherungen der Freundschaft und der Zuversicht, sein Gut in so fleißigen und getreuen Händen zu wissen, davon er sich im vergangenen Sommer mit eigenen Augen überzeugt habe.

Alle schwiegen vor tiefer Rührung, ich aber sprang auf, umfaßte die Buche mit beiden Armen und machte Freudensprünge, ich konnte mich nicht halten. Christine hatte den Brief mit angehört und eilte voraus mit der Glücksnachricht. Wir folgten langsamer und schauten so selig in das herbstliche Abendroth. O du liebe Heimath, wir hatten dies Stücklein Erde ja alle so lieb. Zu Hause eilte ich erst auf meine Bodenkammer, diese stille Gefährtin vieler kummervollen Stunden mußte meine Freude sehen, in feuriger Begeisterung fiel ich auf die Kniee und dankte dem lieben Gott für die unverdiente Gnade, dann umarmte ich den Fensterrahmen und schaute über die goldene Kresse hinweg zu den auftauchenden Sternen, und als mich Therese rief, eilte ich laut singend die Treppe hinab. Therese hatte den Auftrag, mit mir in den Garten zu gehen und Pflaumen zu schütteln. Heute ging es hoch her, herrliche frische Pflaumen wurden geschmort und Eierkuchen gebacken, das ganze Haus war voll köstlichen Duftes, und jetzt noch nach vielen Jahren erscheint mir dies Essen als ein besonderes Festessen,

und wenn herbstliches Abendroth am Himmel glüht, kann ich es zuweilen nicht lassen, die schönen blau angehauchten Pflaumen von den lieben alten Bäumen zu schütteln und in die Küche zu liefern. Doch nun weiter.

Der Winter verging uns im Gefühle des Glückes und der Zufriedenheit. Ich ging fleißig zum Herrn Pastor in die Schule, ich war auch bald genug dahinter gekommen, daß mich mein französisches Collegium nicht wohl unterrichtet und daß ich, als ich das Parliren glücklich verlernt, ein ausgezeichnet dummer Junge war. Außer den Schulstunden waren wir mit den Eltern oft bei Pastors, und sie wieder bei uns, und auch mit den guten Försterleuten wurde verkehrt und dabei der Plan gemacht, daß ich bis Ostern über ein Jahr den Unterricht mit den Kindern auf der Pfarre genießen und dann Lehrling in der Försterei werden sollte.

Der Winter war vergangen, der Frühling mit seiner Arbeit herbeigekommen, wir waren alle sehr geschäftig in diesem Jahre und hatten mehr Muth; alles erübrigte Geld war auf des Justizraths Anordnung in die Wirthschaft gesteckt, um zwei prächtige Kühe war der Stall schon wieder reicher, von der Milchwirthschaft allein konnten wir beinahe leben. Als alle Aecker bestellt waren, die Saaten grünten, die Bäume blühten, und Gras und Blumen die Wiesen üppig schmückten, gingen wir daran, das Haus für die erwarteten Gäste zu schmücken. Die beiden im vergangenen Jahre verunglückten Fenster ließ ich mir nicht nehmen mit weißer Oelfarbe anzustreichen, und noch an vielen Orten fand sich etwas zu pinseln und zu kleben, dann wurde gescheuert, gewaschen, geplättet, bis das Häuschen blitzte und blinkte in allen Ecken. Es war ein wunderschöner Tag, an dem wir endlich Justizraths erwarten konnten, heller Sonnenschein und sommerlicher Duft lagen über Wald und Flur, unser

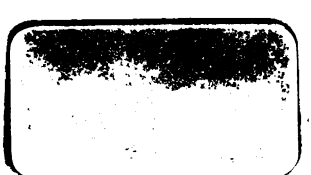
Gartenstand war im reichsten Blumenflor, die Linde vor dem Hause blühte, und in den kühlen Stuben hauchten Rosen und Levkoyen ihr Aroma aus. Wir selbst hatten uns auch geschmückt, um unsere Gutsherrschaft mit der gehörigen Ehrerbietung zu empfangen. Gern wollte ich diese Ehrerbietung erweisen, ich hatte einzusehen angefangen, daß die verschiedenen Stände und Verhältnisse in der Welt Gottes Ordnungen sind, daß aber das innere Glück von diesen äußeren Ordnungen ganz unabhängig ist. — Der große Reisewagen fuhr vor, der Empfang war gegenseitig gleich aufrichtig und herzlich. Christian und Christine erhielten den Auftrag abzupacken. Halt! sagte der Justizrath, erst muß, was ich auf dem Herzen habe, heraus; denn es ist sehr die Frage, ob Sie uns unter den jetzigen Verhältnissen als Kostgänger haben wollen. — Wir sahen ihn lachend und neugierig an. — Die Sache ist, wie ich es von Anfang vorausgesehen habe, begann der Justizrath so ruhig, als ob gar nichts Besonderes zu berichten sei. Roland und Compagnie hat eine gute Zuckerernte gethan und beginnt sein Haupt wieder zu erheben und zu zahlen; 10000 Thaler habe ich für Sie schon so gut wie in der Tasche, 10000 sollen noch folgen. — Die Verwunderung und Freude war groß, und daß Fragen wollte kein Ende nehmen. Der gute, dicke Justizrath fragte endlich noch einmal, ob wir sie als Kostgänger haben wollten. — Nein, nicht als Kostgänger, sondern als sehr liebe Gäste. — Als das erste Feuer vorüber war, und wir etwas beruhigt beim Abendbrod saßen, begann der Justizrath ernsthaft und feierlich: Mein lieber Herr Westroth, ich gebe Ihnen noch eines zu bedenken, Sie haben 20000 wieder in Händen, Ihre Firma ist eine geachtete, Sie sind ein gescheiter Kaufmann, wie wäre es, wenn sie wieder zu uns zurückkehrten, und Ihr väterliches Gut dennoch verkauften? — Eine verhängnißvolle Pause entstand, der Vater blickte vor sich nie-

der. Da wandte sich die Justizräthin scherzend zu mir und Theresen: Was meint Ihr dazu, liebe Kinder? — Wir bleiben lieber hier, klang es wie aus einem Munde. Tante Dorette sprang auf, küßte uns und sagte mit Thränen in den Augen: Und ich bleibe auch lieber hier. — Die Kinder haben meinen Wunsch schon ausgesprochen, sagte der Vater lächelnd und sah die Mutter fragend an. Sie nickte freundlich. Ach nein, auch sie wollte sich nicht wieder auf die unsicheren Wogen solch weltlichen Glückes begeben. Die Versuchung war überstanden! — So sind wir also unsere schöne Besitzung wieder los, meine liebe Frau, sagte der Justizrath lachend. Aber die Idee, uns auch einmal auf einen so kleinen stillen Punkt der Erde zurückzuziehen, doch nicht, fügte die Justizräthin hinzu.

Ein dreiwöchiger Aufenthalt in unserem lieben Dorndorf bestärkte sie in dieser Idee. Bei Arbeit und Einfachheit geht das Leben angenehmer und zufriedener hin, als im unruhigen Treiben der Welt: das war das Thema der gemeinschaftlichen Unterhaltung. Außerdem wurde aber zu meiner nicht geringen Betrübniß auch besprochen, daß ich augenblicklich auf ein Gymnasium müsse, um wenigstens einige Jahre eine tüchtige Schulbildung zu genießen. Um zu studieren, hatte ich schon zu viel versäumt, hatte auch wenig Anlage dazu, schließlich auch nicht Lust, ich wollte lieber pflügen, graben und säen und ein einfacher Landwirth sein. So geschah es denn. Vier Jahre besuchte ich die Schule, darauf mußte ich noch zwei Jahre in einer fremden Landwirthschaft dienen und kam dann als ein groß gewachsener Jüngling in das elterliche Haus zurück. Der Vater hatte in den Jahren Gelegenheit gehabt, einige neue Strecken Landes zu kaufen, und besaß jetzt sechs Pferde, meine Rückkehr war dem Vater sehr erwünscht. Die nächsten fünf Jahre gingen mir wie ein schöner Traum dahin, eine Neigung zu dem klugen Mariechen drüben im Pfarrhause war heller

Sonnenschein darin. Uebrigens war schon vor meiner Rückkehr das Verhältniß zwischen unseren beiden Familien ein sehr inniges geworden; der Herr, der uns so treulich geführt, der hatte auch meinen theuern Eltern und uns Kindern diesen Umgang bestimmt. Dem Vater war es eine große Freude, wenn er hörte, daß unser Haus ein christliches Haus genannt wurde, und ich fühlte mit ganzer Seele, welches der Friedensgrund unseres Stilllebens und unseres Glückes war.

Seit zehn Jahren waltet das kluge Mariechen hier als meine geschäftige Hausfrau, Tante Dorette hilft ihr noch immer dabei, und nichts ist schöner als eine so gute, helfende, alte Tante. Die Eltern wohnen im angebauten Seitenflügel, die Mutter sitzt wieder auf einem rothplüschenen Lehnstuhl, und einige schöne Oelbilder aus früherer Zeit schmücken die Wände des Zimmers. Therese hat des Justizraths rüstigen Primaner, der sich schnell genug zu einem geschickten Advokaten heraufschwang, geheirathet, und wo wohnt sie? in unserem alten Hause in der Stadt! Fürstlich ist es nicht ausgestattet, gut bürgerlich und sehr behaglich. In jedem Jahre wird vor Weihnachten von Dorndorf ein Ausflug nach der Stadt gemacht, um den Weihnachtsmann einzuholen; in den Sommerferien aber erscheinen die lieben Städter in Dorndorf und genießen die Freuden des Landlebens. Mit dem Heumachen will es dem alten Justizrath nicht mehr so von Händen gehen; aber nach der Buche wandert er mit der lieben Familienschaar, athmet den süßen Heuduft und freut sich an Kindern und Enkeln. Wir alle aber sprechen mit dankbarem Herzen die Worte aus: „Meine Gedanken sind nicht eure Gedanken, und eure Wege sind nicht meine Wege. Ich weiß wohl, was ich für Gedanken über euch habe, spricht der Herr, nämlich Gedanken des Friedens und nicht des Leides, daß ich euch gebe das Ende, deß ihr wartet.“

Druck von Ed. Heynemann in Halle.

520547